

Kinder-  
und Jugendliteratur  
Mädchenliteratur

Vom 18. Jahrhundert  
bis zum Zweiten Weltkrieg

---

Reclam



B Kla REC 58

C. Klemm

# Kinder- und Jugendliteratur Mädchenliteratur

Vom 18. Jahrhundert  
bis zum Zweiten Weltkrieg

Lieder und Gedichte  
Freühler Eine Textsammlung

Zahlreiche Abbildungen

Verschiedene

Herausgabe Herausgegeben

Quellen Herausgegeben von

Abbildungen Gisela Wilkending

Literaturkritik

1800 mit zahlreichen Illustrationen

verzweigtes weibliches Leben

magisch, ab 18. Jahrhundert und nach dem Ersten Weltkrieg

magisch, erstaunlich, bunt, heiter, lustig, weise, weinend, traurig

Philipp Reclam jun. Stuttgart

*Umschlagabbildung:  
Detail aus dem Frontispiz zu: Emmy von Rhoden,  
Der Trotzkopf, Stuttgart 1885*

Universal-Bibliothek Nr. 8985  
Alle Rechte vorbehalten

© 1994 Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart  
Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 1994  
RECLAM und UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene  
Warenzeichen der Philipp Reclam jun. GmbH & Co., Stuttgart  
ISBN 3-15-008985-9

## Inhalt

Vorbemerkung . . . . .	5
Einleitung . . . . .	7
Literatur für »kleine« und »jüngere Mädchen« . . . . .	71
Literatur für »junge Mädchen« . . . . .	143
Ratgebende Literatur . . . . .	143
Lieder und Gedichte . . . . .	242
Erzählende Literatur . . . . .	282
Zu dieser Ausgabe . . . . .	489
Verzeichnis der Autorinnen, Autoren, Herausgeberinnen, Herausgeber, Titel und Quellen . . . . .	493
Abbildungsnachweis und Illustratorenregister	541
Literaturhinweise . . . . .	543

## Vorbemerkung

Seit einigen Jahren ist auch die Frühgeschichte der deutschsprachigen Mädchenliteratur intensiv untersucht worden.<sup>1</sup> Die vorliegende Textsammlung geht dennoch vom Ende des 18. Jahrhunderts als einer für die Geschichte der Kinder- und Jugendliteratur wesentlichen Epochengrenze aus<sup>2</sup>: Die Verbürgerlichung der Gesellschaft des ausgehenden 18. Jahrhunderts<sup>3</sup> hat nicht nur ein Projekt Kinderliteratur hervorgebracht, sondern auch ein Projekt Mädchenliteratur initiiert. Es bleiben mehr als 150 Jahre der Geschichte einer Literatur zu dokumentieren, über die bis in die Gegenwart hinein häufig verständnislos und in grob verzeichnender Form geredet und geschrieben wird. Die Aufgabe konnte nur unter großer Selbstbeschränkung in Angriff genommen werden. So mußte zugunsten der Vorstellung historischer Entwicklungslinien, wichtiger Autorinnen sowie wesentlicher Aspekte des in der Literatur gespiegelten Mädchenlebens vor allem auf die Ausdifferenzierung verschiedener literarischer Typen erzählender Mädchenliteratur verzichtet werden.<sup>4</sup>

1 Siehe die Arbeiten von Cornelia Niekus Moore, *The Maiden's Mirror. Reading Material for German Girls in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*, Wiesbaden 1987 (Wolfenbütteler Forschungen 36), und Susanne Barth, *Jungfrauenzucht. Literaturwissenschaftliche und pädagogische Studien zur Mädchenerziehungsliteratur zwischen 1200 und 1600*, Stuttgart 1994; siehe auch: *Handbuch der Kinder- und Jugendliteratur. Vom Beginn des Buchdrucks bis 1570*, in Zsarb. mit Otto Brunken hrsg. von Theodor Brüggemann, Stuttgart 1987, und *Handbuch der Kinder- und Jugendliteratur. Von 1570 bis 1750*, in Zsarb. mit Otto Brunken hrsg. von Theodor Brüggemann, Stuttgart 1991.

2 Vgl. *Kinder- und Jugendliteratur der Aufklärung. Eine Textsammlung*, hrsg. von Hans-Heino Ewers, Stuttgart 1980 [u. ö.] (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 9992), S. 6 ff.

3 Vgl. Ute Frevert, *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt 1986 (edition suhrkamp, NF 284).

4 Vgl. dazu die Einführung in das entsprechende Kapitel dieser Textsammlung.

Die Sammlung enthält – neben einer Gruppe von Texten für »kleines« oder »jüngere Mädchen« – vor allem Texte für »junge Mädchen«, für die 12- bis 18jährige Mädchen als Leserinnen anzunehmen sind. Bei einer feineren Gliederung ließen sich noch einmal Texte für »erwachsene junge Mädchen«, für das »reifere Mädchenalter«, für die »reifere weibliche Jugend« oder für »Jungfrauen« ausgrenzen, die teils auch an »junge Mädchen und Frauen« gerichtet sind. Die Konzentration der Textsammlung auf Literatur für »junge Mädchen« hat ihren Grund in der Geschichte der Mädchenliteratur selbst: Gerade in diesem Bereich kommt es nämlich im 19. Jahrhundert zur Herausbildung einer literarischen Spezifik.<sup>5</sup> Die Geschichte der Literatur für junge Mädchen dokumentiert zugleich, wie wenig selbstverständlich sich der »Übergang« des Mädchens zur erwachsenen Frau vollzieht. Mädchenliteratur greift in die Situation der »Übergangszeit«<sup>6</sup> ein.

## Einleitung

Die historische Kinder- und Jugendliteraturforschung der 70er Jahre verstand sich vor allem als Teil einer »systematisch orientierte[n] Sozialisationsforschung«<sup>1</sup>. In ihrem Rahmen galt die Literatur einerseits als bedeutende Quelle zur Erhellung der Sozialgeschichte von Kindheit und Jugend. Sie wurde zugleich als Sozialisationsmedium untersucht. In dieser Phase der Beschäftigung mit der Geschichte der Kinder- und Jugendliteratur wurde die sozialisierende Funktion der Literatur einseitig betont, der spezifische Charakter literarischer Wirklichkeitsspiegelungen dagegen kaum bedacht. In den 80er Jahren verschob sich das Interesse: Kinder- und jugendliterarische Genres wurden als Widerspiegelungen epochenspezifischer und epochenübergreifender Kindheits-, Mädchen- und Frauen-, aber auch Elternbilder interessant.<sup>2</sup> Bisweilen kamen dabei die Bildungs- und Sozialgeschichte der Kindheit und Jugend sowie die Reflexion auf den möglichen Gebrauch, den Kinder und Jugendliche von dieser Literatur gemacht haben könnten, zu kurz.

Die folgende Einführung kann nicht die komplizierten Pro-

<sup>1</sup> Ulrich Herrmann, »Literaturosoziologie und Lesergeschichte als Bildungsforschung«, in: *Kinderliteratur und Rezeption*, hrsg. von Bettina Hurrelmann, Baltmannsweiler 1980, S. 194; für die Theorie und Geschichte der Mädchenliteratur in diesem Sinn siehe: Malte Dahrendorf, *Das Mädchenbuch und seine Leserin. Jugendlektüre als Instrument der Sozialisation*, Weinheim 1978 (1. Aufl. 1970).

<sup>2</sup> Dazu gehören im Bereich der Mädchenliteratur vor allem die Arbeiten von Dagmar Grenz; zur Geschichte von Kindheitsbildern siehe vor allem die Arbeiten von Hans-Heino Ewers sowie: Dieter Richter, *Das fremde Kind. Zur Entstehung der Kindheitsbilder des bürgerlichen Zeitalters*, Frankfurt 1987; zur Geschichte des Elternbildes siehe vor allem: Reiner Wild, *Die Vernunft der Väter. Zur Psychobiographie von Bürgerlichkeit und Aufklärung in Deutschland am Beispiel ihrer Literatur für Kinder*, Stuttgart 1987. – Zum Forschungsstand siehe neuerdings: Bettina Hurrelmann, »Stand und Aussichten der historischen Kinder- und Jugendliteraturforschung«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 17,1 (1992) S. 105–142.

<sup>5</sup> Vgl. Gisela Wilkending, »Mädchenliteratur von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg«, in: *Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur*, hrsg. von Reiner Wild, Stuttgart 1990, S. 220 bis 250.

<sup>6</sup> Hermann Leopold Köster, »Die literarischen Interessen der Übergangszeit«, in: *Archiv für Pädagogik*, I. Teil 1, (1913) Nr. 8, S. 449.

bleme einer Beschäftigung mit Kinder- und Jugendliteratur entwickeln. Sie macht statt dessen auf verschiedene Dimensionen der Geschichte der Mädchenliteratur aufmerksam. Sie möchte verhindern, daß sich die Lektüre der ausgewählten Texte dieser Sammlung schnell auf eine einzige Lesart verengt.

### *Mädchenbildung im Kontext historischer WeiblichkeitSENTWÜRFE*

Die Geschichte der Jugend und der Jugendbewegungen seit dem 18. Jahrhundert ist vor allem eine Geschichte der männlichen Jugend.<sup>3</sup> Aber auch von der Geschichte des Mädchenlebens führen Spuren zu einer Jugendgeschichte hin, zur Geschichte einer Mädchen-Jugendzeit, die – über die Zeit der Kindheit hinaus – nicht ausschließlich durch die zukünftigen Bedingungen eines Frauenlebens bestimmt ist. Während nun im ausgehenden 18. Jahrhundert Vorstellungen zur Erziehung »junger Mädchen« noch wesentlich aus Annahmen über biologische »Anlage«, über weibliches »Wesen«, über die »bürgerliche Bestimmung« der Frau und über die Bestimmung der »Frau als Mensch« hergeleitet werden, erhält im 19. Jahrhundert die Jugendzeit des Mädchens als Übergangszeit zunehmend eigene Qualität. Wegen der relativen Unbestimmtheit dieser Zeit bietet sie sich sogar als ein Konzentrationspunkt der jeweils aktuellen Diskussionen um den »Geschlechtscharakter« der Frau an.<sup>4</sup> Mit der Integration

<sup>3</sup> Siehe John R. Gillis, *Geschichte der Jugend. Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen in Europa von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Weinheim 1980.

<sup>4</sup> Zur Einführung in den im 18. und 19. Jahrhundert gängigen Begriff des Geschlechtscharakters verweise ich zunächst auf den grundlegenden Aufsatz von Karin Hausen: »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, hrsg. von Werner Conze, Stuttgart 1976, S. 363–393.

von Mädchen in die Wander- und Jugendbewegung des frühen 20. Jahrhunderts, mit der Herausbildung einer eigenen »Mädelbewegung« sogar, hat der Prozeß der Autonomisierung von Mädchenleben in der bürgerlichen Gesellschaft seinen Höhepunkt erreicht. Es zeichnet sich nun erstmals die Möglichkeit des Ausbruchs aus den formalisierten Erziehungssituationen von Familie und Schule ab. Alternative Lebensformen zur bürgerlichen Familie werden kurzfristig erprobt. – Der nationalsozialistische Staat löst dann mit den Gruppen der »Bündischen Jugend« auch die frühe »Mädelbewegung« auf. Der »Bund Deutscher Mädel« (BDM) bindet deren kulturkritische Potentiale in das nationalsozialistische Konzept einer totalen Erziehung ein.

### Weiblicher Geschlechtscharakter

Die im 18. Jahrhundert geführten Auseinandersetzungen um eine allgemeine Mädchenbildung begleiten den tiefgreifenden Umschichtungsprozeß der Auflösung des Sozialgebildes des »ganzen Hauses« als einer »herrschaftlich organisierten Produktions- und Konsumptionsgemeinschaft«<sup>5</sup>. An dessen Stelle tritt die durch verwandschaftliche Bindungen allein zusammengehaltene »Familie«, die fortan als Kern der modernen bürgerlichen Gesellschaft gelten wird. Mit der Auflösung der alten Produktions- und Konsumptionsgemeinschaften, mit der Herausbildung der »Familie« und der Entwicklung neuer Erwerbsstrukturen bilden sich zugleich die Sphären des »Privaten« und »Öffentlichen« um.

Als am Ende des 18. Jahrhunderts, im Vorfeld und im Umfeld der revolutionären politischen Bewegungen, auch in

<sup>5</sup> Gerda Tornieporth, *Studien zur Frauenbildung. Ein Beitrag zur historischen Analyse lebensweltorientierter Bildungskonzeptionen*, Weinheim 1979, S. 34. – Von dem Zusammenhang zwischen neuzeitlicher Mädchenbildung und Auflösung des »ganzen Hauses« geht bereits Elisabeth Blochmann in ihrer immer noch herausragenden Arbeit aus: *Das »Frauenzimmer« und die »Gelehrsamkeit«. Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland*, Heidelberg 1966.

Deutschland die Diskussion um Mädchen- und Frauenbildung heftiger wird, ist die Familie der modernen bürgerlichen Gesellschaft bereits weitgehend verinnerlicht. 1762 hatte Rousseau in seinem *Emile* mit revolutionärem Pathos in den Erziehungsgeschichten Émiles und seiner Frau Sophie auf der negativen Folie der »alten Gesellschaft« zugleich ein Ideal der modernen Familie entworfen, deren zentrale Aufgabe die Kindererziehung sein soll. In diesem Zusammenhang entwickelt er eine polare Geschlechtscharakteristik von Mann und Frau, die der Frau Mütterlichkeit, Häuslichkeit und Gattenliebe als ihre »wahre Natur« nahelegt. Die Frau vertritt für Rousseau den Binnenraum der Familie. In dieser Funktion, vor allem als erste Erzieherin ihrer Kinder und zur angenehmen Unterhaltung ihres Mannes, soll sie auch eine gebildete Frau sein. Denn: »Wie will im übrigen eine Frau, die es überhaupt nicht gewohnt ist, zu denken, ihre Kinder erziehen?« Damit sind der Mädchenbildung aber zugleich enge Grenzen gezogen, denn Rousseau setzt sein Ideal der Frau polemisch gegen den Typ der »gelehrten« Frau ab: »Aber mir wäre ein einfaches und derb erzogenes Mädchen hundertmal lieber als ein Blastrumpf und Schöngestie [ . . . ]. Eine schöngestigte Frau ist die Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihrer Diener, aller Welt.«<sup>6</sup>

Rousseaus Traum einer Kindheit in der Familie, dessen Verwirklichung er am Ende seines *Emile* in Aussicht gestellt hat, seine Ableitung der Bestimmung der Frau als liebende Mutter und Gattin aus ihrer biologischen Potenz, ihrer Gebärfähigkeit, übt verständlicherweise eine große Faszination aus: denn seine »Entdeckung« der Kindheit als Lebenszeit und

6 Jean-Jacques Rousseau, *Emile oder Über die Erziehung*, aus dem Franz. von E. Sckommodau, hrsg. von Martin Rang, Stuttgart 1963 [u. ö.] (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 901), S. 818f. – Zur gelehrten Frau in Texten des 17. und 18. Jahrhunderts siehe Silvia Bovensens, *Die imaginäre Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt a. M. 1979 (edition suhrkamp, Nr. 921).

Lebensform mit eigenem, in der frühen Kindheit vor allem gegen die Frau als Mutter gerichteten Anspruch antwortet ja auf einen im Erwachsenen unbefriedigt zurückgelassenen Wunsch.<sup>7</sup> Zugleich wird über diese »Entdeckung« und die damit verbundene Sentimentalisierung von Kindheit und Mütterlichkeit auch das aktuelle Problem der gesellschaftlichen Gleichheit oder Ungleichheit der Geschlechter, ein Kernproblem der Selbstdefinition der bürgerlichen Gesellschaft also, zugunsten des Mannes »gelöst«. Das Ausmaß dieser Zurücksetzung der Frau wird deutlich, wenn man bedenkt, daß zeitgleich, durch den Fortschritt der medizinischen Wissenschaft, mit der »Veröffentlichung« des Fötus als des »ungeborenen Kindes« eine neue Art der Verfügung auch über das Körperinnere der Frau möglich geworden ist.<sup>8</sup> Zwar klingt vor allem in populär-pädagogischen und populär-philosophischen Schriften des ausgehenden 18. Jahrhunderts, etwa in den letzten Auflagen von Hippels Schrift *Über die Ehe* (1774; 1793) und in seiner späten Schrift *Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber* (1792) auch die radikale Forderung einer gleichberechtigten Erziehung an.<sup>9</sup> Die Schriften der bedeutendsten und einflußreichsten Pädagogen und Philosophen der Zeit zeugen aber von dem Bemühen um die Ausarbeitung einer von Rousseau angeregten Differenzkonzeption, die eine gleiche oder gleichwertige Erziehung der Geschlechter ausschließen muß.

7 Das gilt nicht nur für Rousseau selbst, der ohne Mutter aufgewachsen ist und der im *Emile* eine Schuld abzuarbeiten sucht, da er die eigenen Kinder in ein Findelhaus gegeben hat.

8 Sieht dazu den Essay von Barbara Duden: *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben*, Hamburg 1991.

9 Das Konzept der Mädchenerziehung in entsprechenden Schriften wird untersucht von Johanna Hopfner, *Mädchenerziehung und weibliche Bildung um 1800 im Spiegel der populär-pädagogischen Schriften der Zeit*, Heilbronn 1990. – Das durchaus frauenfeindliche Konzept der ersten Auflage von Hippels Schrift *Über die Ehe* ist dokumentiert und kommentiert in der Ausgabe: Theodor Gottlieb von Hippel, *Über die Ehe*, hrsg. und mit einer übeln Nachrede versehen von Günter de Bruyn, Berlin 1979.

»Ihr seid wahrlich nicht dazu bestimmt, nur große Kinder, tändelnde Puppen, Nährinnen oder gar Furien zu sein; ihr seid vielmehr geschaffen – o vernimm deinen ehrwürdigen Beruf mit dankbarer Freude über die große Würde des selben! – um beglückende Gattinnen, bildende Mütter und weise Vorsteherinnen des inneren Hauswesens zu werden [...].<sup>10</sup> Mit diesen Worten nimmt der einflußreiche Pädagoge der Spätaufklärung Joachim Heinrich Campe in seinem erstmals 1789 erschienenen *Väterlichen Rath für meine Tochter* mit Rousseaus Kritik an der alten Gesellschaft und den »verfeinerten Ständen« (Campe) auch dessen Ansichten über die Bestimmung der Frau auf. In der Kurzformel zum »Beruf« der Frau als »Gattin, Hausfrau und Mutter« gehen diese Ansichten in zahllose pädagogische Schriften der Folgezeit ein. Charakteristisch für Campes Position ist, daß er seine Argumentation weniger auf die biologische Natur der Frau stützt, ja daß für ihn sogar die Möglichkeit der Veränderung der Bestimmung der Frau, wenn auch nicht wünschbar, so doch vorstellbar ist. Campe leitet den »Beruf« der Frau zunächst unsentimental aus dem Pflichtenkreis ab, in den die bürgerliche Gesellschaft die Frau des »Mittelstands« gestellt hat. Sein allererster der eigenen Tochter gewidmeter »Rath« setzt im Grunde deren Unzufriedenheit mit den »ungünstigen Verhältnissen des Weibes« voraus. Daher schreibt er: »Das Erste und Nöthigste, was ich dir, wofern du selbst es nicht schon längst bemerkt haben solltest, hier zu melden habe, ist: daß das Geschlecht, zu dem du gehörst, nach unserer dermähligen Weltverfassung, in einem abhängigen und auf geistige sowol als körperliche Schwächung abzielenden Zustande lebt, und, so lange jene Weltverfassung die nämliche bleibt, nothwendig leben muß. Das ist freilich keine angenehme, aber eine nöthige Nachricht, die ich, wenn ich zu deinem großen Schaden dich nicht täuschen

<sup>10</sup> Joachim Heinrich Campe, *Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron*, Neudr. der Ausg. 1796, Einl. von Ruth Bleckwenn, Paderborn 1988, S. 16f.

wollte, dir nicht verheelen durfte.<sup>11</sup> Campe weiß, welche Verzichtleistungen der Übergang zur erwachsenen Frau vom Mädchen verlangt. Er formuliert unverblümt, daß die Tochter unter den Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft kein mündiger Mensch werden kann. Es sei nun einmal so, »daß nicht das Weib, sondern der Mann das Haupt sein sollte«.<sup>12</sup> Was seine Position aus zeitgenössischen Lehren zur Mädchenerziehung heraushebt, ist die Tatsache, daß er in sie bereits das Problem einer weiblichen Pubertät einformuliert hat, einer Übergangszeit, in der die geforderte Verzichtleistung seiner Meinung nach für immer erbracht werden muß, wenn die Frau in ihrem Stand glücklich sein will. »Aber laß dich dadurch nur nicht niederschlagen, mein Kind! Denn wisse, daß es nichts desto weniger, bei einiger Seelenstärke und Selbstverläugnung, ganz bei dir stehen wird, in manchem Betracht eine glückliche Ausnahme von dem Schicksale deiner Schwestern zu machen [...].<sup>13</sup> Bedeutsam ist nun: Campe, für den aus diesem Grund auch der Vater der erste Erzieher der erwachsenen Tochter sein muß, bietet ihr Vaterliebe als Trost für den Verzicht an. Weg und Ziel einer Erziehung in der weiblichen Pubertät kann für ihn nur die Verinnerlichung eines Vaterbilds sein, das nicht allein Züge väterlicher Autorität, sondern auch leidenschaftlicher Liebe enthält. Dafür schreibt er, wie ein Liebender an die Geliebte, für die Tochter sein Buch: »Ich schrieb es unter lautem Herzensschlagen, und ich weiß, daß auch du es nicht ohne reges Gefühl und nicht ohne warmen Herzensdank gegen die Vorsehung, die dich dadurch belehren läßt, wirst lesen können. [...] Ich schrieb's, ungeachtet ich noch bei dir war [...], damit es ein Denkmahl meiner Liebe und Treue auf alle Tage bliebe, da ich, abgerufen von unserm Allvater, nicht mehr bei dir sein und nicht mehr von Angesicht zu Angesicht mit dir werde reden können. Dann vertrete dieses

<sup>11</sup> Ebd., S. 21.

<sup>12</sup> Ebd., S. 22.

<sup>13</sup> Ebd., S. 21.

Buch die Stelle deines Vaters, dessen Geist und Herz sich hier in jede Zeile ergossen [...].<sup>14</sup> Campe hat in diesen Worten einen über Rousseau hinausgehenden wichtigen emotionalen Grund für die Möglichkeit der Reproduktion der bürgerlichen Familie offengelegt. Es sind Worte, die allerdings erst aus der Perspektive einer Geschichte unterdrückter Sexualität, also im Kontext einer Psychopathologie der bürgerlichen Familie, interpretierbar sind.

Die Vorstellungen über Mädchenbildung im bürgerlichen Mittelstand aus dem weiteren Umfeld der deutschen Romantik, etwa im 1792 erschienenen *Grundriß einer Theorie der Mädchenerziehung in Hinsicht auf die mittleren Stände* von F. H. C. Schwarz, in den *Fragmenten über Menschenbildung* (1805) von Ernst Moritz Arndt oder in Jean Pauls *Levana* (1806), gehen von »Mütterlichkeit« als Kern des weiblichen Geschlechtscharakters aus. Während Campe sein Frauenbild auch aus der Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft legitimiert, setzt sich in den Erziehungslehren der Romantik eine Tendenz zur Enthistorisierung der Geschlechtscharaktere von Mann und Frau durch. Die auf die Gebärfähigkeit der Frau gegründete Mütterlichkeit wird dabei emphatisch als Wert formuliert, der ihre schwache rechtliche und gesellschaftliche Position ausgleichen soll.

Bei Jean Paul leuchtet allerdings auch Mitleid mit der Frau durch, wenn er den Übergang von der Mädchenjugend zur Ehe beschreibt: »Wahrlich eine kräftige und rein erzogene Jungfrau ist eine so poetische Blume der matten Welt, daß jedem der Anblick, diese Prunkblüte einige Jahre nach den Flitterwochen mit welkgelben gekrümmten Blättern im unbegoßnen Blumenscherben niederhängen zu sehen, wehetun müßte, sobald er nur darauf als ein Dichter hinschaute, wenn er folglich im Schmerze über die Dienstbarkeit und Knechtgestalt des menschgewordenen Lebens, über den Unterschied der Frau von Jungfrau lieber das tödlichste

14 Ebd., S. 5f.

wünschte [...].<sup>15</sup> Aber, fährt er fort: »Tu es doch nicht, Dichter; die Jungfrau wird ja Mutter und gebärt die Jugend und das Eden wieder, das ihr entflohen ist [...].<sup>16</sup> Das Los der Frau als Ehefrau ist für ihn dennoch der Grund, wenigstens eine kurze, durch keine künftige Bestimmung festgelegte vorheiliche Jugendzeit für das Mädchen zu wünschen, die er eine »Flatter-Minute vor langen Ernst-Jahren«<sup>17</sup> nennt.

Einen solchen, durch die traurige Wirklichkeit der bürgerlichen Ehe gebrochenen Blick auf die große Bestimmung der Frau als Mutter, die im übrigen für Jean Paul auch die Erzieherin der erwachsenen Tochter sein soll, gibt es in Ernst Moritz Arndts *Fragmenten der Menschenbildung* nicht. Arndts Ideal der Mütterlichkeit leitet sich aus Bildern einer frühen, im Wiegen, Säugen und Träumen aufgehenden Mutter-Kind-Symbiose ab. »Das Kind geht aus der Wiege an die Brust; von ihrer Brust in die Wiege; nur wenige Stunden des Tages öffnet es seine Augelein den Lichtstrahlen, die übrigen begreift das Schlafen und Träumen; es ist noch eine Fortsetzung des Lebens im Mutterleibe [...].<sup>18</sup> »So leben Mutter und Kind. Wir sagen nur, was wir sehen, aber ihr eigentliches Miteinanderleben und Durcheinanderseyn wer kann es aussprechen? Wir sehen nur die Sonnenscheibe und empfinden ihre genialischen Strahlen; wollten wir hinein in ihr Innerstes, wir würden nichts sehen, sondern verbrennen.«<sup>19</sup> Aus dieser Daseinsform von Mutter und Kind begründet Arndt auch die natürliche »Kindlichkeit« der Frau. Selbst die ehelichen Bindungen von Mann und Frau sieht er vermittelt über das Kind: »Das Kind als Inhalt beider Gemüther, in der Kindheit und Jugend noch das gemeinsame Bild beider Geschlechter, zieht Mann und Weib wieder zur Ein-

15 Jean Paul, Werke, 6 Bde., hrsg. von Norbert Miller, München 1960–63, Bd. 4, S. 692.

16 Ebd.

17 Ebd., S. 722.

18 Ernst Moritz Arndt, *Fragmente der Menschenbildung*, [Tl. I], Altona 1805, S. 80.

19 Ebd., S. 82.

heit zusammen [...].<sup>20</sup> Hier klingt aber zugleich die für Arndts Position charakteristische Vorstellung an, daß die Geschlechtscharaktere von Mann und Frau bis in die Jugendzeit hinein noch nicht festgelegt sind. Arndt geht von einer weiblich-männlichen Charakteristik der Mädchen-Jugendzeit aus.<sup>21</sup> Nicht nur für den Jungen, auch für das Mädchen läßt er »Eigensinn« zu. So können für ihn die Amazone und die »spröde« Jägerin Diana – durchaus auch im Kontrast zu seiner Vorstellung einer mütterlich-kindlichen Frau – Idealbilder weiblicher Jugendlichkeit sein. Vermutlich haben ihn die seinerzeit berühmten Antike-Studien Wilhelm von Humboldts zu diesen Erweiterungen seines Ideals einer Kind-Frau geführt.<sup>22</sup>

#### Höhere Mädchenbildung und bürgerliche Frauenbewegung

Ein aus der bürgerlichen Bestimmung der Frau abgeleiteter weiblicher Pflichtenkreis, Elternliebe, vor allem Vater-Tochter-Liebe und die symbiotische Liebe zwischen Mutter und Kind, schließlich die Kindlichkeit oder Jugendlichkeit der Frau: Das sind die Grundelemente, aus denen, in verschiedenen »Mischungen«, die Weiblichkeitsbilder in Konzeptionen der Mädchenerziehung der bürgerlichen Epoche bis in die Gegenwart hinein zusammengesetzt sind. Die ehekritische Theorie einer »selbständigen Weiblichkeit«, wie sie im Schlegel-Kreis entwickelt wird, und bürgerliche Erziehungslehre dagegen schließen sich aus.<sup>23</sup>

20 Ebd., S. 165f.

21 Vgl. hierzu Dagmar Grenz, *Mädchenliteratur. Von den moralisch-belehrenden Schriften im 18. Jahrhundert bis zur Herausbildung der Backfischliteratur im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1981, bes. S. 197f.

22 Zum »Eigensinn« siehe Arndt (Anm. 18), S. 113ff.; zum Pendant der männlichen »Schlingeljahre« siehe ebd., S. 193f. – Vgl. Wilhelm von Humboldt, »Ueber die männliche und weibliche Form« (1795), in: *Werke in fünf Bänden*, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt 1960–64, Bd. 1, S. 296–336.

23 Interessant ist die Mitteilung Louise Ottos, nach der junge Mädchen und Frauen in der Emanzipationswelle nach der Juli-Revolution in

Daß es dennoch im 19. und 20. Jahrhundert zur Vereinheitlichung der Ausbildung von Mädchen und Jungen, daß es zum Aufbau und Ausbau eines Mädchen Schulwesens kommt, das am Ende mit gleichen formalen Berechtigungen in das bestehende Knabenschulwesen integriert werden kann, hat einen wesentlichen Grund in der gegenüber dem »ganzen Haus« größeren Krisenanfälligkeit des neuen Sozialgebildes »Familie«.<sup>24</sup> Die kleine Familie ist ökonomischen Schwankungen stärker ausgesetzt. Der Tod des Versorgers bringt sie an den Rand ihrer Existenz. Unverheiratete Töchter sind eine schwere Belastung. Schon im 19. Jahrhundert wird die »unversorgte Frau« zu einem Problem der Nationalökonomie.

Vor allem die Betroffenen, die Frauen, nehmen zunächst diese Problematik auf. Dabei formulieren sie von Anfang an auch ein ehekritisches Argument mit: Eine zur Erwerbstätigkeit befähigende höhere Mädchenbildung soll nicht nur für den Notfall Voraussetzung zu ökonomischer Selbständigkeit sein, sie enthält zugleich die Möglichkeit, daß die Frau zu einer demütigenden, nicht auf Liebe gegründeten bloßen Versorgungsehe Nein sagen kann. Im übrigen aber kennzeichnet die Mädchenbildungskonzeptionen des 19. Jahrhunderts, selbst wenn in ihnen eine allseitige Menschenbil-

Frankreich neben Sand, Heine, Gutzkow u. a. Schlegels *Lucinde* (1798) lasen. Vgl. Louise Otto, *Frauenleben im Deutschen Reich. Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Hinweis auf Gegenwart und Zukunft*, Neudr. der Ausg. Leipzig 1876, mit einer Einl. von Ruth Bleckwenn, Paderborn 1988, S. 67f. – Zu Friedrich Schlegels Theorie der Weiblichkeit vgl. neben der *Lucinde* die Textauswahl *Theorie der Weiblichkeit*, hrsg. von Winfried Menninghaus, Frankfurt a. M. 1982 (insel taschenbuch, Nr. 679).

24 Zur Entwicklung eines höheren Mädchen Schulwesens in Deutschland aus den »Gouvernantenschulen«, »Philanthropinen«, »Schulakademien« und »Töchterschulen« des ausgehenden 18. Jahrhunderts vgl. Blochmann (Anm. 5); zur Weiterentwicklung im 19. Jahrhundert vgl. Jürgen Zinnecker, *Sozialgeschichte der Mädchenbildung. Zur Kritik der Schulerziehung von Mädchen im bürgerlichen Patriarchalismus*, Weinheim 1973.

dung gefordert wird, durchgängig ein defensiver Zug. Es geht in ihnen immer darum, zu begründen, daß die potentielle ökonomische Selbständigkeit der Frau mit ihrer weiblichen Bestimmung als Mutter und mit ihrem bürgerlichen Pflichtenkreis in der Ehe nicht im Widerspruch steht. Daher wird in diesen Konzeptionen schon früh eine kleine Gruppe »weiblicher Berufe«, in allernächster Nähe zu den Werten »Mütterlichkeit« und »Häuslichkeit«, legitimiert.

Bereits 1810 fordert Betty Gleim, Gründerin einer »Töchterschule« in Bremen, die wohl »bedeutendste Pädagogin im deutschsprachigen Raum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts«<sup>25</sup>, in diesem Sinne eine »Erwerbsbildung« der Frau für die Berufe der »Erzieherinn«, »Lehrerinn«, »Kinderwärterinn«, »Haushälterinn« und »Krankenwärterinn«. Notwendig sei, »daß das Berufsgeschäft, welchem ein Frauenzimmer sich widmet, so nahe wie möglich in Beziehung stehe, mit dem eigentlich weiblichen Berufe und seinen Verhältnissen; oder hervorgehe aus dem, was Erziehungsmittel ist zur Humanität. Sie bezweckt nichts anders, als daß jedes Weib in irgend einer Fertigkeit, Kunst oder Wissenschaft es über das Gewöhnliche hinaustreibe; es zu einem gewissen Grade der Vorzüglichkeit bringe, um dieselbe einst, wenn es sein muß, für sein Fortkommen in der Welt zu benutzen; um dadurch gegen drückende Nahrungssorgen geschützt, vor der Nothwendigkeit sicher gestellt zu sein, andern Leuten beschwerlich zu fallen, und vor der Gefahr, den entehrenden Schritt zu thun, sich zu verheirathen, um – versorgt zu sein.«<sup>26</sup>

Für die Geschichte der Mädchenbildung höchst bedeutsam ist der mit dem Eintritt ins Berufsleben verbundene Schritt der bürgerlichen Frau in die Öffentlichkeit. Da die Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts zunächst vor allem Lehrerinnen-

25 Ruth Bleckwenn, »Einleitung« zu: Betty Gleim, *Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts. Ein Buch für Eltern und Erzieher*, Neudr. der Ausg. 1810, Paderborn 1989, S. 1.

26 Ebd., S. 106.

nenbewegung ist, eine Bewegung, in der es offensiv um die Ausdehnung des weiblichen Einflusses auf die Mädchenerziehung geht, wird in diesem Zusammenhang die von Campe noch nachdrücklich begründete väterliche Autorität in der Mädchenerziehung zumindest indirekt in Frage gestellt. Vor allem Marie Calm, die 1869 zusammen mit Auguste Schmidt den »Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen« gegründet hat, setzt sich für die Aufwertung der Frau in der Mädchenerziehung und damit zugleich auch für deren ökonomische Gleichstellung mit dem Mädchen-schullehrer ein.<sup>27</sup>

Die Ausdehnung des weiblichen Einflusses auf die außerhäusliche Erziehung wird aber nicht nur im Umkreis der seit 1865 im »Allgemeinen deutschen Frauenverein« zusammengefaßten Emanzipationsbestrebungen bürgerlich-liberaler Frauen, sondern selbst in Kreisen konservativ-vaterländischer Frauen verlangt. So hat sich z. B. die dem altpreußischen Konservatismus verbundene Thekla von Gumpert, die Herausgeberin von *Töchter-Album* und *Herzblättchen's Zeitvertreib* (1855 ff.), für die Beteiligung von Frauen an der »flächendeckenden« Einführung Fröbelscher Kindergärten eingesetzt, obwohl diese Kindergärten in nachmärzlicher Zeit in Preußen verboten waren. 1848 wirbt sie in einem Aufruf *Für deutsche Frauen* dafür, sich als Kindergartenrinnen, Ausbilderinnen oder Stifterinnen am Aufbau solcher Kindergärten zu beteiligen, so daß am Ende »überall, in Städten und Dörfern, Kinderbewahranstalten, d. h. geistige Erweckungsschulen, denen ihr Gründer Fröbel den freundlichen Namen Kindergärten gegeben, errichtet würden«.<sup>28</sup> An ihrer positiven Einstellung zu Fröbel hält sie auch nach 1848 noch fest.

Das Ziel der frühen, der vormärzlichen Bewegung verpflichteten liberalen bürgerlichen Frauenbewegung, als deren In-

27 Vgl. Marie Calm, *Die Stellung der deutschen Lehrerinnen*, Berlin 1870.

28 Thekla von Gumpert, *Für deutsche Frauen*, Leipzig 1848, S. 5.

initiatorin Louise Otto, die Gründerin des »Allgemeinen deutschen Frauenvereins«, gelten kann, ist aber nicht nur die Verbesserung der weiblichen Bildung und die Ausdehnung des weiblichen Einflusses auf die Erziehung. Louise Otto tritt zugleich für die juristische und politische Gleichstellung der Frau, also für die »vollständige Gleichberechtigung beider Geschlechter«<sup>29</sup> ein. Kern der bürgerlichen Gesellschaft bleibt auch für sie die Familie, Zentrum der Mädchenerziehung bleibt die Erziehung zur Häuslichkeit. Sie nimmt aber in ihr Eheideal den Schlegelschen Gedanken selbständiger Weiblichkeit auf: »Unserer Ansicht nach vermag nur ein selbständiges Wesen ganz und voll zu lieben, und ruht die Ehe nur dann auf einer sittlichen Basis, wenn sie aus reiner, gegenseitiger Liebe und Ehrenbürtigkeit [Ebenbürtigkeit!], fern von allen Nebenabsichten und Erwägungen geschlossen worden ist.«<sup>30</sup>

Als im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, im kaiserzeitlichen Deutschland, aufgrund der wirtschaftlichen Krisensituationen die sozialen und politischen Kämpfe an Schärfe gewinnen, als sich mit der Arbeiterbewegung auch eine proletarische Frauenbewegung konstituiert, zieht sich die Mehrheit der Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung auf gemäßigt-demokratische Positionen zurück und gibt ihre Frauenrechtsforderungen, vor allem auch die Forderung nach Einführung eines Frauenwahlrechts, auf.<sup>31</sup> Fortan wird die bürgerliche Bewegung vor allem durch die Lehrerinnen Helene Lange und – seit der Jahrhundertwende bis 1933 – durch Gertrud Bäumer geführt. Es geht in ihr zunächst vornehmlich um den Ausbau des Mädchenschulwesens, mit dem endlichen Ziel des Abiturientenexamens, das den Mädchen

29 Otto (Anm. 23) S. 140.

30 Ebd., S. 214; zur Schlegel-Rezeption siehe Anm. 23.

31 Zur Geschichte der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung siehe die Dokumentation *Die Frauenfrage in Deutschland 1865–1915. Texte und Dokumente*, hrsg. von Elke Frederiksen, Stuttgart 1981 (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 7737).

den Weg zur Universität öffnen soll. Helene Lange hat dieses Ziel konsequent verfolgt. In ihrer Arbeit, besonders in der von ihr initiierten Einrichtung von Real-, später Gymnasialkursen für Mädchen in verschiedenen deutschen Städten<sup>32</sup>, liegt eine wesentliche Voraussetzung dafür, daß zu Beginn des 20. Jahrhunderts überall in Deutschland das Frauenstudium grundsätzlich möglich geworden ist.

Obwohl das Spektrum der Frauenberufe um die Jahrhundertwende bereits breit ausgefächert ist<sup>33</sup>, verfestigt sich allerdings, gerade über die Dominanz der Lehrerinnen in der bürgerlichen Frauenbewegung, die schon bei Betty Gleim zu Beginn des 19. Jahrhunderts bemerkte Tendenz zur Hochbewertung »weiblicher Berufe«, deren Kerne im Sinne der Mädchenerziehungskonzeptionen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts Hausfraulichkeit und Mütterlichkeit sind. Diese Reduktion des Frauenlebens durch die Lehrerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung wird vielleicht verständlich, wenn man mitbedenkt, in welchen Rechtfertigungszwängen gerade die viel verspotteten, gesellschaftlich selten geschätzten, bis zur Weimarer Republik im Stand des Zwangszölibats gehaltenen Lehrerinnen gefangen gewesen sind.

#### Liebe, Sexualität und weibliche Pubertät

Die Situation der im 19. und frühen 20. Jahrhundert notwendig zölibatär lebenden Lehrerin macht noch auf einen anderen »Krisenherd« in der modernen bürgerlichen Gesellschaft aufmerksam. Es geht um das hohe Maß an Unterdrückung

32 Siehe dazu Käthe Winscheid, »Das Gymnasialwesen für Mädchen«, in: *Handbuch des Höheren Mädchenschulwesens*, hrsg. von Jakob Wychgram, Leipzig 1897, S. 401–422.

33 Einen knappen Überblick über die Frauenberufe der Jahrhundertwende gibt Josephine Levy-Rathenau: »Übersicht über die einzelnen Frauenberufe, ihre Erfordernisse und Aussichten«, in: *Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit*, [...] hrsg. von Adele Schreiber, 2 Bde., München 1907, Bd. 2, S. 189–209.

der Sexualität, das die Gesellschaft allererst der Frau, der verheirateten wie der unverheirateten, abverlangt hat. Noch für Rousseaus Ehe- und Liebesideal war die Tatsache der geschlechtlichen Anziehung von Mann und Frau fundamental. Rousseau geht von der Leidenschaftlichkeit der Frau, von ihrem »unbegrenzten Liebesverlangen«<sup>34</sup>, ihrer für den Mann sogar potentiell zerstörerischen Zügellosigkeit aus. »Bei der Leichtigkeit der Frauen, die Sinne der Männer zu erregen und auf dem Grund ihres Herzens die Überbleibsel einer schon fast erloschenen Liebesfähigkeit wieder zu erwecken – es brauchte nur eines unglückseligen Landes auf Erden, wo die Philosophie solches Brauchtum eingeführt hätte, besonders in den heißen Zonen, wo mehr Frauen als Männer geboren werden, so würden die Männer, von den Frauen tyrannisiert, schließlich zu deren Opfern und alle wehrlos dem Tod entgegengetrieben.«<sup>35</sup> Gerade darum fordert er ja, daß diese zerstörerische Seite der »Natur« der Frau durch ihre andere Seite, durch ihre Anlage zur Mutterschaft, begrenzt werden soll. »[...] es ist ihre eigentliche Bestimmung, Kinder zu gebären.«<sup>36</sup> Häufige »Schwangerschaft«, »Wochenbett«, »ruhige Häuslichkeit« für die Kindererziehung üben seiner Meinung nach »Geduld«, »Sanftmut« und »Hingabe« ein.<sup>37</sup>

Während Rousseau im *Emile* ein sehr spannungsvolles Bild der Frau gezeichnet und dabei die »Männerperspektive« offen gelegt hat, nehmen die Erziehungslehren der Folgezeit, vor allem unter dem Einfluß der spätaufklärerischen Pädagogik, dessen positive Einstellung zur Sexualität zurück. So wird Sexualität bei Campe allein aus dem Zweck der Fortpflanzung in der Ehe legitimiert. »[...] während ihrer vertrauten und geheimen Umarmung sollte auf eine höchst wundervolle Weise der zarte Menschenkörper der Gattin

34 Rousseau (Anm. 6) S. 726.

35 Ebd., S. 722.

36 Ebd., S. 728.

37 Ebd., S. 726.

von dem Gatten befruchtet werden, um alsdann von seinem Schöpfer belebt und weiter entwickelt zu werden.«<sup>38</sup> Geschlechtliche Liebe, die nicht allein der Fortpflanzung dient, bedeutet für ihn Abweichung von der Natur.

Nun legt die zeitgenössische Pädagogik nicht etwa nur das Mädchen und die Frau, sondern ebenso den Jungen und den Mann auf dieses Konzept fest. Instrumentelle »Erziehungshilfen« werden eingesetzt, praktische Ratschläge, pädagogische Abhandlungen befassen sich mit der Unterdrückung kindlicher Sexualität und mit der Beherrschung des Sexualtriebs in der Jugendzeit.<sup>39</sup> Auch die Erziehungstheorien von Ernst Moritz Arndt und Jean Paul geben der Frage der »Reinheit« des »Jünglingsalters« großen Raum. Doch setzt sich im 19. Jahrhundert eine noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wirkende Auffassung über eine wesentliche Differenz von Mann und Frau im Sexuallieben durch. Diese Auffassung geht davon aus, daß die Frau aufgrund der ihr eigenen »Passivität«, im Gegensatz zum »aktiven« Mann, in der geschlechtlichen Liebe empfindungslos bleibe. Erst um die Jahrhundertwende, als das ganze sexuelle Dilemma der bürgerlichen Ehe offen zutage getreten ist, zur Zeit aufgeregter Debatten über Ehescheidungen und Heiratsunlust, über »moderne Nervosität« und »Hysterie«, als Sigmund Freud mit seinen psychoanalytischen Studien zu einer Sexualtheorie beginnt, geht der Sexualforscher Iwan Bloch dem Problem der »sexuellen Anästhesie« in Befragungen von Frauen selbst nach und erfährt, daß die Mehrheit der Befragten die »Theorie von der geringeren geschlechtlichen Sensibilität des Weibes für unrichtig« hielt. Viele meinten

38 Campe (Anm. 10) S. 151. – Zur Kritik an dieser Position und zum frühen Diskurs um die »Doppelmorale« siehe Hopfner (Anm. 9).

39 Siehe dazu die Dokumentation im Anhang zur Neuauflage von Johann Friedrich Oest, *Höchstnöthige Belehrung für Jünglinge und Knaben die schon zu einem Nachdenken gewöhnt sind* (1787), neu hrsg. von Johannes Merkel und Dieter Richter, München 1977.

sogar, die Sensibilität »sei größer und nachhaltiger als beim Manne«.<sup>40</sup>

Offenkundig wird am Ende des 19. Jahrhunderts, daß die in Begriffen wie »Häuslichkeit« und »Mütterlichkeit« evozierten Idealbilder der Frau immer nur die offizielle Seite der bürgerlichen Gesellschaft und nur das eine Spektrum der für Männer interessanten Frauenbilder repräsentiert haben. Die nach außen eng abgegrenzte kleine bürgerliche Familie – Alfred Lorenzer hat sie einmal eine »Schreckens-Kammer« genannt<sup>41</sup> – steht unter hohen Spannungen. Die in Ehe und Familie geforderte Triebunterdrückung funktioniert nicht. Gerade die für die bürgerliche Familie konstitutive, bereits in den Erziehungstheorien des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts deutlich wahrnehmbare starke emotionale Aufladung der Eltern-Kind-Liebe, die Ablenkung von Triebhaftigkeit in eine sexuell »unschuldige« Vater-Tochter-Liebe oder in eine »Mutter-Kind(Sohn)-Symbiose«, dazu die erzwungene Tugendhaftigkeit der Ehefrau, sprengt die Familie von innen auf.

Sigmund Freud hat nicht nur aufzuklären versucht, warum in der Triebstruktur der Familie ein Entstehungsgrund schwerer Krankheiten liegen kann, die Diagnose der Familie öffnet ihm auch den Blick auf die in der Gesellschaft – zunächst aufgrund ihrer größeren Außenorientierung, ihrer ökonomischen Unabhängigkeit und der geringeren Folgenlosigkeit vor allem von Männern – praktizierte sexuelle »Doppelmoral«.<sup>42</sup> Im »Liebesleben des Kulturmenschen«, vermutet Freud, gelinge aufgrund der starken »Kindheitsfixierung«, das heißt, aufgrund der Fixierung an eine triebgehemmte Eltern-Kind-Beziehung, eine Vereinigung »zärtlicher« und »sinnlicher« Strebungen auf eine einzige geliebte

40 Iwan Bloch, *Das Sexuelleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur*, Berlin 1908, S. 90.

41 Alfred Lorenzer, »Kindheit«, in: *Kindheit* 1 (1979) S. 31.

42 Vgl. hierzu: Regina Schulte, *Sperrbbezirke. Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a. M. 1984.

Person nicht. »Psychische Impotenz« treibe daher den Mann von der Ehefrau zu der Prostituierten, ein Gedanke, den übrigens auch schon Friedrich Schlegel formuliert hat.<sup>43</sup>

Nicht nur aufgrund der ökonomischen Entwicklung, die die bürgerliche Frau vermehrt in die Berufstätigkeit drängt, sondern auch durch die Eigendynamik in der Triebstruktur der bürgerlichen Familie selbst ist also der Bestand der Ehe am Ende des 19. Jahrhunderts in Frage gestellt. Die »Doppelmoral« des Mannes wie der Frauen und Mädchen wird offen diskutiert. Organisierte radikaldemokratische und proletarische Frauen sowie einzelne Intellektuelle fordern eine gründliche Ehreform und die sexuelle Befreiung der Frau. Gleichzeitig wird von gegnerischer Seite der Kampf um den Erhalt der alten Abhängigkeitsstrukturen mit dem Argument der angeborenen »Minderwertigkeit« der Frau in einer mit der Diskussion einhundert Jahre zuvor unvergleichlichen Schärfe und Unverschämtheit geführt.<sup>44</sup> Vor allem eine in diesem Zusammenhang formulierte Degenerationsthese erfreut sich großer Popularität: »Die modernen Nährinnen sind schlechte Gebärerinnen und schlechte Mütter. In dem Grade, in dem die »Civilisation« wächst, sinkt die Fruchtbarkeit, je besser die Schulen werden, um so schlechter werden die Wochenbetten, um so geringer wird die Milchabsondnung, kurz um so untauglicher werden die Weiber.«<sup>45</sup>

Die gesellschaftliche Situation des ausgehenden 19. Jahrhunderts bildet nun den Untergrund einer sich in dieser Zeit entwickelnden Theorie der weiblichen Pubertät, der Theorie einer längeren »Übergangszeit« vom Mädchen zur erwachsenen Frau also, deren Anfänge, wie wir gesehen haben, in

43 Sigmund Freud, »Über die allgemeiste Erniedrigung des Liebeslebens«, in: S. F., *Gesammelte Werke in 18 Bänden*, hrsg. von Anna Freud [u. a.], Frankfurt a. M. 1961–73, Bd. 8, S. 58–91; zu Schlegel siehe *Theorie der Weiblichkeit* (Anm. 23), S. 124 und 143.

44 Am unverschämtesten ist wohl das bekannte Pamphlet des Mediziners P. J. Möbius, *Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, Halle 1900.

45 Ebd., S. 16.

das 18. Jahrhundert zurückführen und die bis in unsere Gegenwart hinein wirkt. Schon um die Jahrhundertwende führt das Handbuch *Mann und Weib*, das bürgerlich-aufgeklärte Standpunkte des damaligen Nachdenkens über die Geschlechterdifferenz repräsentiert, mit seinen Beiträgen über »Das Weib als halbwüchsiges Mädchen«, das damals gängig »Backfisch« genannt wird, und über »Das Weib als Jungfrau« sogar in zwei Phasen zwischen der Mädchenkindheit und dem Leben als erwachsener Frau ein.<sup>46</sup> Es geht nun darum, den Eigenwert einer langen weiblichen Jugendzeit zu verdeutlichen, die bislang nur für den bürgerlichen Mann eine Selbstverständlichkeit war. Dabei werden die in zeitgenössische Vorstellungen der erwachsenen Frau nicht integrierbaren Eigenschaften dieser Zeit, das Herbe, nicht Angepaßte der »halbwüchsigen Mädchen«, die Labilität ihrer Stimmungen, später die starke Tendenz zum Idealisieren, in positive Bilder weiblicher Jugendlichkeit integriert.

Trotz dieser Tendenz haben in der Theorie weiblicher Pubertät letztlich die alten Lehren über die »Geschlechtscharaktere« Bestand. Das zeigen vor allem auch die Arbeiten Sigmund Freuds, der einen großen Anteil an der Ausarbeitung dieser Theorie hat. Freud ist davon überzeugt, daß es in der weiblichen Pubertät am Ende um die Überwindung eines Teils »aktiver« »männlicher« Strebungen oder – wie es bei ihm heißt – der einseitigen Entwicklung einer möglicherweise »zwittrigen« oder »bisexuellen«<sup>47</sup> Anlage geht. Die große Leistung des Mädchens in der Pubertät liege darin, daß sie die Aktivität nach »innen« ziehe, die »infantile Männlichkeit« gleichsam »beiseite schafft«. Die neu gewonnene Dis-

<sup>46</sup> Toni Schwabe, »Das Weib als halbwüchsiges Mädchen«, in: *Mann und Weib. Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart*, hrsg. von R. Kossmann und J. Weiß, 3 Bde., Stuttgart [1908], Bd. 1-2, S. 321-338; ders., »Das Weib als Jungfrau«, in: ebd., S. 338 bis 360.

<sup>47</sup> Sigmund Freud, »Die Umgestaltungen der Pubertät«, in: S. F., *Gesammelte Werke* (Anm. 43) Bd. 5, S. 117.

position sei nicht nur Voraussetzung für eine positive Einstellung zur Mutterschaft, betont Freud immer wieder, sie sei auch Grundlage der sexuellen Anziehung von Mann und Frau. »Die Pubertät, welche dem Knaben jenen großen Vorstoß der Libido bringt, kennzeichnet sich für das Mädchen durch eine neuerliche Verdrängungswelle, von der gerade die Klitorissexualität betroffen wird. Es ist ein Stück männlichen Sexuallebens, was dabei der Verdrängung verfällt. Die bei dieser Pubertätsverdrängung des Weibes geschaffene Verstärkung der Sexualhemmnisse ergibt dann einen Reiz für die Libido des Mannes [...].«<sup>48</sup>

Das Thema der »weiblich-männlichen« Charaktere und der »weiblich-männlichen« Charakteristik der Jugendzeit ist aber seither aktuell. Es begegnete uns zuerst in der Diana und der Amazone bei Ernst Moritz Arndt. Von Freud führt ein Weg zu den Archetypen des »Göttlichen Mädchens« bei Carl Gustav Jung.<sup>49</sup> Wir werden diesen Mädchen auch in der Mädchenliteratur wiederbegegnen.

#### Ausbruchsversuche

Der Lebensraum der heranwachsenden jungen Mädchen ist bis zur Verheiratung oder bis zum Eintritt in die Berufstätigkeit, wenn man von einem möglichen Pensionatsaufenthalt einmal absieht, im 19. Jahrhundert noch eng auf den Binnenraum der Familie beschränkt. Kleine Freiräume bieten zum Beispiel die Schulwege, die Wege zum Privatunterricht, Kontakte zu den Brüdern der Freundinnen, gelegentliches Eislaufen, kleine, von Erwachsenen begleitete Touren oder Ferienaufenthalte, schließlich die Mithilfe bei Festen und Wohltätigkeitsveranstaltungen und das in den Familien der Freundinnen abgehaltene »Kränzchen«, das in unbeaufsich-

<sup>48</sup> Ebd., S. 122.

<sup>49</sup> Vgl. Carl Gustav Jung und Karl Kerényi, *Einführung in das Wesen der Mythologie. Das göttliche Kind / Das göttliche Mädchen* (1941), Hildesheim 1980.

tigten Phasen gewiß nicht allein dem gemeinsamen Handarbeiten oder Lesen gedient hat.

Von großer Bedeutung für die Erweiterung dieser Freiräume ist – scheinbar paradox – der häufig direkt gegen die Emanzipation der Frau gerichtete zivilisationsfeindliche und -kritische Diskurs über das »nervöse Zeitalter«, über »kranke«, nicht mehr gebärfähige oder -willige Mädchen und Frauen. Er mündet am Ende des Jahrhunderts in eine allgemeine Tendenz zur Gesundheits- und Lebensreform ein, die auch die Einbeziehung von Mädchen und Frauen in ein weites Feld sportlicher Betätigungen und Körperschulungen außerhalb von Familie und Schule verlangt. Dazu gehören Leibesübungen, Bewegungsspiele im Freien, das Schwimmen, zunächst in abgeschirmten, für Männer und Frauen getrennten Schwimmhallen und Stränden, ganz besonders aber Gymnastik und Tanz. – 1894 kommt es in Dresden zur Gründung des ersten deutschen »Damen-Radfahrer-Vereins«. Der Fahrradsport für Mädchen und Frauen wird von einem großen Teil der Öffentlichkeit, auch von Medizinern, allerdings lange Zeit nicht akzeptiert. Er hat weitreichende Konsequenzen für die Entwicklung der Frauenmode gehabt. Verständlicherweise bietet sich vor allem das Bild des Fahrrad fahrenden Mädchens, für Zeitgenossen oft eine moderne Variante des reitenden Mädchens, der Amazone, als neuerlicher Ausgangspunkt für Angriffe gegen die »Vermännlichung« der emanzipierten Frau an.

Erst die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zunächst als »Wanderbewegung« sich konstituierende »Jugendbewegung« bringt in das Verhältnis von Familie und Gesellschaft ein qualitativ neues Element. Die weitgehend von Jugendlichen selbst organisierten Wander-Wochenenden eröffnen die Möglichkeit der Erprobung von alternativen Formen des Zusammenlebens, die den tradierten Formen in Familie und Schule entgegengesetzt sind. Die Beteiligung von Mädchen an der Wanderbewegung, die vor dem Ersten Weltkrieg zunächst im 1905 gegründeten »Wandervogel-Mädchen-

bund«<sup>50</sup>, aber auch in dem 1912 gegründeten »Deutschen Pfadfinderbund für junge Mädchen«<sup>51</sup> organisiert ist, bleibt in der Gesellschaft des kaiserzeitlichen Deutschland verständlicherweise ein besonders umstrittener Punkt. Hede Riegger-Leder erinnert sich 1960 an ihre erste Begegnung mit der frühen Wanderbewegung so: »Damals war ich noch ein Backfisch in der Oberklasse der Heidelberger Mädchenschule. Es war langweilig, und wir Schwestern sangen in schmerzvoller Übereinstimmung:

Wir armen kleinen Mädchen sind gar so übel dran,  
Ich wollt', ich wär' kein Mädchen, ich wollt' ich wär' ein  
Mann!

Wir fühlten uns eingeengt und bockten. An allen Fronten, offen oder mit List und Tücke. Meine Schwester zum Beispiel hätte gern Sternuckerin werden wollen, ich Matrose. Aber wir waren ja nur Mädchen.<sup>52</sup> Das Wandern in einer kleinen Gruppe mit selbstgewählter Führerin, feste grobe Wetterkleidung, als Mittagessen ein im großen Topf auf dem Holzfeuer gekochter »Schlamm«, Schlafen in Scheunen, gelegentliche unkonventionelle Begegnungen mit Jungen-Wandergruppen, »Hauptsache« aber, »daß kein Erwachsener dabei ist«, dies alles war gewiß für die erste Generation der wandernden Mädchen von großem Reiz.

Inwieweit es aus den Zusammenlebensformen von Mädchen heraus zu Beginn des 20. Jahrhunderts und zur Zeit der

50 Zur Geschichte der »Mädchenbewegung« der Kaiserzeit und der Weimarer Republik bis zur 1933 erfolgten Auflösung der »Bündischen Jugend« siehe die Studien von Irmgard Klönne, »Ich spring' in diesem Ringe«. Mädchen und Frauen in der deutschen Jugendbewegung, Pfaffenweiler 1990, und Marion E. P. de Ras, Körper, Eros und weibliche Kultur. Mädchen im Wandervogel und in der Bündischen Jugend 1900–1933, Pfaffenweiler 1988.

51 Siehe *Das Pfadfinderbuch für junge Mädchen. Ein anregender praktischer Leitfaden für die heranwachsende, vorwärtsstrebende weibliche Jugend*, hrsg. von Elise von Hopfgarten, München 1912.

52 »Erinnerungen von Hede Riegger-Leder, niedergeschrieben 1960«, abgedr. im Anhang zu Klönne (Anm. 50), S. 291.

»Bündischen Jugend« der Weimarer Republik auch zu eigenständigen Entwürfen neuer Mädchenidealbilder kommt, lässt sich schwer sagen. Die verschiedenen Strömungen der Jugendbewegung entwickeln sich in unterschiedlicher Nähe oder Distanz zu den Lebensreform- und Siedelbewegungen<sup>53</sup>, zur pädagogischen Reformbewegung, zur Kunstbewegung, zu politischen Bewegungen und zur Frauenbewegung der Zeit. Gemeinsam ist allen im Rahmen der »Mädchenbewegung« vertretenen Weiblichkeitsentwürfen aber die in der Kulturkritik der Zeit insgesamt übliche Ablehnung der Großstadt als Lebensraum und die damit verbundene Idealisierung und Idyllisierung von Vergangenheit und Natur. Unterschiedlich ist die grundsätzliche Einstellung zu den von der Frau repräsentierten Werten vergangener Bürgerlichkeit, unterschiedlich stark ist die Tendenz zur Romantisierung, zur Mythisierung der Mädchen-natur. Auf jeden Fall stehen aber die Idealbilder einer neuen »Natürlichkeit« in ausdrücklicher Opposition zu der »Künstlichkeit«, die mit der »jungen Dame«, aber auch mit dem »albernen Backfisch« des 19. Jahrhunderts assoziiert wird. In der Weimarer Republik werden diese Bilder auch gegen die »Modernität« eingesetzt, die der neue Typ des jungen Mädchens oder der jungen Frau mit Bubikopffrisur, Seidenstrümpfen, Schminke und Lippenstift repräsentiert.<sup>54</sup> Zur typischen Mädel-Mode da-

<sup>53</sup> Zu den Lebensreform- und Siedelbewegungen siehe die beiden grundlegenden Arbeiten von Wolfgang R. Krabbe, *Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform. Strukturmerkmale einer sozialreformerischen Bewegung im Deutschland der Industrialisierungsperiode*, Göttingen 1974, und *Zurück o Mensch zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890–1933*, hrg. von Ulrich Linse, München 1983 (dvt dokumente, Nr. 2934).

<sup>54</sup> Siehe dazu Klöinne (Anm. 50), bes. S. 237–248; vgl. auch *Die Frau von morgen wie wir sie wünschen. Eine Essaysammlung aus dem Jahre 1929*, mit Beiträgen von Max Brod bis Stefan Zweig und einem Essay zu vorliegenden Ausgabe von Silvia Bovenschen, Frankfurt 1990 (insel taschenbuch, Nr. 1194); zum Modernisierungsschub in der Familie der Weimarer Republik siehe auch Frevert (Anm. 3 der Vorbem.), bes. S. 146–199.

gegen gehört die bequeme, schlichte, auch kunstgewerbliche Kleidung und die – in der Regel geflochtene – Langhaarfrisur.

Elise von Hopffgarten, die Gründerin des »Deutschen Pfadfinderbundes für junge Mädchen«, wirbt zum Beispiel für ihre Bewegung auch mit einer Schilderung »unverdorbener« Bürgerlichkeit: »Als unsre Eltern noch jung waren, da war die Hast des Lebens noch nicht so groß wie heute, wo die raselnden Straßenbahnen, die Hoch- und Untergrundbahnen der Großstädte unsre Nerven täglich ermüden [...]. Unsre Eltern bewohnten meist noch ein Haus, das mit einem größern oder kleineren Garten umgeben war [...]. Eine geißblattumrankte Laube stand am Ende des mit Buchsbaum eingefaßten Gartenweges, und darin stand der schön gedeckte Tisch mit einem Blumenstrauß und der dampfenden Kaffeekanne. Zu fröhlichem, erholendem Beisammensein vereinigten sich hier die jungen Freundinnen der Haustochter, frische, rotwangige Gestalten, denen Gesundheit und Lebensfreude aus den Augen leuchtete.«<sup>55</sup> Der Pfadfinderinnenbund dient für sie der Sicherung bürgerlicher Lebensform auf einem neuen Niveau, in das die Selbständigkeitbestrebungen der bürgerlichen Frauenbewegung integriert sind. »Gesunde Frauen, arbeitsfreudige Frauen, allzeit hilfsbereite Frauen, die mit klarem Blick erkennen, wo es gilt, zuzufassen und Not zu mildern, die aber auch durch ein warmes, verständnisvolles, herzliches Wort zu erquicken und aufzurichten wissen, sind ein Glück für unser Volk. Frauen, die bewußt jedes Nachhaffen fremder Mode, jede undeutsche Weichlichkeit, den übertriebenen, abhängig machenden Luxus ablehnen, will die Pfadfinderbewegung hervorbringen.«<sup>56</sup>

<sup>55</sup> Elise von Hopffgarten, »Der Deutsche Pfadfinderbund für junge Mädchen«, in: *Deutsches Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen* 20, Stuttgart [1913], S. 358.

<sup>56</sup> Hopffgarten (Anm. 51) S. 194.

Diese Bestimmung des Mädchen- und Frauenlebens verdeutlicht zugleich, daß es in den neuen Mädchenbildern immer auch um Abgrenzung gegen das »Undeutsche« geht. Konsequent hat Gertrud Bäumer in ihrem berühmten Buch *Die Frauengestalt der deutschen Frühe*, das 1940 noch einmal eine Sonderausgabe erfährt, den Kern der Jugendbewegung daher eine Suche nach dem »deutschen Menschen« genannt.<sup>57</sup> Nicht erst am Ende der Weimarer Republik, sondern bereits vor dem Ersten Weltkrieg geraten Teile der Jugendbewegung in die Nähe zu nationalistischen politischen Bewegungen, vor allem zur »deutsch-völkischen« Bewegung der Zeit. Hier, in diesem Umfeld, in der Perspektive auf einen kommenden Krieg, entsteht das bis in den Zweiten Weltkrieg hinein wirksame Leitbild eines Mädchens und einer Frau, die den Jungen oder Männern ein »guter Kamerad« ist. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird im Zusammenhang der Forderung nach intensiver Körperschulung der Frau dem »eingeschnürte[n] Modedämmchen« das Bild des »frischkräftige[n], arbeitsfrohen[n] Naturkind[es]« entgegengesetzt, das als Mutter »werdender Krieger« an der Seite ihres künftigen Mannes »wie ein guter Kamerad gleichen Schritt und Tritt zu halten vermag«.<sup>58</sup>

Während es auch in der Mädchenbewegung einerseits zur Übernahme des aus Männergemeinschaften stammenden Kameradschaftsmodells und zur Übertragung dieses Modells auf das Geschlechterverhältnis kommt,<sup>59</sup> bildet sich in einigen Gruppierungen, vor allem nach dem Ersten Weltkrieg, auch ein neuer Kult des »schönen«, noch von keiner Geschichte, also auch nicht von Sexualität »berührten« Mädchenkörpers aus. Der schon um die Jahrhundertwende bekannte Jugendstilkünstler Fidus hat mit seinen Bildern

<sup>57</sup> Gertrud Bäumer, *Die Frauengestalt der deutschen Frühe*, Berlin 1940, S. 7 des Vorworts zur 1. Aufl. 1930.

<sup>58</sup> Karl Möller, »Mädchenturnen«, in: *Das Buch vom Kinde* (Anm. 33) Bd. 1,2, S. 149.

<sup>59</sup> Siehe hierzu Klönne (Anm. 50), bes. S. 258–264.

bewegter pflanzenhafter nackter jugendlicher Körper vor allem in den 20er Jahren einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung dieses Kultes gehabt. In den von seinen Ideen beeindruckten Gruppen ist die Tendenz zum Rückzug aus dem bürgerlichen Leben besonders stark. Diese Gruppen lehnen die Frauenrechtsbewegung ebenso wie die – in der Pfadfinderinnenbewegung deutliche – Unterordnung der Zwecke des Mädchenlebens unter eine künftige bürgerliche Bestimmung der Frau ab. Es geht um die Ausgrenzung von »Inseln« des Mädchen- und Frauenlebens aus den von Männern dominierten Lebensräumen. Eine Zeitlang wird in den 20er Jahren das Spezifische einer »weiblichen Kultur«, angeregt durch Lely Kempins Kultbücher vom Mädchen- und Frauenleben auf einer kleinen norddeutschen Insel, im Bild der »heiligen Insel« gefaßt. Die Frau gilt als die vom Mann nicht erreichbare Insel, Frauenleben ist Inselleben, die Insel zugleich idealer »naturgemäßer« Lebensort der Frau. Sie ermöglicht ein »ganzheitliches« Leben nach dem »weiblichen« »Rhythmus« der Natur, ist noch nicht erreicht vom »männlichen« »Zeittakt« der Zivilisation.<sup>60</sup>

Als 1933 die Gruppen der »Bündischen Jugend« aufgelöst werden, als die Jugend als »Staatsjugend« in die bereits am Ende der Weimarer Republik entstandenen nationalsozialistischen Jugendorganisationen integriert wird, greifen die Ideologen des NS-Staats auf das alle Jugendgruppen Verbindende, auf den Zug zu Einfachheit und Natürlichkeit, auf Gesundheits- und Körperorientierung, auf das Interesse an Mythen, vorindustriellem Brauchtum und Volkstum, auf eine starke Erlebnisorientierung, verbunden mit Anti-Intellectualismus, und auf die Faszination am Leben in der Jugendgruppe zurück. Besonders anziehend für Mädchen war vermutlich, daß der in der Kaiserzeit und in der Weimarer Republik niemals unbestrittene Anspruch auf eigene

<sup>60</sup> Zu »Mädchengemeinschaft« und »heiliger Insel« siehe Marion E. P. de Ras (Anm. 50), bes. S. 83–99.

Mädchenorganisationen, auf ein von der Familie getrenntes Mädchenleben, im NS-Staat akzeptiert wird.<sup>61</sup> Tendenzen zur Autonomie der Jugendorganisationen der Hitler-Jugend und des BDM läßt der totale Staat aber nicht zu. Auch das Mädchenleben wird letztlich von der Funktion als künftiger Frau in der Familie und in naheliegenden Feldern weiblicher Tätigkeit gelenkt. Dabei geht die nationalsozialistische Mädchenerziehung von der biologisch gegebenen Geschlechterdifferenz zwischen Mann und Frau aus und legt die Frau dabei eindeutig nicht nur auf Häusarbeit und Mutterschaft, sondern zugleich auf eine aus der Gebärfunktion abgeleitete Position der geistigen Minderwertigkeit fest. Die Frau ist ein auf die biologische Bestimmung fixiertes Geschlechtswesen, der Mann dagegen hat Individualität. Während man »durch die Erziehung eines Jungen eine Persönlichkeit formt«, sagt die Reichsreferentin Trude Bürkner 1937 in einer Programmschrift des BDM, wird »bei der Erziehung jedes Mädels das Gesicht der Familie von morgen bestimmt«.<sup>62</sup>

### *Autorinnen und Autoren der Mädchenliteratur*

Im Zuge der Ausweitung des literarischen Marktes insgesamt und speziell des kinder- und jugendliterarischen Marktes tritt seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert unübersehbar die Frau als Autorin in die literarische Öffentlichkeit ein. Aufgrund der traditionellen Aufgabenzuweisung an die Frau und aufgrund des ihr zugeschriebenen Geschlechtscharakters sind ihre literarischen Aktivitäten vor allem auf die Felder der Kinderliteratur, der sich entwickelnden Mädchenliteratur und der Frauenliteratur konzentriert. Aus diesen Feldern wird zugleich der Mann als Autor verdrängt, ein mit der Ausdehnung des Einflusses der Frau im Bereich öffent-

61 Vgl. Klönenne (Anm. 50) S. 269 ff.

62 Trude Bürkner, *Der Bund Deutscher Mädel in der Hitler-Jugend*, Berlin 1937, S. 5.

licher Mädchenerziehung im 19. Jahrhundert durchaus analoger Prozeß. Um 1850 ist dieser Prozeß in der Mädchenliteratur abgeschlossen.<sup>63</sup> In der ›Hochzeit‹ der spezifischen Mädchenliteratur, von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, haben im deutschsprachigen Raum über 200 Schriftstellerinnen vor allem Romane, Erzählungen und Ratgeberliteratur für »kleine« und »junge Mädchen« verfaßt. Nur wenige Männer (z. B. F. Brunold, Ernst Neumann, Viktor Wurm) schreiben in dieser Zeit auch spezifische Mädchenliteratur.

### »Feminisierung« der Literatur und die Grenzen der Frau als Schriftstellerin

»Ich schrieb's [...], damit es ein Denkmahl meiner Liebe und Treue auf die Tage bliebe, da ich, abgerufen von unserm Allvater, nicht mehr bei dir seyn und nicht mehr von Angesicht zu Angesicht mit dir werde reden können. Dann vertrete dieses Buch die Stelle deines Vaters, dessen Geist und Herz sich hier in jede Zeile ergossen; und du mein gutes Kind, gehörche der Stimme des Buchs, wie du, könnte ich immer bei dir bleiben, meiner eigenen Stimme gehorchen, meinen eigenen Rath beständig ehren würdest.«<sup>64</sup> Deutlicher als von Joachim Heinrich Campe in seinem *Väterlichen Rath für meine Tochter* kann das väterliche Prinzip in der Erziehung der Mädchen kaum formuliert werden. Deutlicher kann kaum formuliert werden, daß aus der Perspektive des männlichen Schriftstellers Erziehungsschriften für Mädchen Medien der Verinnerlichung väterlicher Liebe und Autorität sind. Im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist dies eine – wenn man die Diskussion um die Geschlechts-

63 Vgl. hierzu das Vorwort zu *Kinder- und Jugendliteratur vom Biedermeier bis zum Realismus. Eine Textsammlung*, hrsg. von Klaus-Ulrich Pech, Stuttgart 1985 (Reclams Universalbibliothek, Nr. 8087), bes. S. 36f.

64 Campe (Anm. 10) S. 5f.

charaktere bedenkt – zwar konsequente, aber durchaus nicht unumstritten gültige Position.

Schließlich nehmen seit dieser Zeit Frauen nicht nur als Lese-  
rinnen, sondern auch als Schriftstellerinnen verstärkt am litera-  
rischen Leben teil. Dieser Entwicklung kommt eine litera-  
rische Tendenz entgegen, die dem gesellschaftlichen Prozeß,  
speziell den bereits angesprochenen, mit der Institutionali-  
sierung und Legitimierung der Kleinfamilie verbundenen  
Umwertung des Verhältnisses von Öffentlichem und Privati-  
tem entspringt. Silvia Bovenschen spricht in diesem Zusam-  
menhang treffend von einer »Feminisierung« der Literatur.<sup>65</sup>  
Die für den Fortbestand der Familie notwendige Hochschät-  
zung »kleinfamilialer Intimität«<sup>66</sup> zeigt sich nämlich auch in  
der Entwicklung solcher Literaturen und literarischen  
Schreibweisen, die ein besonderer Spiegel dieser Intimität  
sind. Sie begünstigt damit die öffentliche Anerkennung  
des bislang wenig angesehenen Romans, vor allem in den  
»subjektiven« Schreibweisen, als Briefroman, Ich-Erzählung  
oder in Tagebuchform. Da die Frau Garantin der Intim-  
sphäre ist, da sie in ihr anerkannte psychologische, soziale  
und auch literarische Kompetenzen (etwa als Briefschreibe-  
rin) entwickelt hat, können diese Kompetenzen, wenn die  
Frau sie professionalisiert, auch Moment der Emanzipation  
aus ihrer Sphäre sein.

Einen wichtigen historischen Einschnitt in diesem Sinn mar-  
kiert die 1771 erschienene berühmte *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* der Sophie von La Roche, die der Herausgeber Wieland »allen tugendhaften Müttern, allen liebenswür-  
digen Töchtern unsrer Nation« ans Herz legen will.<sup>67</sup> – Zwar

<sup>65</sup> Bovenschen (Anm. 6) bes. S. 150ff.

<sup>66</sup> Jürgen Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Neuwied 1971 (Sammlung Luchterhand, Nr. 25), S. 66.

<sup>67</sup> Sophie von La Roche, *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*, hrsg. von Barbara Becker-Cantarino, Stuttgart 1983 (Reclams Universal-  
Bibliothek, Nr. 7934), S. 10.

ist die von den Schriftstellerinnen des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, etwa von Sophie von La Roche, Friederike Helene Unger oder Marianne Ehrmann verfaßte Literatur noch nicht speziell für junge Mädchen, sondern vor allem für »Frauen und Mädchen« oder auch für »Mütter und Töchter« gedacht. Wichtig ist aber, daß mit der Frau als Autorin ein neues Verhältnis literarischer Kommunikation aufgebaut wird, das künftig auch für die spezifische Mädchenliteratur gilt. Sophie von La Roche hat dieses Kom-  
munikationsverhältnis in ihrer Anrede an die Leserin der von ihr herausgegebenen Monatsschrift *Pomona für Deutschlands Töchter* (1783–84), in Abgrenzung zu den von Männern herausgegebenen Frauenmagazinen, selbstbewußt ein-  
geführt: »Das Magazin für Frauenzimmer und das Jahrbuch der Denkwürdigkeiten für das schöne Geschlecht – zeigen meinen Leserinnen, was deutsche Männer uns nützlich und gefällig achten. Pomona – wird Ihnen sagen, was ich als Frau dafür halte [...].«<sup>68</sup> Die in die *Pomona* eingegangenen *Briefe an Lina*, an eine anfangs 15jährige junge Waise, lassen sich sogar schon lesen als reine Mädchenliteratur. Aus der Per-  
spektive der Kommunikationssituation betrachtet, sind diese Briefe zu Campes *Väterlichem Rath für meine Tochter* ein Gegenmodell.

Die von La Roche eingeführte Kommunikationssituation wird offenbar schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts für die Mädchenliteratur akzeptiert. Darauf verweist jedenfalls das Werk von Jakob Glatz, dem bekanntesten Mädchenbuch-  
schriftsteller seiner Zeit, der 1808 gleichzeitig mit *Wolde-  
mar's Vermächtniß an seinen Sohn* ein Mädchenbuch mit dem Titel *Rosaliens Vermächtniß an ihre Tochter Amanda* veröffentlicht hat. Das 19. Jahrhundert hält diese Situation in Untertiteln, Vorreden oder Anreden der »mütterlichen«

<sup>68</sup> Sophie von La Roche, »An meine Leserinnen«, in: S. v. L. R.: *Pomona für Deutschlands Töchter*, Nachdr. der Original-Ausgabe Speyer 1783/1784, hrsg. mit einem Vorw. von Jürgen Vorderstemann, Bd. 1 (1783), München 1987, H. 1, S. [3].

Autorin an die Leserinnen als »Schwestern«, »Töchter« und »Freundinnen« fest. Unerwähnt bleiben darf allerdings nicht, daß einige Frauen Mädchenliteratur auch unter männlichem Pseudonym veröffentlicht haben. Rosa Petzel (als Martin Claudius), Elise Freifrau von Wolfersdorff (als Karl Berkow), Emily Albert (als Hans Berthal) und Klara Kameke (als Carl von Ecke) gehören dazu.

Die mit der öffentlichen Hochschätzung des Privaten gegebene Möglichkeit der literarischen Emanzipation der Frau bezeichnet zugleich eine Grenze. Solange der Frau der Zugang zu höherer Bildung und zur Berufstätigkeit ebenso wie der Eintritt ins politische Leben versperrt ist, bleibt ihre literarische Tätigkeit, dem Bildungs- und Erfahrungshorizont entsprechend, beschränkt. Das ist auch ein Grund dafür, daß sich im 19. Jahrhundert, in der Phase des Ausbaus des »Projekts Mädchenliteratur«, nicht nur die Frau als Autorin, sondern zugleich eine bis heute wirksame Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau etabliert hat: In den zahlreichen Sammelwerken der Mädchenliteratur, in Zeitschriften, Almanachen und Jahrbüchern, sind in der Regel die »unterhaltenden« und in den Feldern »weiblicher Tätigkeiten« belehrenden Texte von Frauen, die »Sachtexte«, also historisch-politische, naturkundliche, geographische und kunstwissenschaftliche Texte dagegen von Männern verfaßt. – In den Texten der Frauen erscheint aber dennoch das »Gelehrte« und das »Politische« als eine in die frauen- und mädchen spezifischen Thematiken »Erziehung«, »Soziales« und »Liebe« eingelassene Schicht. Zudem gibt es auch vereinzelte frühe Beispiele einer explizit politischen Thematik in der Mädchenliteratur, etwa in Amalia Schoppes 1837 erschienenen *Erzählungen für meine Töchter*.<sup>69</sup> Der Prozeß der Herausbildung einer von Frauen geschriebenen »politischen Mädchenliteratur« im engeren Sinn, zu der etwa die historischen Erzählungen der Kaiserzeitautorin Brigitte

<sup>69</sup> Zu Amalia Schoppe siehe auch die Textsammlung von Klaus-Ulrich Pech (Anm. 63).

Augusti, vor allem aber Mädchenkriegsliteratur und ein Teil der nationalsozialistischen Mädchenliteratur zu rechnen sind, entwickelt sich notwendig erst in einer Zeit, in der die Frau sich aus dem politischen Leben nicht mehr einfach wegdenken läßt.

#### Widersprüche

Die individuellen Biographien von Schriftstellerinnen, ihre im Verhältnis zum jeweiligen Frauenleben der Zeit in der Regel selbständiger Lebensform und der Erwartungshorizont eines bürgerlichen weiblichen Lesepublikums, das durch die Lektüre zwar auch Aufregung und Überschreiten der Grenzen des »wirklichen Lebens«, letztlich aber doch Bestätigung will, decken sich nicht. Dies bringt die Schriftstellerin zu ihrem Text, vor allem zu den »Heldinnen« ihrer Texte in eine eigentümlich widersprüchliche Situation. Das Lesepublikum neigt in der Regel zu einer schlichten Identifikation von Autorin und Helden. So wird etwa Sophie von La Roche zeitlebens mit ihrer »literarischen Imagination« (Bovenschen), der empfindsamen Helden Sternheim, identifiziert, obwohl sie in ihrer Realexistenz als gebildete geistvolle Schriftstellerin und zugleich als Ehefrau und Hofdame diesem Bild nicht entspricht. Die Identifikation wird begünstigt, weil die gesellschaftliche Einschätzung der Funktion der Frau auch von der Schriftstellerin verlangt, daß sie bescheiden hinter ihren Heldinnen, hinter gesellschaftlich akzeptierten Frauenbildern, zurücktritt. »Weit über das Maß hinaus, in dem sich auch die männlichen Literaturkoryphäen kultgerecht stilisierten, mußten die Frauen die Zuständigkeiten und Fähigkeiten, die ihre literarische Qualifikation ausmachten, hinter den kulturell präformierten Bildern des Weiblichen – an deren Ausgestaltung die Schriftstellerinnen zuweilen beteiligt waren – verstecken, zugunsten einer Vorstellung von Natürlichkeit, deren Darbietung an Künstlichkeit häufig kaum zu überbieten war.«<sup>70</sup>

<sup>70</sup> Bovenschen (Anm. 6) S. 199.

Dies trifft nun nicht nur für die Autorin von Frauenliteratur, sondern insbesondere auch für die Autorin der Mädchenliteratur zu, die ihre Schriftstellerei ebenso auf die Situation der jungen Leserinnen wie auf die Erwartungen der an der Mädchenziehung Beteiligten abstimmen muß, die die Käufer dieser Literatur sind. Zudem ist die Geschichte der Etablierung der Mädchenliteratur auf dem literarischen Markt des 19. Jahrhunderts Teil eines gesellschaftlich brisanten Zusammenhangs: Ein zentraler Impuls geht nämlich von der Krisensituation der bürgerlichen Familie aus. Es geht vor allem um die Notlage der unverheirateten Töchter wenig bemittelner bürgerlicher Schichten, die einerseits die Umorientierung in der Lebensplanung der materiell nicht genügend abgesicherten »höheren Töchter« verlangt. Andererseits soll die notwendige Umorientierung die tradierten Familienstrukturen und Abhängigkeitsverhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft nicht prinzipiell in Frage stellen. Ein zentraler Inhalt der Mädchenliteratur ist daher die im Kontext der bürgerlichen Frauenbewegung neu aufgebrochene Diskussion um den weiblichen Geschlechtscharakter und um die Emanzipation des Mädchens aus der »Bestimmung der Frau« als »Hausfrau, Gattin und Mutter«. Hier ergreifen alle Autorinnen mehr oder weniger lautstark für die eine oder andere Seite Partei. Erwartungsgemäß nähert sich die Mädchenbuchautorin nur selten explizit Positionen der bürgerlichen Frauenbewegung an.

Der Widerspruch zwischen der relativ selbständigen Lebensform vieler Schriftstellerinnen und den von ihnen erwarteten Entwürfen von Mädchenentwicklungen und Mädchencharakteren, die für den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft wünschbar sind, drückt sich vielmehr in der Struktur der Texte, in der Erzählperspektive und ganz besonders auch in den für die Mädchenliteratur typischen Figurenkonstellationen aus. So führen die Erzählerinnen den in der Geschichte der Mädchenliteratur dominanten Idealtypus eines »natürlichen« »unverbildeten« Mädchens (in politischer Konnotation:

tion: eines »deutschen Mädchens«) nicht etwa nur auf der Folie abschreckender Gegenbilder »emanzipierter«, »gelehrter« oder »koketter« Mädchen vor. Auffällig ist, daß mit dem »Naturkind« in der Mädchenliteratur oft ein Gegentyp eines aktiven, geistvoll-witzigen und schönen jungen Mädchens (in politischer Konnotation: in der Regel einer »Französin« oder »Russin«) konkurriert, mit dem die Erzählung häufig deutlich sympathisiert. Ich gehe davon aus, daß die Autorin mit diesen anziehenden Gegentypen die Literatur nicht nur besonders interessant machen will, sondern daß in ihnen auch das in den Idealtyp des »natürlichen« Mädchens nicht Integrierbare der Schriftstellerinnen-Existenz selbst »abgespalten« erscheint.

Dies verweist zugleich auf einen anderen widerspruchsvollen Zusammenhang. Die von den Schriftstellerinnen verfaßte Mädchenliteratur dokumentiert, allein schon durch ihre Existenz, daß der von Campe über Freud bis ins 20. Jahrhundert hinein den Mädchen in der Pubertät abverlangte endgültige Verzicht auf »männliche Aktivität« nicht oder nur unbefriedigend geleistet worden ist. Was für die Kommunikations situation von Kinder- und Jugendliteratur insgesamt gilt, gilt speziell auch für Mädchenliteratur: Die Schriftstellerin schreibt nicht für die junge Leserin oder ihre Erzieher allein, sie schreibt auch für das junge Mädchen in sich. Sie ist also als Autorin einerseits eine erwachsene Frau, die im Schreiben eine Erziehungsfunktion wahrnimmt. Andererseits führt das Schreiben sie mehr oder weniger bewußt auch auf die unerledigten Probleme ihrer eigenen Mädchengeschichte zurück. – Das ist im übrigen ein wesentlicher Grund dafür, daß Frauen- und Mädchenliteratur, Literaturkritiker und Pädagogen halten es ihr immer wieder vor, so oft »triviale« Liebesliteratur ist. Die Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft selbst, die spannungsvollen Beziehungen in der Kleinfamilie, ihre labile ökonomische Situation, die das junge Mädchen faktisch in die Ehelosigkeit oder in die Konvenienzehe drängt, halten noch die erwachsene Frau ver-

ständlicherweise in der pubertären Trennungssituation, in Vater- und Mutterbindungen und in Vorstellungen romantischer Liebe fest. Die triviale Liebesliteratur ist ein Indikator dafür, daß das bürgerliche Versprechen, die Ehe solle ein auf der Liebesheirat aufgebautes Verhältnis sein, nicht eingelöst oder nicht einlösbar ist.

#### Die soziale Situation der Mädchenbuchschriftstellerin

Die von der Schriftstellerin erwartete Verschleierung ihrer eigenen Selbständigkeit, dazu das in adligen und bürgerlichen Familien übliche Vertuschen finanzieller Notlagen haben bedingt, daß die soziale, besonders die materielle Situation der Schriftstellerin vor allem des 18. und 19. Jahrhunderts in der Literaturgeschichtsschreibung sehr verzerrt wahrgenommen worden ist. Schon über Sophie von La Roche ist aber bekannt, daß sie als Korrespondentin ihres Gatten, nach dessen Rückzug aus dem öffentlichen Leben auch mit der eigenen Schriftstellerei, einen wesentlichen materiellen Beitrag zur allerdings aufwendigen Haushaltung geleistet hat. Marianne Ehrmann ist als Schauspielerin und Schriftstellerin eine selbständige Frau. Helene Unger hat nach dem Tod ihres Mannes dessen Verlag selbständig weitergeführt. Amalia Schoppe hat nach dem Tod ihres Mannes, Pauline Schanz nach ihrer Scheidung durch schriftstellerische Arbeit den Lebensunterhalt für ihre Familie verdient. Thekla von Gumpert erzählt selbstbewußt in ihrer Autobiographie<sup>71</sup>, daß sie, nach dem Tod ihres Vaters in eine finanzielle Notlage geraten, zunächst durch Herstellung und Verkauf feiner Handarbeiten dazuverdient hat, bis sie, nach einer Zeit als Erzieherin, zur Schriftstellerin wird. Sie begründet die Kinder- und Mädchenzeitschriften *Herzblättchen's Zeitvertreib* (1856) und *Töchter-Album* (1855) und

<sup>71</sup> Thekla von Gumpert, *Unter fünf Königen und drei Kaisern. Unpolitische Erinnerungen einer alten Frau*, Glogau<sup>2</sup>1891.

bleibt bis in ihr achtundachtzigstes Lebensjahr hinein deren aktive Herausgeberin. Ihre unglückliche Ehe löst sie nach kurzer Zeit auf. Ottilie Wildermuth hat – bei aller Stilisierung ihrer Häuslichkeit – selbst in ihrer *Hauschronik* bemerkt, daß es sie freue, wenn sie über ihr Schreiben »ein Scherlein zum Haushalt« beitragen kann.<sup>72</sup> Es ist zu vermuten, daß sogar die mit einem Professor verheiratete Clementine Helm, die ihre durch Freunde bezeugte große Begabung<sup>73</sup> in besonders typischer Weise hinter ihren Heldeninnen versteckt, mit ihnen etwa vierzig Mädchenbüchern notwendig dazuverdient hat. Dasselbe gilt gewiß auch für die Mehrheit der Lehrerinnen und Erzieherinnen, die gleichzeitig Schriftstellerinnen sind. Deren niedriges Gehalt kann, wenn man den Diskussionen in ihrer Zeit folgt, häufig nicht einmal das Existenzminimum absichern.

Aus den Nachrichten über das Leben der Mädchenbuchschriftstellerinnen läßt sich nun rekonstruieren, daß sie in der ›Hochzeit‹ der Mädchenliteratur überwiegend aus gehobenen und höheren Schichten stammen. Mindestens die Hälfte der Väter ist akademisch gebildet. Darunter sind zahlreiche Mediziner und Juristen. Einen hohen Anteil bilden auch Kaufleute und Industrielle. Es gibt Gutsherren und Offiziere. Einige Väter und Mütter sind Künstler und Künstlerinnen. Die Schriftstellerinnen haben in der Regel eine für Mädchen ihrer Zeit relativ gute Ausbildung erhalten, durch den Vater, durch Hauslehrer, in der höheren Mädchenschule, manchmal sogar schon auf einer Akademie. Dies alles spricht aber nicht einfach für ihre gesicherte materielle Position. Die Ausbildung ist vielmehr bereits notwendige »Mitgift« ihrer künftigen Existenz. Denn weitere soziale Daten (Kinderreichtum, früher Tod eines Versorgers, wirtschaftlicher Ruin)

<sup>72</sup> Nach [Karl] Kinzel, »Lebensbilder aus der deutschen Litteraturgeschichte. Ottilie Wildermuth«, in: *Junge Mädchen. Ein Almanach*, hrsg. von Frida Schanz, Nr. 4, Bielefeld [1898], S. 33–51.

<sup>73</sup> Vgl. August von Heyden, »Clementine Helm. Eine Erinnerung«, in: *Junge Mädchen* (Anm. 72) Nr. 3 [1897], S. 2–8.

verweisen darauf, daß die Schriftstellerinnen häufig zugleich aus Familien kommen, die vom sozialen Abstieg bedroht sind und in denen daher die Frage der künftigen Berufstätigkeit der Tochter besonders akut ist. Eine der Ausnahmen bildet allerdings die Autorin des *Trotzkopf*, eine materiell abgesicherte Bankierstochter, die mit ihrem Schriftstellerinnennamen Emmy von Rhoden sogar vorgibt, eine Adlige zu sein.<sup>74</sup>

Das auf eine analoge psychische und soziale Lage gebrückte, vermutlich besonders enge Kommunikationsverhältnis von bürgerlicher junger Leserin und Schriftstellerin löst sich im übrigen im Kontext der gesellschaftlichen Umschichtungen der Jahrhundertwende, mit der Erweiterung des weiblichen Lesepublikums traditioneller Mädchenliteratur, auf.

### Genrespezifik der Mädchenliteratur

Mädchenliteratur ist nach dem bisher Gesagten ein besonderer Diskurs über die weibliche »Bestimmung« und über den weiblichen »Geschlechtscharakter«. Der Diskurs ist eingebunden in die Sozial- und Erziehungsgeschichte von Mädchen und Frauen. Das Spezifische, auch im Verhältnis zu anderen literarischen Diskursen, entwickelt sich erst, als die Frau, historisch begründet, zur Autorin dieser Literatur wird und als die Notwendigkeit einer längeren, problematischen Übergangszeit vom Mädchen zur Frau gesellschaftlich akzeptiert ist. Damit entsteht eine Schreibsituation, in der sich die Autorin in typischer Weise in ihren Texten verbirgt, als Mädchen und als erwachsene Frau. Die Kommunikationssituation zwischen Autorin und Leserin, so dürfen wir annehmen, war zunächst eng.

Das Projekt Mädchenliteratur ist ein bürgerliches Projekt. Es zielt vor allem auf »mittlere« und »höhere« Schichten. Selten oder nur am Rande bezieht es »untere« Leserschichten mit ein. Frühe Ansätze zu dieser Einbeziehung finden sich in Volksschullesebüchern in der Tradition des Rochowschen *Kinderfreunds* (1776), so in dem 1807 erschienenen *Mädchenfreund* von Bartholomäus Bacher oder in dem *Lesebuch für angehende weibliche Dienstboten* (1789/90) von Johanna Katharina Morgenstern. Auch Marianne Ehrmann nimmt Literatur für Dienstbotinnen in ihre Zeitschrift *Amaliens Erholungsstunden* mit auf, denn sie geht davon aus, daß Dienstbotinnen heimliche Mitleserinnen ihres für die weiblichen »Herrschaften« bestimmten Magazins sind. (Vgl. hierzu auch die Einführung in das Kapitel *Gedichte und Lieder*.) – Auch im Zusammenhang der Entwicklung einer sozialistischen Kinder- und Jugendliteratur im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert kommt es nicht zur Ausgrenzung einer spezifischen Mädchenliteratur. Allenfalls ist Adelheid Popp 1909 zunächst anonym von August Bebel herausgebrachte *Jugendgeschichte einer Arbeiterin* zu nennen, die – nach Popps Vorwort zur vierten Auflage 1922 – »in allerster Linie auf die arbeitenden Frauen und Mädchen« einwirken will.<sup>75</sup> In dieser Phase wird aber die traditionelle Mädchenliteratur vom Kolportagebuchhandel für ein erweitertes weibliches Lesepublikum entdeckt. Marie von Felseneck schreibt für den erfolgreichen Grossobuchverleger Weichert etwa 50 Mädchenbücher in billiger Aufmachung. Zum Preis von je 10 Pfennigen erscheint zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Serie von lustigen *Backfischstreichen* als Heftchen-Literatur. Auch die nach dem Ersten Weltkrieg zunehmende Produktion von Mädchenbuchserien, allen

74 Den Adelstitel hat sich auch die Kolportageschriftstellerin Marie von Felseneck (d. i. Marie Mancke) zugelegt. Weniger bekannt sind Carl von Ecke (d. i. Klara Kameke), Lilly von Muralt (d. i. Meta Willner) und Anna von der Osten (d. i. Anna Klapp). Umgekehrt legt z. B. Eva Hartner (d. i. Emma von Twardowska) als Schriftstellerin das Adelsprädikat ab.

75 Adelheid Popp, *Jugend einer Arbeiterin*, hrsg. und eingel. von Hans J. Schütz, Berlin 1977, S. 23.

voran das *Nesthäkchen* von Else Ury, spricht, obwohl die Heldenin in ein wohlhabendes bildungsbürgerliches Milieu Berlin-Charlottenburgs plaziert ist, das neue, durch Leserinnen der Unterschichten erweiterte Lesepublikum an.

#### Schwerpunkte der Mädchenliteraturproduktion

Die sich im 19. Jahrhundert verselbständigte Mädchenliteratur erhält ihre literarische Spezifizität nicht allein aus der dargestellten Kommunikationssituation, sondern zugleich als »Grenzfall« der zeitgenössischen Frauenliteratur und der Kinder- und Jugendliteratur. Sie greift dabei auf die Traditionen der älteren Ratgeberliteratur, auf Lyrikanthologien und in der Epik besonders auf den empfindsamen Roman und die Exempelgeschichte der Aufklärung zurück. Die Literatur für »kleine Mädchen« führt auch romantische Traditionen phantastischer Literatur fort. (Vgl. hierzu die Einführungen in die Kapitel dieser Textsammlung.) – Zur Mädchenliteratur gehören neben den selbständigen Erzählungen und Romanen, neben Lyrikanthologien, Alben, Ratgebern und Lesebüchern für Mädchen aber auch periodisch erscheinende Schriften: Almanache, Zeitschriften und Jahrbücher, in denen – mit unterschiedlichen Akzenten – Erzählungen, Briefe, Lyrik, Ratschläge, moralische Belehrungen, kleine Szenen<sup>76</sup>, Spiel- und Arbeitsanleitungen sowie Sachtexte zu verschiedenen Gebieten der Künste und Wissenschaften zusammengefaßt sind.

Zu diesen Periodika gehören auch die ersten Kinder- und Frauenmagazine, die im 18. Jahrhundert aus der Tradition der moralischen Wochenschriften hervorgegangen sind. Wegweisend für die Entwicklung der deutschsprachigen spe-

76. Von kleinen Theateraufführungen wird in vielen Mädchenromanen erzählt. Erwähnenswert sind neben Spielvorschlägen und Szenen in den Periodika auch Texthefte in Höflings *Mädchenbühne*, im *Theater für die weibliche Jugend* oder im *Kränzchen-Theater*. Die Stücke sind vor allem für Familienfeste und Mädchengeburtstage bestimmt.

zifischen Mädchenliteratur ist hier das 1758 ins Deutsche übertragene *Lehrreiche Magazin für Kinder* der Jeanne-Marie LePrince de Beaumont, 1756 in Frankreich erschienen und für jüngere Mädchen gedacht. An die von Paul Friedrich Achat Nitsch herausgebrachte Wochenschrift *Für deutsche Mädchen* (1781/82) schließen sich zeitlich Sophie von La Roches *Pomona* (1783/84) und *Amaliens Erholungsstunden* (1792–93) der Marianne Ehrmann an, die allerdings eher an den zeitgenössischen Frauenmagazinen, an Johann Georg Jacobis *Iris* (1774–76) und an David Christian Seybolds *Magazin für Frauenzimmer* (1782–91) orientiert sind.<sup>77</sup>

Die großen, teils weit über ein halbes Jahrhundert »haltbaren« Periodika werden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts initiiert. Einen wichtigen Einschnitt bildet die Begründung des von Thekla von Gumpert seit 1855 herausgegebenen *Töchter-Albums*, das, anfangs auch in Einzelheilferungen, später nur noch als Jahrbuch, bis 1931 unter dem gleichen Titel erscheint. Die Welle der Vereins- und Parteidgründungen der 1860er Jahre fördert auch die konfessionell orientierte Mädchenvereinsliteratur. Die 1869 begründete *Deutsche Mädchen-Zeitung* etwa, das Organ der evangelischen Jungfrauen-Vereine, wird bis 1932 herausgebracht. Andere Jahrbücher und Zeitschriften gehören in den engeren Kontext der marktüblichen Mädchenliteratur: Die illustrierte Wochenschrift *Das Kränzchen* (1889 ff.) wird seit 1934 unter dem Titel *Wir Mädel* weitergeführt. Erfolgreich ist auch das *Deutsche Mädchenbuch* (1892–1925). Weniger erfolgreich sind das Album *Maienzeit* (1891–94), das von der in der Frauenbewegung aktiven Lina Morgenstern herausgegebene Jahrbuch *Für junge Mädchen* (1892–95), Helene Stökl's *Mädchenbibliothek Freia* (1893/94), der von Clemens

77. Zu den Frauen- und Mädchenmagazinen des 18. Jahrhunderts siehe Grenz (Anm. 21) und ihre Beiträge zu den einzelnen Magazinen im *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. Von 1750–1800*, in Zsarb. mit Hans-Heino Ewers hrsg. von Theodor Brüggemann, Stuttgart 1982.

tine Helm und Frida Schanz begründete, komfortabel ausgestattete Almanach *Junge Mädchen* (1895–1902) und das *Goldene Mädchenbuch* (1908–15). Die österreichische Zeitschrift *Sonnenland* (1912–33), Scherls *Jungmädchenbuch* (1914–27) und die *Jungmädchenwelt* (1927–30) gehören bereits einer neuen Generation der Mädchenliteratur an. Die nationalsozialistischen Periodika *Das deutsche Mädel* (1934 ff.), Zeitschrift des BDM, und das Jahrbuch *Mädel-eure Welt* (1940–44) sind staats- bzw. parteioffiziell.

#### Mädchenbilder in der Mädchenliteratur

Wer bereit ist, sich überhaupt auf dieses Gebiet der Literatur einzulassen und dabei auch hinter die auf den ersten Blick oft so glatten Mädchengesichter zu sehen, der findet in den Mädchenbildern der Mädchenliteratur die den historischen Wandel der modernen bürgerlichen Gesellschaft begleitenden Krisen wie in einem Prisma zusammengefaßt. In den typischen Charakterzügen der Mädchen erscheinen mittelbar die großen Themen des Zeitalters. Da geht es um das Verhältnis von adliger und bürgerlicher Lebensform, um die Spannung von Wirtschafts- und Bildungsbürgertum, um die Abgrenzung des Bürgertums gegen Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie, um Verstädterung und Großstadtbildung, um nationale Identität und Nationalismus, schließlich um den Ausgang der Frau aus ihrer Geschichtslosigkeit. Die realen Probleme bei der Hinführung des Mädchens auf ihre »weibliche Bestimmung« ziehen offenbar diese Themen an.

Alle Problemlösungen in der Mädchenliteratur sind am Leitgedanken der »Natürlichkeit« orientiert. Sie unterscheiden sich, je nach dem, was in Idealbilder eines »natürlichen Mädchens« integriert werden kann und was ausgegrenzt in Gegenbildern erscheint, womöglich als »Abweichung von der Natur«. In der Lyrik, aber auch in der erzählenden und selbst in der ratgebenden Literatur wird das Mädchen daher

auch unmittelbar sprachlich mit Natur, vor allem mit pflanzlicher Natur gleichgesetzt. Aber »Veilchen« und »Rose« sind nicht dasselbe, und es macht einen Unterschied, ob Sophie von La Roche ihre junge Brieffreundin Lina als eine »edle Gartenpflanze« anspricht, während der Trotzkopf Ilse der Emmy von Rhoden aus der Sicht der künftigen Schwiegermutter eine »frische Waldblume« ist. – Eng ist die Charakteristik der pflanzenhaften Natur des Mädchens auch mit der die Mädchenliteratur durchziehenden Thematik der »inneren« und »äußereren« Schönheit verknüpft. Zwar geht die Mädchenliteratur traditionell von der »äußereren« Schönheit ihrer positiven Heldinnen aus, die im Prozeß der Erziehung und Entwicklung durch »Seelenschönheit« belebt werden muß. »Häßlichkeit« oder ein frühes »Verwelken« erscheinen als Strafe. In der Mädchenliteratur gibt es aber, wie in *Der Seele Schönheit* von Olga Eschenbach, im 19. Jahrhundert auch eine Mädchenfigur, die in der Position des »Mauerblümchens« (!) Züge einer Identifikationsfigur trägt. Als natürlicher Lebensraum des Mädchens gilt in der Tradition der Mädchenliteratur nicht immer, aber in der Regel der ländliche oder kleinstädtische, nicht der großstädtische Raum. Als natürlich gilt das »Deutsche«, das im 18. Jahrhundert als Gegenbild vor allem das »Französische«, im 19. und 20. Jahrhundert auch das »Englische« oder »Russische« hat. »Ich bin ein deutsches Mädchen – ich / Bin edel stolz und gut; / Und unverdorben fließt in mir / Ein jeder Tropfen Blut.« So heißt es schon in dem 1781 herausgegebenen Mädchen-Magazin von Nitsch. Der Topos vom »unverdorbenen deutschen Mädchen« zieht sich durch die Mädchenliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts hindurch. Seit *Julchen Grünthal* (1784) von Friederike Helene Unger ist die Frage der nationalen Identität des Mädchens auch in vielen Pensionatsgeschichten mit der Erziehungsthematik und der Stadt-Land-Thematik verbunden. Schon die frühe Mädchenliteratur des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts entwirft, wenn man die

Texte von Bacher, Burmann, Campe, Dittmar, Ehrmann, Ewald, Glatz, La Roche und Unger vergleicht, durchaus kein einheitliches Bild. Die Sympathien und Antipathien der verschiedenen Autorinnen und Autoren gegenüber bestimmten Traditionen adliger und bürgerlicher Erziehung und Lebensform prägen sich als Nuancen in Idealbildern eines »natürlichen« Mädchens und in Gegenbildern aus. Dabei macht aber die Geschichte der Mädchenliteratur und ihrer Erfolgsautorinnen zugleich deutlich, daß der allein an der gängigen Geschlechtscharakteristik der Frau als »Hausfrau, Gattin und Mutter« oder an »weiblicher Passivität« orientierte Typ eines schlichten, anspruchslosen, arbeitsamen bürgerlichen Mädchens ganz unattraktiv ist, weil er offenbar weder die psychische Situation des lesenden Mädchens noch die »Mentalität« der Gesellschaft insgesamt trifft. – Das ist auch ein Grund dafür, daß Julie in *Julchen Grünthal*, die aus ihrer Familie alle Bedingungen für die Entwicklung eines bürgerlichen Frauenideals mitgebracht hat, erst in der Verführungs geschichte, in der Spannung zur Verführerin Mariane interessant werden kann. Sie selbst ist eher willenlos blaß, eine »junge empfängliche Seele«, meint ihr Vater, »deren Erwartungen besonders waren erregt worden«<sup>78</sup>.

Tatsächlich hat die Mädchenliteratur in ihrer Geschichte, auch als »Bestätigungs literatur«, immer nach Integration bestimmter Züge von »Selbständigkeit«, von »männlicher Aktivität«, nach einem Ausdruck von »Eigenwillen« oder »Eigensinn« in den Mädchenidealbildern verlangt. Vor allem dies macht Clementine Helms 1863 erschienene erfolgreiche Erzählung *Backfischchen's Freuden und Leiden* so interessant. Clementine Helm nimmt in dieser Erzählung die in *Julchen Grünthal* mit Julie und Mariane angelegte Grundkonstellation auf. Erzählt wird die Geschichte eines »Backfischchens«, eines jungen Mädchens vom Lande, das nun in

der Großstadt Berlin, allerdings nicht im Pensionat, sondern im Hause ihrer Tante in die Gesellschaft eingeführt wird. Das Markante an dieser Erzählung ist, daß die Titelheldin, ein ebenso »natürliches« wie langweiliges Landmädchen, in der intelligenten, witzigen, schönen und stolzen Eugenie, die gleichzeitig in das Haus der Tante einzieht, ein attraktives Gegenbild hat. Eine »Amazone« wird Eugenie in der Erzählung genannt. Damit spielt Clementine Helm vermutlich sogar auf eine berühmte zeitgenössische Eugenie an, auf die schöne spanische Gräfin Eugenie von Montijo, die spätere Kaiserin von Frankreich, die mit ihren Auftritten im »glänzenden Amazonenkleid« auf »andalusischem Vollblut pferd«, mit ihrem »Gemisch von männlichen Manieren und weiblicher Koketterie«, das »graziös und herausfordernd« zugleich war, nach den Erinnerungen Louise Ottos<sup>79</sup> ungeheure öffentliches Aufsehen erregte und die fast zwanzig Jahre lang die europäische Mode bestimmt hat. Clementine Helm zeigt in ihren Erzählungen, gerade in der Figur der Eugenie, welche Sympathie sie für den am Adel orientierten Lebensstil hat. Hierauf gründet sich im übrigen auch ihre – in der Mädchenliteratur des 19. Jahrhunderts sonst äußerst seltene – positive Einschätzung der Großstadt Berlin, die ja auch ihr ganz persönlicher Lebensraum ist. Die demgegenüber mehr mit mittleren bürgerlichen Schichten und mit bürgerlich-einfacher Lebensform sympathisierende Mädchenliteratur von Glatz, Petzel, Gumpert, Wildermuth und anderen stellt eher Mädchen und Frauen vor, die Verkörperungen des für die Selbstdefinition der Bürger so wichtigen »tätigen Lebens« sind. Die der Frauenbewegung nahestehende Mädchenliteratur des letzten Jahrhundertdrittels und des beginnenden 20. Jahrhunderts greift den Begriff der »Selbsttätigkeit« auf. Fast immer bleibt aber die Grenze dessen, was in Bildern weiblicher Selbsttätigkeit als »natürlich« akzeptiert werden kann, bei den im engeren Sinne bürger-

78 [Friederike Helene Unger], *Julchen Grünthal*, 3. Ausg., [Bd. 1], Berlin 1798, S. 354.

79 Otto (Anm. 23) S. 80ff.

lichen Schriftstellerinnen an »Mütterlichkeit« als Leitziel orientiert.

»Eigensinn« als Sich-nicht-einfügen-Wollen in die vorgesehene Bestimmung war immer Thema der Kinderliteratur. In der erzählenden Mädchenliteratur ist Eigensinn schon früh zumindest das geheime Zentrum jeder interessanten Mädchenfigur. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die Thematik nicht nur in der bekannten Trotzkopffigur, sondern auch in anderen Bildern trotziger, stolzer, aber auch einsamer oder kranker Mädchen (auch Krankheit kann Ausdruck von »Eigensinn« sein!) eng mit der psychischen Problematik der Pubertät verknüpft, einer Situation, in der, wie wir gesehen haben, auch gesellschaftsgeschichtlich bedingt das Problem des Sich-einfügen-Müssens besonders virulent ist. Wo eine Erzählung mit eigensinnigen Heldeninnen sympathisiert, schimmert, auch wenn sie – oberflächlich betrachtet – eine Einfügungsgeschichte ist, immer auch durch, daß Eigensinn eine Widerstandsform gegen die unter den realen geschichtlichen Bedingungen des Mädchenlebens in der bürgerlichen Gesellschaft besonders schweren narzißtischen Kränkungen in der Pubertät ist. Die Verknüpfung der Thematik des Eigensinns mit der Thematik des weiblichen Geschlechtscharakters und der Bestimmung der Frau unter den Bedingungen weiblicher Pubertät ermöglicht erst, daß sich seit dieser Zeit eine Entwicklungs- oder Pubertätsgeschichte als spezifisch mädchenliterarisches Genre ausbilden konnte, das bis heute die Mädchenliteratur prägt.

#### Die Entwicklungsgeschichte als mädchenliterarisches Genre

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat Jakob Glatz in *Rosaliens Erinnerungen aus ihrem Leben* festgehalten, was strukturbildend und zugleich sentimental der Kern der spezifischen Mädchenliteratur ist: »So trat ich in das Jungfrauen-Alter. Es ging darin mit meinem ganzen innersten Wesen eine große Veränderung vor. [...] Manche dunkle Ahnungen

und rätselhafte Gefühle wurden in mir wach. Oft befand ich mich in einem Gemüthszustande, der mir unerklärbar war, und es ergriff mich ein bange Sehnsucht nach der andern.<sup>80</sup> Noch erscheint in *Rosaliens Erinnerungen* die Entwicklung des Mädchens zur Frau als ein Stück purer Naturgeschichte. Die Eltern-Tochter-Beziehung ist zugleich voller Harmonie. Es wird aber respektiert, daß die Zeit der Ablösung von der Mädchenkindheit nicht allein Zeit der Einführung in einen weiblichen Pflichtenkreis, sondern Zeit der Gefühlsverwirrungen, Zeit melancholischer Stimmungen und gesteigerter Selbstwahrnehmung, vor allem auch Zeit der intensiven Erfahrung von Trennungsschmerz ist. »Ich kannte nun auch die Schmerzen der Trennung, die man mit Recht zu den empfindlichsten Schmerzen des Lebens zählt.<sup>81</sup>

Erst mit der Entdeckung der »psychischen Pubertät« als Trennungszeit wird die Übergangszeit der Mädchen für die Literatur interessant. Die Auflösung oder Umgestaltung der alten Freundschafts- und Liebesbindungen der Kinderzeit, ganz besonders der gleichgeschlechtlichen Mädchenfreundschaft und der Eltern-Tochter-Liebe, angesichts einer unsicheren Zukunft ist mehr oder minder offen ein zentrales Motiv jeder erzählenden Mädchenliteratur. Bei der hohen emotionalen »Aufladung« der Vater-Tochter-Liebe in der Geschichte der bürgerlichen Kleinfamilie, die nicht nur die Lesesituation der Mädchen, sondern auch die Schreibsituation der weiblichen und der wenigen männlichen Autoren bestimmt haben wird, darf es nicht verwundern, daß in der Mädchenliteratur die Vater-Tochter-Liebe einen hohen Stellenwert hat.

Auch in *Julchen Grünthal* wird ja nicht nur eine »Warngeschichte«, die Unglücksgeschichte eines verführbaren Mädchens, sondern auch eine Trennungsgeschichte erzählt. Er-

<sup>80</sup> Jakob Glatz, *Rosaliens Erinnerungen aus ihrem Leben. Ein Bildungsbuch für Deutschlands Töchter*, Leipzig 1821, S. 187 f.

<sup>81</sup> Ebd., S. 191.

zählt wird aus der Perspektive eines trostlosen Vaters, der nach Spuren der ihm verlorengegangenen Tochter sucht, die den von ihm erwählten väterlichen »anständigen« Ehemann abgewiesen hat und statt dessen sexueller Anziehung gefolgt ist. Damit wird *Julchen Grünthal* literarisches Modell einer sentimental Vater-Tochter-Liebe, wie sie Campe in seinem *Väterlichen Rath* fundiert hat. Die »triviale« Mädchenliteratur des 19. und sogar des 20. Jahrhunderts wird dieses Modell unentwegt variieren. So zeichnet die erzählende Mädchenliteratur unbewußt eine Signatur des bürgerlichen Zeitalters nach. Die Mädchenliteratur zeigt, wie schwer die Ablösung aus der väterlichen Obhut fällt, besonders aber dann, wenn es bei zunehmender Sozialisierungsschwäche der bürgerlichen Kleinfamilie zu einer engen Komplizenschaft zwischen Vater und Tochter kommt, wenn der Vater, wie im *Trotzkopf* und vielen anderen Mädchengeschichten, in Opposition zur Mutter womöglich Garant für größere Freiräume und für den Erhalt »jungenhafter«, »männlich-aktiver« Züge in der Mädchenpubertät wird.<sup>82</sup> Auch Autorinnen, die überzeugte Anhängerinnen der Frauenbewegung sind, können kaum aus dieser emotionalen Bindung heraus.

In der erzählenden Mädchenliteratur wird also die Geschichte der Einführung der Heldenin in ihre weibliche Bestimmung mit einer Trennungsgeschichte verknüpft. Anfangspunkt der Erzählhandlung ist häufig eine Komplikation, die das Weiterleben in den gewohnten Bahnen unmöglich macht. Im *Trotzkopf* ist die Komplikation eine offene Konfrontation, in der die Erziehungsschwäche der Familie und die unerträglich gewordenen Spannungen in der Vater-Mutter-Tochter-Beziehung ans Tageslicht kommen. »Ilse biß auf die Unterlippe und trat mit dem Fuß heftig auf die Erde, aber sie sagte nichts. Mit einer schnellen Wendung ging sie zur Thür hinaus und warf dieselbe unsanft hinter sich zu [...]. O wie

<sup>82</sup> Vgl. dazu meinen Erklärungsversuch in dem Beitrag »Mädchenliteratur von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg« (Anm. 5 der Vorber.), bes. S. 238–246.

schrecklich ist es jetzt!« stieß sie schluchzend heraus, »— es war so viel, viel hübscher, als wir beide allein waren! Alle Tage muß ich lange Reden hören über Sitte und Anstand, und ich will doch keine Dame sein, ich will es nicht [...].«<sup>83</sup> Damit ist eine »klassische« Konstellation hergestellt, die in der Mädchenliteratur oft im Rahmen oder zumindest in enger Anlehnung an den literarischen Typ der »Pensionatsgeschichte« aufgelöst wird.

Das Pensionat ist in der Literatur, kompensatorisch zur Kleinfamilie, Ort einer Übergangszeit, nach der die Heldenin in die festgefügte Kleinfamilie zurückkehren wird, um wenig später zu heiraten. Die Pensionatsgeschichte läßt sich auch als Gegentyp oder als Reduktionsform des *Robinson Crusoe* lesen, zu dem Buch, das Rousseau in seinem *Emile* als Literatur der Übergangszeit seines Zöglings aus der Kindheit ins Jugendalter »entdeckt« hat.<sup>84</sup> Auch das Pensionat der Mädchengeschichten trägt Züge inselhafter Abgeschlossenheit. Die Lokalisierung des Pensionats in der Großstadt, in ländlicher Umgebung, als »Waldpensionat« oder Klosterschule läßt verschiedene Akzentuierungen der für den Diskurs um den weiblichen Geschlechtscharakter zentralen Thematik von Natur und Zivilisation zu. — Aber nicht nur in den unterschiedlichen Phantasien der Pensionatsgeschichten zu lesen, ist interessant. Denn in ihnen wird, unterhalb der Wandlungsgeschichte eines jungen Mädchens, das am Ende die »unschönen« Züge hervorstechender »Männlichkeit« abgestreift hat, in durchaus »verbotener« Weise die Geschichte der Mädchenpubertät als Liebesgeschichte erzählt, in der die Vater-Tochter-Liebe in allen möglichen Verdichtungen und Verschiebungen ihren festen Platz hat.

In diesen Liebesgeschichten ist die reale soziale Situation der bürgerlichen Mädchen in der Regel fast vollständig ver-

<sup>83</sup> Emmy von Rhoden, *Der Trotzkopf. Eine Pensionsgeschichte für erwachsene Mädchen*, Stuttgart 1885, S. 3f.

<sup>84</sup> Rousseau (Anm. 6), bes. S. 388–392.

drängt. Solchen Geschichten gegenüber haben es Erzählerinnen, in denen die pubertäre Trennungssituation – ohne schnelle Aussicht auf eine Liebesheirat – mit dem Eintritt »ins Leben«, womöglich ins wenig attraktive Berufsleben, aufgelöst wird, verständlicherweise schwer. In der Mädchenliteratur des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts finden sich aber doch bemerkenswerte Texte, deren Stärke gerade darin liegt, daß in ihnen auch Sozialgeschichte von Mädchen erzählt wird. Die in der Trotzreaktion der Heldinnen der marktgängigen Mädchenliteratur nur angedeutete verletzende Erfahrung, »nur ein Mädchen«, »nur eine Tochter«, überhaupt »minderwertig« zu sein, wird in dieser Literatur explizit. Diese Erzählungen sympathisieren mit Heldinnen, die der sozialen Realität der Minderbewertung von Mädchen in einer Art »trotzigen Selbstbehauptung« nicht ausweichen. Gerade die Beschränktheit des Mädchenlebens wird diesen Heldinnen Anstoß zur Selbständigkeit. – Die Öffnung der Literatur für die Realgeschichte von Verletzungen der Mädchen in der Pubertät formt »von innen heraus« nicht nur den Mädchen-Idealtyp, sondern auch die Erzählstruktur der Mädchenliteratur um. So wird etwa in Adelheid Popp's *Jugendgeschichte einer Arbeiterin*, aber auch in *Regina Himmelschütz* von Helene Raff, die, verfremdet im Medium der Dorfgeschichte, erstmals (?) in der Geschichte der Mädchenliteratur den Blick auf die Vater-Tochter-Liebe als ein Gewaltverhältnis freigelegt hat, der literarische Diskurs traditioneller bürgerlicher Mädchenliteratur gesprengt.

### *Die Mädchenliteratur in der Lesepädagogik und Leseftorschung*

Kein Bereich der Kinder- und Jugendliteratur wurde in der Literaturkritik und Literaturpädagogik so pauschal und einhellig abgelehnt wie die traditionelle Mädchenliteratur. Die Urteile nicht nur über die Mädchenliteratur und ihre Auto-

rinnen, sondern auch über die Leserinnen dieser Literatur sind voller Ressentiments.<sup>85</sup> Offen oder unterschwellig reproduzieren sie häufig das gängige Vorurteil über Mädchen und Frauen als das »dümmeres Geschlecht. Neben dem »trivialen Frauenroman« im »Marlitt-Stil« oder im »Courths-Mahler-Stil« gilt die Mädchenliteratur, speziell das »Backfischbuch«<sup>86</sup> mit seiner »Verabsolutierung« der »Gefühls-Sphäre«, als Inbegriff von »Kitsch«.<sup>87</sup>

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wird nur ausnahmsweise ein kritisch-verstehender Zugang zur jungen Leserin und ihrer Literatur gesucht. Alle neueren Untersuchungen über Lesebedürfnisse, Leseinteressen und Lesewirkungen haben aber bestätigen müssen, »daß auch heute noch der größte Teil der Mädchen bei uns – unabhängig von sozialer Herkunft und Schulbildung – eine Zeitlang Mädchenbücher mit starker Anteilnahme liest (verschlingt)«.<sup>88</sup> Obwohl es in der Geschichte der Lesepädagogik und Leseftorschung interessante Behauptungen und Beobachtungen zu dieser Situation gibt, sind die Versuche ihrer systematischen Aufklärung nicht überzeugend:

<sup>85</sup> Vgl. hierzu auch meinen Aufsatz »Man sollte den Trotzkopf noch einmal lesen«, in: *Fundevogel. Kritisches Kinder-Medien-Magazin* 78/79 (1990), S. 4–9.

<sup>86</sup> Es kann an dieser Stelle nicht ausgeführt werden, wie und warum sich die Bedeutung des Begriffs »Backfischbuch« im 20. Jahrhundert in bezug auf das angenommene Lesealter gegenüber dem 19. Jahrhundert leicht verschiebt.

<sup>87</sup> Heiner Schmidt, *Das lesende Mädchen. Eine Untersuchung der Mädchenlektüre*, Wien 1959, S. 13.

<sup>88</sup> Malte Dahrendorf in seiner Untersuchung über *Das Mädchenbuch und seine Leserin* (Anm. 1), S. 154f. – Die Untersuchung bezieht sich wesentlich auf die Mädchenliteraturproduktion und das Lektüreverhalten der späten 60er Jahre. Sie begründet zugleich, daß das damals neue Mädchenbuch nach wie vor den Strukturen der Mädchenliteratur des 18. und vor allem des 19. Jahrhunderts folgt. Die Neuauflagen sind jeweils aktualisiert. – Noch in dem 1993 erschienenen Heft *Frauen Lesen* der Zeitschrift *Literatur und Erfahrung* (H. 26/27) wird das verschlingende Lesen traditioneller Mädchenliteratur zumindest der heutigen Studentinnengeneration eindrücklich belegt.

1. Sie vernachlässigen zu sehr, daß die auf einem starken Lesebedürfnis basierende »freiwillige« Lektüre, in der Regel immer noch als »einsame« Lektüre, in einem besonderen Spannungsverhältnis zu den übrigen alltagsweltlichen Kontexten der Leserinnen steht.

2. Sie reflektieren zwar die besonderen Bedingungen der physischen und psychischen »Pubertät« und »Vorpubertät« der Mädchen, vor allem den Zusammenhang zwischen sexueller Reifung, »gieriger« Lektüre und einem »vorgreifenden« Interesse an bestimmten »Stoffen«, besonders am Thema »Liebe«. Sie fragen aber nicht nach der Bedeutung der Lektüre im Prozeß der Herauslösung des Mädchens aus dem symbiotischen Zusammenhang der bürgerlichen Kleinfamilie. Sigmund Freud hat hier den interessanten Hinweis gegeben, daß sich mit der Vorpubertät eine entsprechende tagträumende Phantasietätigkeit verstärkt: In dem Versuch, die »geringgeschätzten Eltern loszuwerden«, würden sie in der Phantasie durch »vornehmere«, etwa »Schloßherren«, »Gutsbesitzer auf dem Lande«, die »Fürstlichkeit in der Stadt« ersetzt.<sup>89</sup> Die »triviale Mädchenliteratur« mit ihren zur sozialen Herkunft der heutigen Leserin insbesondere kontrastierenden gehobenen »Milieus« könnte also ein Medium solcher Tagträumerei sein.

3. Hieraus ergibt sich schon: Die in der Geschichte der Lesepädagogik und Leseforschung, besonders in der Soziologie der Mädchenliteratur und der jungen Leserin zweifelsfrei unterstellte Leitbildfunktion des traditionellen Mädchenbuchs bzw. die schlichte Annahme der »sozialisierenden Wirkung« dieser Literatur leitet sich aus einer Wirkungshypothese ab, der ein tiefenstruktureller Zugang zur Lesesituation, zur Leserin und zur Mädchenliteratur fehlt.

<sup>89</sup> Sigmund Freud, »Der Familienroman der Neurotiker«, in: S. F., *Gesammelte Werke* (Anm. 43) Bd. 7, S. 229.

Lesepädagogik als Diätetik: Kampf gegen »Leselust«, »Lesesucht« und »Lesewut«

Ungewollt öffnen gerade die seit der Spätaufklärung heftigen Klagen gegen das »Lustlesen« vor allem von Romanen, gegen »Lesesucht« und »Lesewut«, einen Blick auf diese Tiefenstruktur. Das unbeherrschte Lesen, das sich für die Aufklärungspädagogen mit sexueller Erregung, gar mit Onanie gefährlich berührt, gilt ihnen als schlimme Krankheit. Sie entwickeln eine Diätetik des Lesens, die Fastenzeiten oder wenigstens sparsame Dosierung der Lektüre verschreibt. Sie propagieren eine Gegenliteratur als heilsame Kur, in der »Unterhaltung« mit »nützlichen Kenntnissen« und »Moral« verbunden sein soll.<sup>90</sup> Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kommt es – gerade auch im Zusammenhang mit der Diskussion um das »Backfischbuch« – zu einer Wiederaufnahme aufklärerischer Standpunkte gegen das Lustlesen. Die diesen Standpunkten verbundenen Pädagogen treten in der Diskussion um ein Gesetz zum Verbot von »Schundliteratur« seither häufig für eine harte verbietende Gesetzgebung ein.

Rüdiger Steinlein hat in seiner Studie zur »domestizierten Phantasie«<sup>91</sup> einen besonderen Zusammenhang zwischen kindlicher Leselust und kindlichem Begehrten aufgedeckt. Er rekonstruiert aus kinderliterarischen Paradigmen, Leseerinnerungen und Lesepädagogik, wie sich im »rauschhaften« Leseerlebnis des »Lustlesens« des Kindes ein Rückkehrwunsch zur Mutter, auf einer späteren Entwicklungsstufe auch verbunden mit einem Inzestwunsch, realisiert. Gegen diese Wunschproduktion trete das Gebot der »Ich-Zentrierung«, trete die dem väterlichen Prinzip verpflichtete Auf-

<sup>90</sup> Vgl. hierzu auch Dagmar Grenz, »Von der Nützlichkeit und der Schädlichkeit des Lesens«, in: *Die Schiefertafel. Mitteilungen zur Vorbereitung einer Bibliographie Alter Deutscher Kinderbücher* 4 (1981) H. 1/2, S. 75–92.

<sup>91</sup> Rüdiger Steinlein, *Die domestizierte Phantasie. Studien zur Kinderliteratur, Kinderlektüre und Literaturpädagogik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts*, Heidelberg 1987.

klärungspädagogik mit ihrer Bekämpfung des Lustlesens an. Am Beispiel des Hoffmannschen Märchens vom *Nußknacker und Mausekönig* nimmt er eine Differenzierung seiner Theorie im Blick auf das Kind als Mädchen vor. – Die Lektüresituuation des Mädchens insgesamt ist aber bestimmt durch eine besondere Konstellation, die vor allem auch in bezug auf die spezifische Mädchenliteratur der »Übergangszeit« interessant wird. Denn das väterliche Verbot des »rauschhaften Leseerlebnisses« des jungen Mädchens (der Tochter) greift nun in einen Entwicklungsprozeß ein, in dem das Vater-Tochter-Verhältnis sexuell hoch aufgeladen ist. So wird das Verbot selbst zu einem Akt, der den herrischen Anspruch des Vaters auf die erwachsene Tochter bekräftigen kann. Besonders interessant ist, daß – im Gegensatz hierzu – in vielen Backfischbüchern von der Geschichte einer Vater-Tochter-Bindung erzählt wird, in der der Vater eher nachgiebig-komplizenhaft wirkt.

Joachim Heinrich Campe, der in seinem *Väterlichen Rath für meine Tochter* Vaterliebe als Trost und als Ersatz für die vom Mädchen beim Eintritt in ihre »weibliche Bestimmung« geforderte Verzichtleistung anbietet will (s. o.), hat verständlicherweise das Lustlesen, vor allem auch das Lustlesen der Mädchen, heftig bekämpft.<sup>92</sup> »Bücher zu lesen, welche wirklich dazu eingerichtet sind, Aufklärung, Rechtschaffenheit und Glückseligkeit zu befördern«, sei dem menschlichen Geist »zuträglich und heilsam« wie der »mäßige Genuß gesunder und nahrhafter Speisen«. Schädlich aber sei das »übertriebene und das unzweckmäßige Lesen«, das neben den »schwelgerischen körperlichen Mahlzeiten« einen großen »Theil der Lebenszeit dem eigentlichen thätigen Leben« entzieht.<sup>93</sup> Das Mädchen wird von ihm ganz besonders

<sup>92</sup> Zum Kampf gegen die Lesesucht der Jungen im Kontext des »Wertherfebers« siehe vor allem Campes Vorrede zu seinem *Robinson der Jüngere* (1779/80) und seine entsprechenden Erörterungen im *Theophron* (1783). Vgl. dazu auch Grenz (Anm. 90).

<sup>93</sup> Campe (Anm. 10) S. 59f.

gewarnt vor »schöner Literatur«, deren Lektüre das »reizendste, erhitzendste Seelengewürz« sei.<sup>94</sup> Die Gefährlichkeit dieser Literatur liegt für Campe in ihrem sexuellen Bezug, liegt darin, daß sie den Geschlechtstrieb »vor der Zeit«, das heißt vor der ehelichen Verbindung oder sogar ohne Bezug auf eine solche Verbindung anrege: »Fast in allen dichterischen und schöngeisterischen Schriften ist von Liebe oder Liebelei die Rede. Nun ist die gegenseitige Zuneigung zweier Personen von verschiedenem Geschlecht zwar an und für sich selbst nichts weniger als ein Laster; sie ist vielmehr, so lange sie sich in den von Gott und der menschlichen Gesellschaft ihr angezeigten Gränzen hält, d. i., nicht früher erwacht und sich nicht anders äußert, als wenn es darauf ankommt, einen treuen ehelichen Gefährten für die mühseelige Lebensreise zu wählen, ein heiliger und beglückender Naturtrieb [...]. Aber sie ist auch zugleich [...] für junge Personen, welche das von der Natur dazu bestimmte Alter der Reife noch nicht erlangt haben, wie überhaupt für Alle, deren Absicht dabei nicht auf eine eheliche Verbindung geht oder gehen kann, eine unseelige Quelle der Schwächung und Verschlummerung an Leib und Seele [...]; ein furchtbarer Schlund, der die Gesundheit, die Glückseligkeit und selbst das Leben vieler tausend jungen Personen beiderlei Geschlechts verschlungen hat und mit jedem Jahr von neuen verschlingt.«<sup>95</sup> – Campe malt die schlimmen Folgen der »Seelenvergiftung« durch Bücher breit aus. Daß gerade auch dramatische Warnreden, in der Art von Campes Vaterrede an die Tochter, selbst die Einbildungskraft mächtig auf den »gefährlichen« Geschlechtstrieb hinlenken können, hat übrigens der Zeitgenosse Jean Paul, der große Theoretiker der Phantasie, früh erkannt: »Zeigt ihr [der Jungfrau] statt fremder Sünden, blos den eigenen Werth [...], meint er daher. »Ihr vergiftet sie aber früher, als der Feind selber, wenn ihr die reine Unbe-

<sup>94</sup> Ebd., S. 121.

<sup>95</sup> Ebd., S. 122f.; vgl. auch S. 160ff.

fangenheit durch hellgemalte Warnungen und Bilder der Feinde verscheucht, und die Unschuld hinter kokette Sicherheitregeln verschanzt.“<sup>96</sup>

1867 erschien in erster, 1882 in dritter Auflage August Mergets *Geschichte der deutschen Jugendlitteratur*, in der nicht nur Jakob Glatz, sondern auch die biedermeierlichen Mädchenbuchschriftstellerinnen wie Agnes Franz, Rosalie Koch, Thekla von Gumpert, A. Stein, Ottilie Wildermuth, Olga Eschenbach und Clara Cron, vor allem aufgrund ihrer für den Schul- und Lehrerinnenseminarleiter überzeugenden religiösen und moralischen Tendenz, aber auch wegen ihrer gegenüber den Erfolgsschreibern für Jungen größeren »Natürlichkeit« relativ positiv behandelt und zur Lektüre empfohlen sind.<sup>97</sup> Wenig später, im Kontext der frühen »Jugendschriftenbewegung«,<sup>98</sup> auf der Folie der Krisensituation der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts und der sich etablierenden bürgerlichen Frauenbewegung (s. o.), leben die aufklärerischen Angriffe gegen das Lustlesen, nun vor allem im Zusammenhang mit der Kritik der »Backfischliteratur«, wieder auf. Die Backfischliteratur gilt als charakteristisches Produkt des »nervösen Zeitalters«. Ihre Lektüre, schreibt der Lehrer und Jugendliteraturkritiker Ludwig Göhring, führe zu »Hysterie und geistiger Bleichsucht«, mache vorzeitig »alt und nervös«.<sup>99</sup> Die Lehrerin

96 Jean Paul, »Sedez-Aufsätze«, in: J. P., *Museum*, Stuttgart 1814, S. 98.

97 [August] Merget, *Geschichte der deutschen Jugendlitteratur*, 3. Aufl., revid. und mit einem Katalog von Jugendschriften vers. von Dr. Ludwig Berthold, fotomechan. Nachdr. Hanau 1967. – Der fotomechanische Nachdruck führt fälschlicherweise den Vornamen »Adalbert« ein.

98 Zur »Jugendschriftenbewegung« siehe meine Studie *Volksbildung und Pädagogik vom Kinde aus. Eine Untersuchung zur Geschichte der Literaturpädagogik in den Anfängen der Kunsterziehungsbewegung*, Weinheim 1980, sowie *Vom den Anfängen der Jugendschriftenbewegung. Die Jugendschriftenausschüsse und ihr Vorort*. Hamburg um 1900, hrsg. von Geralde Schmidt-Dumont, München 1990.

99 Ludwig Göhring, »Ein pädagogisches Urteil über Backfisch-Litteratur«, in: *Jugendschriften-Warte. Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften* 3 (1895) Nr. 10, S. 38f.

Anna Klapp, selbst (als Sophie Stein) Autorin von Mädchenliteratur und Mitbegründerin des »Vereins zur Reform der Litteratur für die weibliche Jugend«, tritt gegen den »prikelnden« Nervenreiz des Viellesens an.<sup>100</sup> Heinrich Wolgast, der herausragende Vertreter der frühen Jugendschriftenbewegung, warnt vor der Backfischliteratur nicht nur, weil sie für ihn eine ästhetisch wertlose Literatur ist, sondern auch, weil sie der »Seele« des jungen Mädchens den »Flaum der sittlichen Unberührtheit« nimmt.<sup>101</sup> Vor allem er greift auf den alten Gedanken einer Diätetik des Lesens zurück.

Während Göhring, Klapp und Wolgast ihre Kritik der Backfischliteratur zugleich mit einer positiven Einstellung zu den Bestrebungen der bürgerlichen Frauenbewegung begründen, fallen die Auslassungen des Mädchenschullehrers Albrecht Goerth zu der »frivolen« Mädchenliteratur, zu den »Jugendschriften-Schmiererinnen«, die häufig gar »Erzieherinnen« oder »Lehrerinnen« seien, zu den »traurigen Vorbildern der schlecht erzogenen Mütter«, besonders durch ihren aggressiv-frauenfeindlichen Ton auf.<sup>102</sup> Goerth ruft nach einem Index, nach Polizei und Gesetz. Die Art, in der er den Gefühlen der Mädchen während ihrer Lektüre nachspüren muß, trägt aber auch Züge einer sexuellen Obsession: »Während des Lesens sitzen sie nach vorn übergebeugt, haben meistenteils die Füße übereinander geschlagen [...] und jagen die spannende Erzählung durch. Dabei steigt das Blut übermäßig nach dem Gehirn, das Gesicht färbt sich hochrot, das Herz fängt an unregelmäßig zu klopfen; der Körper

100 Anna Klapp, »Warum ist eine Reform der Litteratur für die weibliche Jugend nötig?«, in: *Jugendschriften-Warte* 2 (1894) Nr. 8 und 9.

101 Heinrich Wolgast, »Über Lektüre für Backfisches«, in: H. W., *Vom Kinderbuch. Gesammelte Aufsätze*, Leipzig 1905, S. 100; vgl. auch sein Hauptwerk *Vom Elend unserer Jugendlitteratur* (1896).

102 Albrecht Goerth, »Über Jugendlectüre für Mädchen«, in: *Pädagogium. Monatsschrift für Erziehung und Unterricht* 4 (1882) H. 1, S. 17–43, und ders., *Erziehung und Ausbildung der Mädchen. Ein Wegweiser für gebildete Eltern, für Lehrer und Erzieher*, Leipzig 1894.

gerät in einen Zustand, der nur zu sehr geeignet ist, im Blutumlauf, namentlich im Pfortadersystem, durch welches das Blut aus dem Unterleibe aufwärts der Leber zugeführt wird, bedenkliche Störungen zu erzeugen und die Thätigkeit der Nerven zu stören und zu schwächen. [...] Die übermäßig bleichsüchtigen Mädchen pflegen sämtlich an der Lesewut zu kranken.«<sup>103</sup> Von der Mutter erwartet er die Vollstreckung des väterlichen Leseverbots. Er will, daß sie die Tochter beim Lesen ständig beobachtet und ihr bei stärkerer Erregung, ohne Widerspruch zu dulden, das Buch sofort wegnimmt.<sup>104</sup>

#### Psychologie und Soziologie der jungen Leserin

Wie schwer vermutlich auch der bürgerlichen Frauenbewegung ein verstehender Zugang zur Lesesituation junger Mädchen fiel, das zeigt die problematische Auffassung Gertrud Bäumers, die noch 1918, bei einem fortgeschrittenen Stand der Entwicklungspsychologie, die spezifische Backfischlektüre mit einem Argument abgelehnt hat, in dem für mich auch ihr Selbsthaß als Frau unüberhörbar herausklingt: »Man sollte den jungen Mädchen in diesem Alter überhaupt möglichst wenig literarische Selbstporträts geben. Es kommt viel mehr darauf an, sie in einer Entwicklungszeit, in der sie sich selbst problematisch und unerfreulich sein müssen [!], von der eigenen Person, der eigenen Rolle, den eigenen Angelegenheiten abzulenken.«<sup>105</sup> Als einzige Möglichkeiten

103 A. Goerth, *Erziehung und Ausbildung der Mädchen* (Anm. 102) S. 396. – Rose Stolle konstruiert sogar unter Berufung auf den populären Psychologen Lombroso einen Zusammenhang zwischen Lese-sucht, Onanie, Wahnsinn und Sexualverbrechen; vgl. R. S., *Die geschlechtliche Erziehung und Belehrung der weiblichen Jugend. Ein Weck- und Mahnruf an Mütter und Erzieher*, Leipzig 1898.

104 A. Goerth, *Erziehung und Ausbildung der Mädchen* (Anm. 102) S. 397.

105 Gertrud Bäumer, »Jungmädchenlektüre«, in: *Jugendschriften-Warte* 25 (1918) Nr. 2/3, S. 5.

einer spezifischen Literatur für junge Mädchen schlägt sie gute Autobiographien und neue Frauenromane vor. Um so interessanter ist die Tatsache, daß die Frauenrechtlerin Louise Otto, wohl eine seltene Ausnahme im 19. Jahrhundert, trotz ihres kritischen Urteils über die vielen anspruchslosen Jugendschriften der Zeit, die allgemein übliche Abneigung gegenüber dem intensiven »Poesie und Romanlesen junger Mädchen«<sup>106</sup> nicht teilt. Sie traut der Romanlektüre sogar eine disziplinierende Wirkung im wirklichen Leben zu, denn: »Mädchen, die sich gern in Romane vertiefen, finden darin zugleich Beschäftigung für ihre Phantasie, die sie gerade *ohne diese* viel eher verleitet, im Leben selbst kleine Romane zu spielen.«<sup>107</sup> Aber auch die »Romanideen« selbst lehnt sie, die ja die übliche bürgerliche Konvenienze bekämpft, nicht ab. Eine »Romanidee« sei es ja, »wenn es die Mädchen unter ihrer Würde finden, sich an den ersten besten Bewerber verkuppeln zu lassen, sobald ihnen derselbe doch ein anständiges Auskommen bietet [...].« Wünschenswert sei es, alle Mädchen wären »von solchen Romanideen erfüllt«.<sup>108</sup> Da Louise Otto gegen jedes »Bevormundungs- und Unterdrückungssystem« ist, nimmt sie für Mädchen, auch wenn ihnen einmal ein wirklich »frivoler« Roman in die Hand fällt, sogar eine »vollkommenen Lesefreiheit in Anspruch« und warnt zugleich vor jedem staatlichen »Bücherverbot«.<sup>109</sup> Sie will das Romanlesen nicht »zu einer besonderen Aufgabe unseres Geschlechts machen«, will es aber »in Schutz nehmen gegen seine Widersacher, und diesen erklären: daß die Gefahren für junge Mädchen in der Regel

106 Otto (Anm. 23) S. 207.

107 Ebd.

108 Louise Otto, *Der Genius des Hauses. Eine Gabe für Mädchen und Frauen* (1869); Teilabdr. in: *Bildung und Kultur bürgerlicher Frauen 1850–1918. Eine Quellendokumentation aus Anstandsbüchern und Lebenshilfen für Mädchen und Frauen als Beitrag zur weiblichen literarischen Sozialisation*, hrsg. von Günter Häntzschel, Tübingen 1986, S. 394f.

109 Ebd., S. 388.

ganz wo anders zu suchen sind, als in den Beschäftigungen mit Romanen und Roman-Ideen, und daß Alles in Allem betrachtet der geistige und sittliche Nutzen des Romanlesens den eben durch dieß gestifteten Schaden weit überwiegt.«<sup>110</sup>

Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts – es ist die Zeit des Ausbaus der psychoanalytischen Theorie Sigmund Freuds, der Entwicklungspsychologie Charlotte Bühlers und der Lebensphilosophie Georg Simmels – wird diese Argumentation wieder eingeholt und erstmals nun auf die spezifische Mädchenliteratur angewandt. Hermann Leopold Köster, der wohl bedeutendste Vertreter der »zweiten Generation« der Jugendschriftenbewegung, geht in einem 1913 veröffentlichten beachtenswerten Aufsatz über *Die literarischen Interessen der Übergangszeit* von dem Gedanken aus, daß die Leseinteressen einer entwicklungsbedingten Wunschproduktion folgen, an einer »Märchenlinie« entlang entstehen, die sich »durch unser ganzes Leben hindurchzieht«.<sup>111</sup> Daß diese Wunschproduktion, er nennt sie auch eine »romantische Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen«, bei jungen Mädchen wesentlich auf die sexuelle Problematik zurückführbar ist, zeigen ihm die selbst gesammelten schriftlichen Berichte von Seminaristinnen, Schülerinnen und Arbeiterinnen über die Lektüren ihrer »Übergangszeit«. Einige Mädchen zeigen die Fähigkeit zu genauer Einschätzung dieser Literatur. Ein »offenbar sehr intelligentes, siebzehnjähriges Mädchen« sagt: »Es war wohl gerade das Unwahre, das mich anzog. Etwas, das nie eintreten konnte, mir aber doch wunderbar schön erschien, wurde mir vor die Augen gezaubert, und gern gab ich mich mit 14 bis 15 Jahren einer solchen Traumwelt hin.«<sup>112</sup> Köster nimmt, wie Louise Otto, einen liberalen Standpunkt in der Lesepädagogik ein und weist zugleich auf ein mögliches didaktisches Prinzip im Literatur-

<sup>110</sup> Ebd., S. 395f.

<sup>111</sup> Köster (Anm. 6 der Vorbem.) S. 455.

<sup>112</sup> Ebd., S. 456.

unterricht hin: Ohne Überredungen, ohne Verbote könne die Schule auf der Grundlage entwicklungsbedingter Interessen zwar »stofflich Ähnliches, aber dichterisch Wertvolles« anbieten, doch müsse letztlich »das eigene Erleben, die eigene Entwicklung [...] die Einsicht bringen«.<sup>113</sup> Daß einige Leserinnen »im Romantischen steckenbleibende Naturen« sind, hat für ihn seinen Grund in der gesellschaftlichen Position und der sozialen Situation vieler Frauen. Mit seinem Interesse an diesem Problem öffnet Köster auch den Blick auf eine künftige Lesesoziologie.

Elisabeth Lipperts 1931 erschienene Studie über die Mädchenlektüre in der Zeit der Vorpubertät<sup>114</sup> ist, trotz ihrer methodischen Schwächen, trotz der Vernachlässigung vor allem soziologischer Fragestellungen,<sup>115</sup> bis heute interessant. Sie enthält den ersten großangelegten Versuch der Entwicklung einer Psychologie der jungen Leserin und ihrer Literatur. Die Studie basiert auf der Beobachtung von Schülerinnen verschiedener Schularten, auf der Analyse von Leseerinnerungen junger Frauen und auf einer Strukturanalyse der typischen Mädchenliteratur des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Zentral ist in ihr die These, daß die Lektüre der »Backfischliteratur« lösend in die spannungsvolle körperliche und seelische Umbruchzeit eingeht, daß sie das »gesamte geistige und seelisch-körperliche Leben der Mädchen« »bewegt«.<sup>116</sup> In dem nun noch einmal empirisch bestätigten süchtigen Begehrn der Mädchen nach dem Buch drücke sich die Sucht nach »Leben« aus, nach dem,

<sup>113</sup> Ebd., S. 465.

<sup>114</sup> Elisabeth Lippert, *Der Lesestoff der Mädchen in der Vorpubertät*, Erfurt 1931.

<sup>115</sup> Zur Korrektur siehe Ilse Weickert, *Die Lese-Interessen der werktätigen Mädchen zwischen 14 und 18 Jahren. Eine leserkundliche Monographie*, Bonn 1933. – Die Studie zeigt anhand von Leserkarten vor allem, daß im Untersuchungszeitraum auch junge Arbeiterinnen, Hausangestellte, Verkäuferinnen, Lehrmädchen und Büroangestellte Leserinnen traditioneller Mädchenliteratur sind.

<sup>116</sup> Lippert (Anm. 114) S. 109.

was nur geahnt, aber nicht zugänglich sei. Das flüchtige, schnelle, zugleich gierige Viellesen, für das die befragten Mädchen und Frauen immer wieder das Wort »verschlingen« einsetzen, aber auch das Intensivlesen und das Wiederholungslesen von Stellen, die auf Liebe verweisen oder die zum Weinen Anlaß geben, böten zugleich Entspannung und konzentrierten Genuß. Die einfachen Strukturen der Bücher, die »oberflächlichen« »flachen« Charaktere der Backfischbuchheldinnen haben für die Mädchen offenbar etwas Beruhigendes in einer für sie insgesamt unruhigen Zeit. Eine befragte Person schreibt: »Ich wurde hin und hergeworfen und hatte immer Sehnsucht. Für eine solche Zeit der inneren Zerrissenheit undträumerischen Sehnsucht ist das Backfischbuch Labsal und Nahrung... Daß in den Büchern sich alles so gut abwickelte, war mir besonders lieb, da um mich herum ja alles so verworren, so unklar und unruhig war.<sup>117</sup>

Daß das Leseverbot der Eltern, wie Elisabeth Lippert festgestellt hat, das Lesen der Bücher erst recht »unwiderstehlich« macht,<sup>118</sup> verweist darauf, daß diese Lektüre auch eine Funktion im Ablösungsprozeß hat. – Auch für Elisabeth Lippert steht die literarische »Minderwertigkeit« der Backfischliteratur fest. Sie kann aber durch empirisches Material bekräftigen, was liberale Lesepädagogen zuvor schon angenommen haben, daß nämlich das autoritäre Eingreifen in die Leseentwicklung das Gegenteil von dem bewirkt, was es vorgeblich will. Sie kann mit ihrer Untersuchung zugleich der gängigen Meinung entgegentreten, daß aus dem Viellesen von Backfischliteratur eine »dauernde Schädigung des literarischen Geschmacks«, gar »dauernde charakterliche Schädigungen« der Leserinnen folgen. Das Backfischbuch mache auch nicht »lebensuntüchtig«, und die Leserinnen seien nicht einfach »Opfer einer verantwortungslosen Buchproduktion«. Ganz

entschieden wendet sie sich zugleich gegen Gertrud Bäumers Gedanken, daß man junge Mädchen möglichst überhaupt nicht durch Literatur auf die eigene Situation hinlenken soll.<sup>119</sup>

Malte Dahrendorfs Arbeit über *Das Mädchenbuch und seine Leserin* ist, nach kleineren Vorarbeiten, die einzige soziologische Studie zur jungen Leserin und ihrer Literatur.<sup>120</sup> Die Arbeit nimmt den Lippertschen lesepsychologischen Ansatz auf und hat drei neue Eckpunkte:

1. Dahrendorf untersucht erstmals die Funktion der Mädchenliteratur als »Ware«, das heißt ihre Funktion der Bedürfnisbefriedigung im Rahmen der »kulturindustriellen Massenproduktion«. Dieser übrigens schon von Heinrich Wolgast nahegelegte Zugang zur Jugendliteratur eröffnet ihm auch die Möglichkeit der Vermittlung von Literaturkritik und Gesellschaftskritik.

2. Er differenziert die Leserinnen nach Alter, sozialer Herkunft und Bildungsniveau. Dabei stellt er fest, daß bei »Mittelschichtleserinnen« bereits im Alter von »13/14 Jahren ein Rückgang des Interesses« am spezifischen Mädchenbuch einsetzt, während »Unterschichtmädchen«, falls sie überhaupt Leserinnen sind, länger am spezifischen Mädchenbuch festhalten und diese Lektüre auch eher als die Mittelschichtmädchen als lebensnah einstufen.<sup>121</sup>

3. Die Textanalyse wird dominiert von einer »rollensoziologischen Betrachtung«, die die Mädchenliteratur und die in ihr gespiegelten gesellschaftlichen Strukturen nach »Leitbildern« für das lesende Mädchen abfragt. Die Dominanz dieses Ansatzes und das Fehlen eines tiefenhermeneutischen Zugangs in der Gesamtuntersuchung bedingen, daß in ihr eine Wirkungshypothese zum Tragen kommt, in der sich der sonst offene Blick auf die untersuchte literarische Situation

119 Siehe bes. S. 115 ff.

120 Vgl. Anm. 88.

121 Siehe ebd., bes. S. 159 f. – Das entspricht auch Beobachtungen von Ilse Weickert (Anm. 115).

117 Ebd., S. 120.

118 Siehe ebd., S. 54.

problematisch verengt. Dahrendorf zieht aus seinen Materialanalysen den für mich zweifelhaften Schluß, daß die Mädchenliteratur wesentlich eine sozialisierende Funktion hat. In diesem Sinne sei sie »um so wirkungsvoller, je größer die eingesetzten literarischen Mittel sind (Eindeutigkeit, Klichierung und Stereotypisierung), je jünger und je unkritischer die Rezipienten sind, je niedriger ihr sozialer Status ist und je geringer die Lebenschancen der Leserinnen sind, das heißt je stärker das Medienangebot der Sozialisation der Leserinnen entspricht.«<sup>122</sup>

In diesem Band soll unter anderem gezeigt werden, daß viele Texte der Mädchenliteratur durchaus traditionelle Sozialisationsmuster in Frage stellen und damit ihren Leserinnen Spielraum zur Selbstreflexion und -definition eröffnen. Gleichermassen eröffnen diese Texte eine neue Diskussion um die Bestimmung der literarischen Gattung »Mädchenliteratur« selbst.

## Literatur für »kleine« und »jüngere Mädchen«

*In vielen kinderliterarischen Texten ist das »kleine« und »jüngere Mädchen« schon die »kleine Frau«, die frühzeitig die mit ihrer bürgerlichen Bestimmung geforderten Tugenden wie Ordnungssinn, Sauberkeit, Sparsamkeit, Enthaltsamkeit, Bescheidenheit und Mildtätigkeit übt.<sup>1</sup> In der Zeit des Nationalsozialismus hat das kleine Mädchen im Mädchensbuch auch eine nationale Identität. Der Topos vom »deutschen Mädchen« zieht sich seit der Zeit der Aufklärung durch die Mädchenliteratur hindurch (vgl. auch die Texte von Klopstock, Nitsch, Franz, Goebeler, Miegel im Kapitel »Gedichte und Lieder«). Das kleine Mädchen ist in den kinderliterarischen Texten von Anfang an aber auch das eigenständige und genüßsüchtige Mädchen, dem die Einfügung in die bürgerlich-strenge Welt und in den »weiblichen Geschlechtscharakter« schwerfällt.*

Vor allem ist das kleine Mädchen dieser Literatur ein Kind, das spielt. Es spielt mit der Freundin, mit Geschwistern, selten auch mit dem Freund. Es spielt mit Hunden und Katzen. In der Zeit des Nationalsozialismus kommt für das Mädchen das »Spiel« mit der Fahne hinzu. – Das liebste Spielzeug der Mädchen ist aber wohl bis heute die Puppe. Die Puppengeschichte<sup>2</sup> spiegelt, vermischt und reflektiert Funktionen, die das Spiel mit der Puppe überhaupt hat:

1. Im Spiel mit der Puppe wird Erziehung inszeniert. Das Mädchen gibt an die Puppe weiter, was sie an sich selbst erlebt hat. Seit um die Mitte des 19. Jahrhunderts die »Kinderpuppe« zur Mädchenspielpuppe wird<sup>3</sup>, verengt sich der Puppenspiel-

1 Siehe hierzu Susanne Barth, »Das Goldtöchterchen«, in: *Der Deutschunterricht* 42 (1990) H. 3, S. 61–78.

2 Detlef Hoffmann, »Puppengeschichte«, in: *Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur*, hrsg. von Klaus Doderer, Bd. 3, Weinheim 1979, S. 99 bis 104.

3 Zur Geschichte der Puppe und des Puppenspiels siehe vor allem: Susanne Regener, *Das verzeichnete Mädchen. Zur Darstellung des bür-*

problematisch verengt. Dahrendorf zieht aus seinen Materialanalysen den für mich zweifelhaften Schluß, daß die Mädchenliteratur wesentlich eine sozialisierende Funktion hat. In diesem Sinne sei sie »um so wirkungsvoller, je größer die eingesetzten literarischen Mittel sind (Eindeutigkeit, Klichierung und Stereotypisierung), je jünger und je unkritischer die Rezipienten sind, je niedriger ihr sozialer Status ist und je geringer die Lebenschancen der Leserinnen sind, das heißt je stärker das Medienangebot der Sozialisation der Leserinnen entspricht.«<sup>122</sup>

In diesem Band soll unter anderem gezeigt werden, daß viele Texte der Mädchenliteratur durchaus traditionelle Sozialisationsmuster in Frage stellen und damit ihren Leserinnen Spielraum zur Selbstreflexion und -definition eröffnen. Gleichermassen eröffnen diese Texte eine neue Diskussion um die Bestimmung der literarischen Gattung »Mädchenliteratur« selbst.

Die vorliegenden Beiträge sind auf verschiedene Aspekte des sozialen und kulturellen Kontextes der Produktion und Rezeption von Kinder- und Jugendbüchern abgestimmt. Sie unterscheiden sich in ihrer methodischen Herangehensweise und ihrer thematischen Ausrichtung. Einige Beiträge sind auf die sozialen und kulturellen Veränderungen im Bereich der Kinder- und Jugendbuchproduktion und -rezeption ausgerichtet, andere auf die ästhetische Gestaltung von Kinder- und Jugendbüchern. Einige Beiträge sind auf die sozialen und kulturellen Veränderungen im Bereich der Kinder- und Jugendbuchproduktion und -rezeption ausgerichtet, andere auf die ästhetische Gestaltung von Kinder- und Jugendbüchern.

## Literatur für »kleine« und »jüngere Mädchen«

In vielen kinderliterarischen Texten ist das »kleine« und »jüngere Mädchen« schon die »kleine Frau«, die frühzeitig die mit ihrer bürgerlichen Bestimmung geforderten Tugenden wie Ordnungssinn, Sauberkeit, Sparsamkeit, Enthaltsamkeit, Bescheidenheit und Mildtätigkeit übt.<sup>1</sup> In der Zeit des Nationalsozialismus hat das kleine Mädchen im Mädchensbuch auch eine nationale Identität. Der Topos vom »deutschen Mädchen« zieht sich seit der Zeit der Aufklärung durch die Mädchenliteratur hindurch (vgl. auch die Texte von Klopstock, Nitsch, Franz, Goebeler, Miegel im Kapitel »Gedichte und Lieder«). Das kleine Mädchen ist in den kinderliterarischen Texten von Anfang an aber auch das eigenständige und genüßsüchtige Mädchen, dem die Einfügung in die bürgerlich-strenge Welt und in den »weiblichen Geschlechtscharakter« schwerfällt.

Vor allem ist das kleine Mädchen dieser Literatur ein Kind, das spielt. Es spielt mit der Freundin, mit Geschwistern, selten auch mit dem Freund. Es spielt mit Hunden und Katzen. In der Zeit des Nationalsozialismus kommt für das Mädchen das »Spiel« mit der Fahne hinzu. – Das liebste Spielzeug der Mädchen ist aber wohl bis heute die Puppe. Die Puppengeschichte<sup>2</sup> spiegelt, vermischt und reflektiert Funktionen, die das Spiel mit der Puppe überhaupt hat:

1. Im Spiel mit der Puppe wird Erziehung inszeniert. Das Mädchen gibt an die Puppe weiter, was sie an sich selbst erlebt hat. Seit um die Mitte des 19. Jahrhunderts die »Kinderpuppe« zur Mädchenspielpuppe wird<sup>3</sup>, verengt sich der Puppenspiel-

1 Siehe hierzu Susanne Barth, »Das Goldtöchterchen«, in: *Der Deutschunterricht* 42 (1990) H. 3, S. 61–78.

2 Detlef Hoffmann, »Puppengeschichte«, in: *Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur*, hrsg. von Klaus Doderer, Bd. 3, Weinheim 1979, S. 99 bis 104.

3 Zur Geschichte der Puppe und des Puppenspiels siehe vor allem: Susanne Regener, *Das verzeichnete Mädchen. Zur Darstellung des bür-*

raum, der nun dem spielenden Mädchen eindeutig die Mutterposition zuweist und von ihr »Mütterlichkeit« verlangt.

2. Dem einsam spielenden Mädchen ist die Puppe eine Gesellschafterin. Sie ist Gesprächspartnerin und geduldige Zuhörerin.

3. Mit mehreren Puppen, einer »Puppenfamilie« vielleicht oder einer ganzen künstlichen Spielwelt, baut sich das Mädchen die Alltagswelt um.

4. Im Spiel wird die Puppe manchmal aber auch gefährlich belebt, weil sie für das Kind nicht nur fügsames Objekt ist, mit dem sich alles Beliebige anstellen lässt, sondern auch Medium einer Interaktion, in der Bedrängendes, Unbewußtes oder Unerlaubtes aus dem Kind in die Puppe projiziert wird. – In Puppengeschichten sind die Puppen daher oft äußerst aktiv. Der gewiß bedeutendste deutschsprachige kinderliterarische Text, der von einer unheimlichen rätselhaften Interaktion zwischen einem kleinen Mädchen und seinem Spielzeug erzählt, »Nußknacker und Mausekönig« (1816) von E.T.A. Hoffmann, ist allerdings keine spezifische Mädchenliteratur.

Umstritten ist das Spiel mit der Puppe nicht. Aufklärungspädagogen fürchten die Verselbständigung der Phantasie. In der bürgerlichen Frauenbewegung kommt Widerstand gegen die Rollenfixierung im Puppenspiel auf. Die Frauenrechtlerin Louise Otto beklagt die Entstehung der »Modepuppen« und die technische Perfektion, die der Phantasie zu wenig zu tun übrig lässt. Sie will wenigstens »zur Vorsicht raten bei der Wahl der Puppen und auf ihren Einfluß aufmerksam machen, den auf die weibliche Charakterentwicklung gerade die Puppe hat«.<sup>4</sup> Viel mehr als den Umgang mit der Puppe empfiehlt sie die Beschäftigung mit Blumen und Tieren. Richard und Paula Dehmel schließlich haben in Dettas Umgang mit der Hampelmann-Puppe »Fitzebutze« (1900) wohl sogar ein Anti-Puppenspiel in die Kinderliteratur eingeführt.

gerlichen Mädchens in Photographie, Puppe, Text im ausgehenden 19. Jahrhundert, Marburg 1988.

4 Otto (Anm. 23 der Einl.) S. 193.

GOTTLOB WILHELM BURMANN  
Kleine Lieder für kleine Mädchen, und Jünglinge  
1777

[30]

*Die Bettelkinder.*

O ich beglücktes Mädchen habe  
Was nur mein wünschend Herz begehrt:  
Kommt kleinen Kinder, nehmt die Gabe  
Die Gott und Mitleid euch beschert.

Noch leben die, Die mich erhalten  
Indes euch Durst und Hunger quält –  
Und unter schrecklichen Gestalten  
Euch Dach und Fach, und Kleidung fehlt!

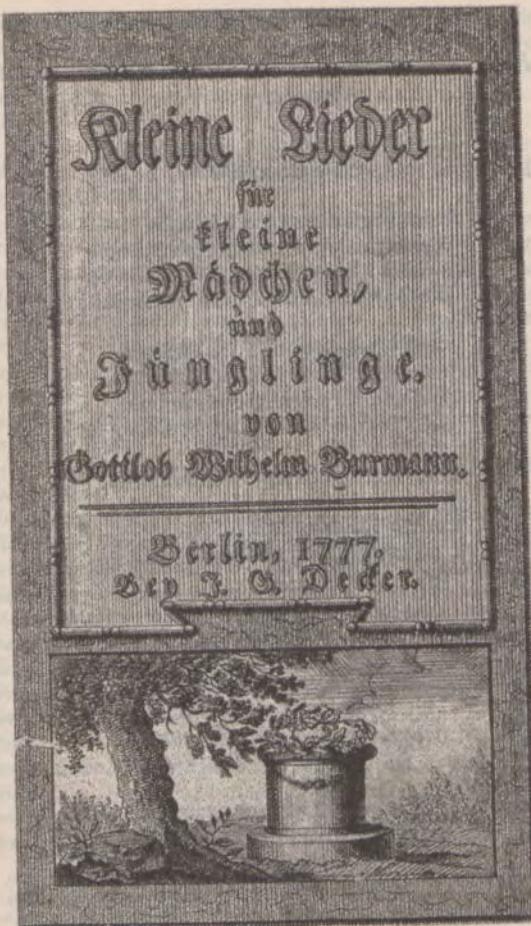
O du mein Herz lern es empfinden:  
Wie wehe Durst und Hunger thu!  
Lern Seligkeit im Mitleid finden:  
Und schleuß dich nie dem Mitleid zu!

[31]

*Die Blume.*

Wie schön ist jede Blume  
Die auf der Erde lacht;  
Nur eins fehlt ihrem Ruhme,  
Sie bleibt nicht – ihre Pracht!

Nach wenig Frühlingstagen  
Ist ihr Gepränge hin:  
Und scheinet mir zu sagen:  
Daß ich auch Blume bin!



[42]

Vergänglich ist der Schimmer  
Den eitle Schönheit giebt:  
Des Herzens Reitz welkt nimmer;  
O selig, wer ihn liebt!

*Die Küche.*

Angenehmer Aufenthalt  
Kleiner Mädchen große Ehre;  
O wenn ich doch auch nun bald  
Nützlich für die Küche wäre!

Niemals schämt sich die Mama  
Gutes Essen zu bereiten!  
Und wie niedlich schmeckt es da:  
Uns und allen unsren Leuten!

O, wenn ich erst größer bin  
Will ich Kuch und Wirthschaft lernen;  
Und mit weisem Eigensinn  
Von dem Putztisch mich entfernen.

Wirthschaftlich und häuslich seyn  
Zieret alle Frauenzimmer;  
Und bringt auch fürs Haus was ein: –  
Aber Putz und Spiegel nimmer!

[51] *Gesinnungen eines kleinen verständigen Mädchens.*

Daß ich mit meinen Puppen spiele  
Und tausend Kinderfreuden fühle  
Bringt meine Jugend noch so mit;  
Man darf ja tändeln, spielen, lachen,  
Und tausend Puppen fertig machen  
Eh man die Kinderschuh vertritt.

Was ich für schöne Schäfer habe!  
Hirtinnen mit dem bunten Stabe  
Und Bräutigam und Braut sind mein!  
Ich habe Grafen und Gräfinnen  
Und Mädchen, welche nähn und spinnen:  
Sollt ich mich nicht darüber freun?

- [52] Doch etwas fängt mich an zu kränken,  
Die Puppen können ja nichts denken –  
O Schade, daß ich sie geküßt;  
Geschwinde gebt mir Buch und Nadel,  
O ich verdiene Spott und Tadel,  
Geliebt zu haben, was nichts ist!
- Schon in den ersten Kindheits Jahren  
Will ich des Lebens Werth erfahren  
Und mich an bessern Sachen freun,  
Kein Spielwerk soll mein Herz mehr rühren:  
Die Zeit als Kind nicht zu verliehren:  
Soll meines Alters Erndte seyn!

#### *Die Wirthschaftlichkeit.*

Wenn ich größer worden bin  
Werf ich alle Puppen hin,  
Lerne Wirthschaft treiben:  
Bin alsdann so wie Mama  
Hier und da;  
Nicht ein Kind zu bleiben.

Kleine Mädchen lernen früh  
Wirthschaft und Oeconomie,  
Daß sie einst was können!  
Denn ein Mädchen, das nichts kann,  
Wird kein Mann  
Schön und artig nennen!

[53]

[54] O wie rühmlich, und wie fein  
Ist es: wirthschaftlich zu seyn  
Und fürs Haus zu sorgen:  
Mädchen, die ihr das nicht treibt,  
O ihr bleibt  
Aller Welt verborgen!

Eine gute Wirthin macht  
Daß im Hause alles lacht,  
Drum sey mein Bestreben:  
Immer wirthschaftlich zu seyn,  
Und schon klein  
Wie Mama zu leben! –

[61]

#### *Das Veilchen.*

Wie es da so niedrig steht  
Und so unbemerkt –  
Und doch hat es Majestät  
Und erquickt und stärkt.

Wird gesucht, geliebt, gepflückt,  
Und des Busens Zier;  
O wie ist es so beglückt –  
Veilchen, glich ich dir!

Demuth und Bescheidenheit  
Und der innre Werth  
Sey auch mir Erhabenheit,  
Die mich still verklärt. –

BARTHOLOMÄUS BACHER

*Der Mädchenfreund*

1807

[1]

*Aufmunterung zur Schule.*

Eine Geschichte.

Als Marie sechs Jahre alt war, hieß es der Vater für gut, sie in die Schule zu schicken, besonders da er wußte, daß der Lehrer der Mädchenschule eben so fleißig als geschickt war, und die ihm anvertrauten Kinder gar väterlich behandelte. Er rief sie deshalb den Abend vorher, als er aus seiner Werkstatt kam, zu sich, und redete sie so an: »Liebes Kind! du wirst nun immer größer, mußt also auch immer mehr Gutes lernen, damit wir deine Ältern und andere Menschen uns einmal über dich freuen können, wenn es dir wohl geht. Gern wollte ich selbst dein Lehrer seyn, aber du siehst es wohl, daß mir bey meinen täglichen Geschäften wenig Zeit dazu übrig bleibt. Ich will dich also morgen in die Schule schicken.« Das Kind fieng bey diesen Worten zu zittern und zu weinen an. Der Vater aber fuhr fort und sagte: [2] »Du kennst ja den guten Mann, der sich am vergangenen Sonntage so freundlich mit dir abgab, der soll dein Lehrer seyn. Er wird dich recht viel Gutes lehren, wenn du folgsam, fleißig und aufmerksam bist.

Wie werde ich mich dann freuen, wenn ich sehe, daß du täglich immer mehr lernest, und wie lieb wird dich deine Mutter haben, wenn dir das Stricken, Nähen und dergleichen, wozu du nun auch in der Schule Anweisung bekommst, immer besser von statthen geht!« »Bekomme ich denn auch Schläge in der Schule?« fragte das Kind. »Sittsame, artige und fleißige Kinder«, erwiederte der Vater, »werden in der Schule nicht gestraft, noch weniger bekommen sie Schläge. Denn warum sollte der Lehrer ein Kind strafen, oder gar schlagen, wenn es

nichts begangen hat? Nur widerspenstige Kinder, die auf gute Worte nicht achten, oder sonst ein grobes Verbrechen begangen haben, werden in der Schule bestraft, und das ist ein seltener Fall.« Nun verschwand auf einmal alle Furcht bey dem Kinde. Es gieng den folgenden Morgen mit Freuden in die Schule, und versäumte über das viele Gute, das es täglich lernte, keine einzige Stunde, noch weniger ganze Tage, wie andere Kinder zu ihrem größten Schaden zu thun gewohnt waren.

Wollen Mädchen gerne viel Gutes lernen, so müssen sie die Schule fleißig besuchen.

[12]

*Das ordentliche Mädchen.*

Marthe hatte noch nicht fünf volle Jahre, war aber schon ein sehr geschäftiges kleines Ding. Wenn die Mutter z. B. Tisch und Kästen vom Staube reinigte, gieng Marthe ebenfalls hin, nahm einen Kehrwisch oder einen Lappen, und wischte, so weit sie reichen konnte, den Staub weg. So bald die Mutter in die Küche gieng, wollte Marthe auch mit; da mußte sie sich aber meistenteils zurückweisen lassen, weil man befürchtete, sie möchte sich irgendwo rußig machen und beschmutzen, oder ein und anderes Stück vom Küchengeschirre zerbrechen. Da weinte Marthe oft bitterlich.

[13] Immer wollte sie etwas zu thun haben, und nichts war ihr lästiger, als der Müßiggang. Dabey beobachtete sie in allen Stücken eine gewisse Ordnung, die jedermann gefiel. Ihre Spielsachen und Kleidungsstücke hielt sie immer sehr reinlich, und legte sie jederzeit an den rechten Ort hin.

Diese Liebe zur Ordnung legte sie besonders in der Folge an den Tag, als sie größer wurde, und die Schule zu besuchen anfieng. Sie stand alle Tage zur bestimmten Stunde vom Bette auf, reinigte dann ihr Angesicht, und ihre Hände, brachte ihre Haare in Ordnung, und kleidete sich nett und sauber an. Mit dem Glockenschlage erschien sie allzeit in der Schule,

nahm ohne Geräusch ihre Bücher heraus, und überlas die Aufgaben. Auf den Vortrag des Lehrers hatte sie stets Aug und Ohr gerichtet. In der Schule zu schwätzen hielt sie für eine sehr böse Sache, darum war sie auch immer still und ruhig. Auf solche Art gieng ihr auch das Lernen wohl von statthen, denn wie man's treibt, so geht's. Am Ende der Schule dankte sie Gott für den Unterricht, den sie angehört hatte, und gieng sodann still, ordentlich und geraden Wegs nach Hause, wo sie sich wieder auf verschiedene Weise nützlich zu beschäftigen wußte. So machte es Marthe alle Tage. Sie that alles zur bestimmten Zeit und Stunde; alles in der Reihe und Folge, die ihr vorgescrieben war. Sie wurde daher auch in der ganzen Gegend als das ordentlichste Mädchen bekannt. Während ihrer Beschäftigung pflegte sie gerne zu singen, und ihr Lieblingsliedchen hieß:

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich  
Muß man als Mädchen seyn:  
Die Liederliche schmeichelt sich  
Bey keinem Menschen ein.

[14] Wer alles um sich wirft und schmeißt,  
Nichts auf sich selber hält:  
Zeigt früh schon einen kleinen Geist,  
Der jedermann mißfällt.

Was eine Nessel wird, brennt bald,  
O, die Erfahrung spricht's!  
Wer jung nichts tauget, der ist alt  
Gewiß ein Taugenichts.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich  
Will ich als Mädchen seyn:  
Wenn ich erst groß bin, wird es mich  
Gewißlich nicht gereu'n.

[16] Das genügsame Mädchen.

Es ist nichts unangenehmer, als wenn man in einer Gesellschaft am Tische ist, wo die Kinder immer vorschreiben: »Mutter, mir noch Suppe etc.; Mutter, mir noch Brod; mir noch Fleisch; mir noch Braten.« So gieng es bey einer gewissen Mahlzeit beständig fort, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte. Kinder müssen gar nicht vorschreiben, sondern bitten und warten, bis sie das Ihrige bekommen.

O, wie artig und bescheiden ist Hannchen! So bald es seine Aeltern mit an den Tisch nahmen, war das die erste Regel: »Wer was fordert oder vorschreibt, bekommt nichts.« Darauf wurde auch strenge gehalten. Alles, was das Kind forderte, bekam es schlechterdings nicht. Neulich wurde es einmal, da es an einem besondern Tische saß, gar vergessen. Da sagte es mit Bescheidenheit: »Ich fordere nichts, und kriege auch nichts: bin doch ein artig Kind.« Das rührte alle Anwesende, und es wurde sehr belohnt. Stille Bescheidenheit erhält allzeit mehr, als unverschämtes Vorschreiben. Man kann sich daher kein artigeres Kind bey Tische gedenken, als Hannchen. Es ist stille bey Tische, bescheiden, zufrieden und genügsam. Es fordert niemals eine Sache, wäre sie auch noch so schön. Kann es nicht so lange sitzen, als die Mahlzeit währet, [17] so bittet es um Erlaubniß aufzustehen. Es geht um den Tisch heiter und vergnügt herum, und nimmt nichts an, was ihm angeboten wird, wenn es nicht seine Aeltern erlauben. Ein liebes Kind! – Hannchen pflegt auch öfters zu sagen:

Wenn ich still und artig bin,  
Hab' ich keine Sorgen;  
Froher ist mein Herz und Sinn  
Jeden neuen Morgen.

Meine Mutter liebet mich,  
Rühmet mich bey Allen:  
Und mein Vater freuet sich;  
Hat an mir Gefallen.

O, so will ich artig seyn,  
Daß mich alle lieben,  
Meinen Aeltern folgsam seyn,  
Und sie nie betrüben.

Daß in stäter Fröhlichkeit  
Jeder Tag verfließe,  
Und ich meine Lebenszeit  
Ruhig einst beschließe!

[37]

*Das eigensinnige Mädchen.*

Weil Mathilde in ihrer Jugend immer krank und elend war, so war ihr aller Wille gelassen worden; alles, was sie verlangte, wurde ihr gegeben: denn man glaubte, es könnte ihrer Gesundheit schaden, wenn sie sich über etwas ärgerte. Je größer sie aber wurde, desto mehr wuchs ihr Eigensinn, desto unbiegsamer wurde ihr Wille, und desto mehr bestand sie auf Dingen, die sie gar nicht verlangen konnte. Sie wollte nicht mehr gehorchen, keine Ermahnungen annehmen; schlug man ihr eine Bitte ab, so schrie sie aus allen Kräften, legte sich, so lang sie war, in die Stube, und wälzte sich auf dem Fußboden herum. Sie wollte allen im Hause Vorschriften machen; selbst Vater und Mutter sollten sich nach dem bösen, eigensinnigen Mädchen richten. Sollte sie bestraft werden, so stellte sie sich krank, redete vom Sterben, fieng am ganzen Leibe an zu zittern, und sagte oft: »Aergern Sie mich nicht, ich kriege das böse Wesen. Anfangs hatte der Vater Mitleiden mit ihr, weil er sie sehr lieb hatte, und wirklich glaubte, daß es von ihrer Krankheit herrühre; er vergab ihr daher manche Ungezogenheit. Da aber diese Ungezogenheiten nicht aufhörten, sondern von Tag zu Tag größer wurden, und ihr Eigenwille sehr überhand nahm, kehrte sich der Vater nicht mehr an ihre Krankheit, nicht mehr an ihr Zittern und Sterben, sondern strafte sie ernstlich, [38] und sagte: »Es

ist besser, daß so ein eigensinniges Mädchen stirbt, als daß es so böse wird, und andere ärgert; denn durch Eigensinn ist man sich selbst und andern zur Last.« Der Vater geboth auch, daß ihr nichts gegeben würde, wenn sie nicht darum bâthe, daß nie ihr Wunsch erfüllt würde, wenn sie mit Eigensinn darauf bestünde. Nun mochte sie sich gebährden, wie sie wollte, sich krank stellen, weinen oder schreyen, kurz, niemand bekümmerte sich mehr darum; jedermann that, als wenn er es gar nicht bemerkte, und holte ganz im Stillen den Vater, der sie entweder derb abstrafte, oder in eine abgelegene Kammer sperzte. Als sie nun sah, daß sie nichts mehr mit ihrem Eigensinne ausrichten konnte, versprach sie alles zu thun, um sich diesen häßlichen Fehler abzugewöhnen. Sie hielt auch ihr Versprechen, wurde ein gutes, folgsames Mädchen, das sich gern alles gefallen ließ, was »re Aeltern ihr gaben, oder von ihr verlangten, und um alles das mit Höflichkeit bath, was man ihr thun sollte.

Es sey dir nichts so sehr, als Eigensinn verhaßt;  
Durch ihn wird man der Welt, und auch sich selbst zur  
Last.

[80]

*Das reinliche Mädchen.*

Rosalie hatte etwas von den Blättern gelitten, und war zwar nicht eigentlich häßlich oder verunstaltet, doch auch nicht gerade schön zu nennen. Aber dessen ungeachtet war sie ein überall wohlgelittenes und gerne gesehenes Mädchen. Dieß verdankte sie, außer ihrem gutgebildeten Herzen, vorzüglich ihrer ausnehmenden Reinlichkeit, die über ihr ganzes Wesen einen gewissen eigenen Reiz verbreitete. Ihr Auge war immer hell und klar, und gleichsam ein Spiegel ihrer unschuldigen sanften Seele; ihr Athem war gesund und rein, ihre Zähne wie Elfenbein, und ihre Wangen blühten wie die Rosen, die der Regen erfrischet hat. Durch alles dieses bekam

ihre Gesichtsbildung einen Ausdruck von immer blühender, frischer und anziehender Schönheit. Ihr blondes reines Haar, und ihre Kleidung bis auf die Fußspitze waren immer in einer gefälligen, geschmackvollen Ordnung, und liessen auf die nämliche Ordnung und Richtigkeit in ihrer Denkungsart schließen. Durch dieß alles wurde Rosalie ein reizendes Mädchen.

Steht diese eigne Art von Schönheit nicht in eines jeden Mädchens Gewalt?

[106] *Der junge Baum,  
ein Bild des guten Mädchens.*

Sophie war noch nicht völlig acht Jahre alt, als sie schon allerley nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten sich erworben hatte. Sie konnte ohne Anstoß ihrem Vater aus jedem Buche, das er ihr in die Hände gab, etwas vorlesen; sie schrieb eine recht leserliche Hand, und machte schon allerley kleine schriftliche Aufsätze. Auch das [107] Rechnen war ihr eine angenehme Beschäftigung, und in den weiblichen Arbeiten, zum Beyspiele im Nähen, Stricken und Spinnen hatte sie schon eine große Fertigkeit erlangt. Ueberhaupt hatte sich Sophie, nach ihrem Alter zu rechnen, viele recht nützliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben. Außerdem war sie auch ein sehr gefälliges und artiges Mädchen. Andere Kinder, auch erwachsene Leute, die sie kannten, gewannen sie täglich lieber, und hatten sie gerne um und neben sich.

Eines Tages, im Sommer, gieng Sophie mit ihrem Vater in den Garten, und freute sich über mehrere junge Obstbäume, als Aepfel-, Birn- und Aprikosenbäume, welche schon so frühe voll der schönsten Früchten hingen. Der Vater stellte bey dieser Gelegenheit folgenden Vergleich zwischen Sophien, und den jungen fruchttragenden Bäumen an:

»Sich, meine liebe Sophie!« sagte er, »wie trefflich diese jun-

gen Fruchtbäume einschlagen! sieh, wie frühzeitig sie schon gutes Obst hervorbringen! Ein Beweis, daß es Bäume guter Art sind. Sie gleichen guten Kindern, welche auch schon frühe nützliche Kenntnisse eingesammelt, und gute Geschicklichkeiten und Fertigkeiten sich erworben haben; welche gut und edel gesinnt sind, und gut und edel handeln. Wenn du, liebe Tochter! ferner fortfährst, immer fleißiger, gefälliger und frömmter zu werden; dann wirst du ganz diesen jungen Bäumen ähnlich. Denn auch sie tragen nicht nur jetzt schon gute Früchte, sondern werden von Jahr zu Jahr noch immer bessere Früchte tragen. Merke dir gelegenheitlich folgendes Sprichwort: Gute Bäume tragen zeitig; das heißt mit andern Worten: Gute Kinder streben schon zeitig nach nützlichen Kenntnissen [108] und Fertigkeiten, nach guten Gesinnungen und Handlungen. Lerne daher zur fernern Aufmunterung deines Fleißes und deines guten Beträgens folgendes Sprüchlein auswendig. Es heißt:

Ein Bäumchen trug schon jung und zart  
Viel Früchte von der besten Art;  
Der Gärtner sah's mit Freuden an,  
Und alle lobten's, die es sah'n.  
Wer ist wohl diesem Bäumchen gleich?  
Wer rath's, ihr Kinder! unter euch?«

Der guten Sophie gefiel dieses Gleichniß so sehr, daß sie es gleich ihrem Vater nachsagte, und nach der Hand die beste Anwendung davon mache. Sie betrachtete in der Folge jeden jungen und guten Fruchtbäum mit dem Vorsatze, daß sie gleichfalls frühzeitig schöne und gute Früchte hervorbringen wolle. Sophie ließ es dann nicht bloß bey Vorsätze bewenden, sondern sie führte denselben auch zur völligen Zufriedenheit ihres Vaters, und anderer guten Menschen aus.

JAKOB GLATZ

Sittenlehre für jüngere Mädchen

1807

[1,246] Wie übt man sich in der Enthaltsamkeit?

Ich seh' es wohl ein, daß es um die Enthaltsamkeit eine schöne Sache sey, sprach Therese zu ihrer Mutter; aber es ist nur schwer, sich daran zu gewöhnen.

Was schwer ist, ist noch nicht unmöglich, meine Tochter! versetzte die Mutter. Sey nur fein aufmerksam auf dich – dann geht es schon. Du wirst dich in der Enthaltsamkeit zweckmäßig üben, wenn du bisweilen bey Tische eine oder zwey Speisen [247] unberührt lässest, besonders dann, wenn deine Eßlust groß ist, und die Gerichte zu deinen Lieblingsgerichten gehören.

Ferner wirst du wohl thun, bisweilen, wenn du etwas siehst, wonach du Lust hast, dein Auge davon schnell abzuwenden, und zu thun, als wenn du nichts gesehen hättest.

Bist du in einer Gesellschaft, wo ein angenehmes Spiel unterhalten soll, und fühlst die große Lust, Theil daran zu nehmen, so denke bey dir: ich spiele heute einmahl nicht mit; diesen Vorsatz führe aus, und entferne dich aus der Gesellschaft, so bald dir dieß zu schwer wird.

Hast du einmahl in einem schönen Kleide irgendwo erscheinen sollen, und dich schon darauf gefreut, vieler Augen auf deinen Anzug zu ziehen: so kleide dich schnell um; ziehe ein einfaches, bescheidnes Kleid an, und erscheine so in der Gesellschaft.

[248] Bist du einmahl sehr schläfrig, so stehe von deinem Sitze auf, und nimm dir vor, nicht einzuschlafen. Wasche dein Gesicht mit kaltem Wasser, und gehe schnell im Zimmer auf und ab, wenn der Schlaf dennoch nicht weichen sollte. Morgen ist die Reihe an dir, mit mir eine Spazierfahrt nach Heim-

thal zu machen. Du freust dich schon eine Woche lang darauf. Unterdrücke diese Freude, und mache deinem Bruder Carl das Vergnügen, daß er statt deiner mit mir nach Heimthal fährt.

Liebe Mutter! sprach Therese mit Aengstlichkeit und Verlegenheit. Carl war erst vor einem Monathe in Heimthal – Das dacht' ich gleich, daß das Jüngferchen widersprechen werde, versetzte die Mutter. Aber so seyd ihr Kinder. Ihr sehet es ein, daß diese und jene Tugend eine nöthige und schöne Tugend sey; ihr wünschet, [249] sie zu besitzen; aber sobald ihre Erlangung etwas schwer ist, so ziehet ihr euch zurück, und wollet von der gepriesenen Tugend nichts wissen.

Liebe Mutter, erwiderte Therese, du sollst sehen, daß es mir ein Ernst ist, mich in der Enthaltsamkeit zu üben. Ich fahre nicht nach Heimthal; nimm immerhin Carln mit.

Das ist schön, meine Tochter! das ist lobenswerth! das ist ein guter Anfang! versetzte die Mutter, und erzählte Theresen einige Beispiele von Mädchen, die sich auf verschiedene Weise in der Enthaltsamkeit zu üben suchten.

Emilie, erzählte die Mutter, hatte oft eine große Sehnsucht, dieß und jenes zu erhalten. Um ihre Gedanken davon abzuziehen, dachte sie schnell an manches, das ihr sehr lieb war, und das sie bereits hatte, [250] an ihre Blumen, Bücher, Bilder und dergleichen mehr. Dieß zerstreute sie, und das, wonach ihr gelüstete, war bald vergessen.

Adelbeide besitzt ein frohes Herz. Sehr oft ist sie zum Lachen aufgelegt. Nun weiß sie aber, daß das viele Lachen abgeschmackt sey, und ein Mädchen verunstalte. Fühlt sie sich dazu aufgelegt, so denkt sie an etwas Trauriges, das ihr entweder schon begegnet ist, oder doch noch begegnen könnte, z. B. an einen Bruder, der vor einem Jahre gestorben ist, oder an die geliebte Mutter, die sie einst durch den Tod auch verlieren wird. Statt zu lachen, vergießt sie dann sehr oft Thränen.

Die kleine Prinzessinn Amalie hat ein eigenes Mittel, sich in

der Enthaltsamkeit zu üben. Wenn sie Eßwaaren sieht, deren Genuss schädlich für sie wäre, so blickt sie dieselben lächelnd an, und spricht: Ja, du [251] Teufel, daß du möchtest wohl, daß ich zugriffe, aber ich denke: bleibe weg von mir! – Oder sie wünscht auszugehen, und es sind Gründe da, die dieß wider-rathen, so ruft sie lächelnd aus: Ja, du Teufel, daß du lockst mich aus dem Hause! Aber, nein! ich komme nicht! bleibe ferne von mir! –

Therese ließ sich über diesen Gegenstand noch mancherley von der Mutter erzählen, und versprach ihr, alle Mittel anzuwenden, sich in der Enthaltsamkeit zu üben. Sie hielt Wort, und machte in der gedachten Tugend große Fortschritte.

ANONYM

*Wie Auguste und Wilhelmine ihre Puppe erzogen*

1837

[15] *Das Frühstück und der Unterricht  
der Puppe.*

Die beiden kleinen Mädchen standen am andern Morgen sehr früh auf; die Unruhe, ihr Vorhaben mit der Puppe auszuführen, hatte sie frühzeitig munter gemacht. Sie hatten nur von der Puppe und der Küche geträumt, und das Project, die Erstere zu erziehen, der nun auch die Küche gehören sollte, hatte ihnen keinen ruhigen Schlaf vergönnt.

Nachdem sie sich gewaschen, angekleidet und ihr Morgengebet verrichtet hatten, wozu sie schon von der zartesten Kindheit an waren erzogen worden, nahm *Auguste* die Puppe von dem gepolsterten Lehnsessel, auf welchem sie die Nacht über geruht hatte, und sprach zur Schwester:

»Wir wollten ja heute den Anfang mit der Erzie-[16]hung



unserer Puppe machen. – Das ist recht gut; aber jetzt erst fällt mir dabei eine Schwierigkeit ein, an die ich zuvor nicht gedacht habe. Die Puppe kann ja weder sehen noch hören, noch sprechen. Wie sollen wir uns ihr verständlich machen?«

Weißt Du was, versetzte *Wilhelmine*: Du magst ihre Mutter und Erzieherin seyn, und ich will für sie sprechen und sie in Bewegung setzen, wenn es nötig ist.

»Das läßt sich hören! Sie muß aber auch einen Namen haben. Welchen wollen wir ihr geben?«

Das gilt mir gleich! Gib Du ihr einen.

»So mag sie Emma heißen, wie Hofrath Sembach's Töchterchen, der in der Stadt uns geradeüber wohnt. Sie sieht der kleinen Emma etwas ähnlich.«

Jetzt rief das Hausmädchen die Kinder, um mit der Mutter zu frühstücken.

Dies war im Garten in einer Jasminlaube [17] bereitet. Dort erwartete Frau von *Teschendorf* ihre Töchter. Sie erschienen, *Auguste* an der Hand die Puppe.

Nachdem die beiden Töchter der Mutter einen guten Morgen gewünscht und die Hand geküßt, brachte *Auguste* auch die Puppe zu der Mutter, und sie mußte ihr unter einem zierlichen Knix einen guten Morgen wünschen.

Das Frühstück bestand aus Kuchen mit Milch und Zucker, dazu lagen in einem Korbe mehrere Arten Conditor-Bäckwerk und in einem andern die Erstlingsfrüchte der schönen Jahreszeit.

»Nimm Dich in Acht, Emma!« sprach *Auguste* zu der Puppe: »daß Du Dir das Kleid nicht beschmutzest, und überlade Dir auch nicht den Magen.«

Aber der Kuchen schmeckt doch gar zu köstlich! antwortete *Wilhelmine* in der Puppe Namen.

»Das ist freilich wahr, mein Kind«, äußerte *Auguste*: »nur kein Grund, zu viel zu essen. Wenn man gesund bleiben will, muß man mäßig [18] seyn. Naschhaftigkeit ist ein großer Fehler. Ein wohlzogenes Kind wird nie selbst zugreifen, sondern warten, bis man ihm etwas darreicht, und wenn es

noch Appetit hat, diesen nach dem Guttunken der älteren Verständigen stillen.«

Das ist sehr vernünftig gesprochen! sagte Frau von *Teschendorf* lächelnd.

»Ich werde mich wohl vor Naschhaftigkeit hüten, liebes Mütterchen«, äußerte *Wilhelmine*, als Stellvertreterin der Puppe gegen *Auguste*: »und mein hübsches Kleid gewiß nicht beschmutzen.«

Die Puppe spricht ja wie ein Buch, unterbrach Frau von *Teschendorf* diese Spielerei, und Du hast alle Ursache, Gustchen, mit Deiner Emma zufrieden zu seyn. Ich muß Dich jedoch darauf aufmerksam machen, daß sie sich von andern Kindern nicht unterscheiden wird, und diese haben mehr oder weniger Fehler, und wenn sie sich auch zuweilen ganz verständig zeigen, so kommt doch auch das Gegentheil zum Vorschein. Da muß [19] dann eine gute und kluge Mutter ein wachsames Auge haben und ihre Kinder zu bessern suchen.

Mittlerweile hatte man das Frühstück zu sich genommen.

»Jetzt« sprach *Auguste* zu der Puppe: »jetzt, Emma, ist es Zeit an's Lernen zu denken. Wenn Du recht aufmerksam und fleißig bist, will ich auch morgen mit Dir zu Madame Engelberger gehen.«

Wenn ich auch nur spazieren gehen darf, wär' ich schon zufrieden, sagte die Puppe, d. h. *Wilhelmine*, und wenn die Erstere redend oder handelnd in der Folge erwähnt wird, so muß man immer daran denken, daß *Wilhelmine* für sie spricht und sie in Bewegung setzt.

»Nun, Emma, wollen wir wieder in's Haus gehen, dort im rothen Zimmer will ich meinen Unterricht mit Dir beginnen; Du mußt aber auch aufmerksam seyn; fuhr *Auguste* fort.

Frau von *Teschendorf* begleitete ihre Töchter, [20] und *Auguste* gab der Puppe eine Fibel in die Hand.

»Du mußt nun zuerst die Buchstaben kennen lernen; dann folgt das Buchstabiren, hernach das Lesen.«

Da *Wilhelmine* die Rolle der Puppe übernommen hatte, so

lernte Letztere, weil sie sich ganz ruhig verhielt, nicht die Augen bald hier bald dorthin bewegte, und an ganz andere Dinge dachte, sondern sehr aufmerksam auf die Buchstaben in der Fibel sah und auf *Augusten's* Belehrung nur zu hören schien, das Alphabet in sehr kurzer Zeit kennen. Sowohl die großen, als die kleinen Buchstaben, und Jeden von dem Andern unterscheiden.

Ist denn das Alles was ich lernen muß?

»Alles? Kind! Du kannst ja kaum alle Buchstaben des Alphabets. Das ist nur der Anfang; nun mußt Du buchstabiren lernen. Aus diesen verschiedenen Buchstaben werden Sylben und Wörter, wobei man etwas denken kann. Zuweilen macht schon eine Sylbe solch ein Wort, aber es gehören [21] auch dazu zwei, drei und mehrere; hiernach heißen denn solche Wörter einsylbige, zweisylbige, dreisylbige, und wenn man nun solche Wörter nach vorgeschrivenen feststehenden Regeln zusammensetzt, kann man sich Andern verständlich machen.«

Das möcht' ich auch gar zu gern lernen!

»Das wird sich finden, Emma! Mit Eifer, Ausdauer und Aufmerksamkeit auf das, was ich Dir darüber sagen werde, wirst Du schon Fortschritte machen.«

Das wäre mir sehr erwünscht!

Aus diesem Gespräch ersieht man nun wohl, daß die Puppe ein Muster von einem lernbegierigen und liebenswürdigen Kinde war, und die vermeintliche Mutter, *Auguste*, hatte sie deshalb auch recht lieb.

Die Fibel wurde bei Seite gelegt, aber *Auguste* wollte nicht, daß Emma müßig bliebe. Sie gab ihr daher eine Nadel mit einem Faden in die Hand, und eine Stickerei und zeigte ihr, wie sie es anfangen müsse, um so hübsch Blumenfestons hervorzubringen, wie ihr Halstuch verzierten.

[22] *Emma* verstand natürlich nichts davon, wie man sich dabei benehmen müsse, und wenn sie nicht eine Puppe gewesen wäre, so hätte sie gewiß gewünscht, daß sie schon recht sauber sticken könnte.

*Auguste* sah wie unbehilflich sie sich benahm und ungeduldig wurde. Sie machte nun darauf ihre Schülerin aufmerksam, daß zu allen Dingen mehr oder weniger Uebung gehöre, und daß man nichts zu Stande bringen könne, wenn man es nicht erst gelernt hätte.

Frau von *Teschendorf*, die mittlerweile das Zimmer verlassen hatte, kam wieder zurück, und bei'm Hineintreten fragte sie *Augusten*:

»Bist Du mit Deiner kleinen Emma zufrieden?«

O ja, liebe Mutter! die hat schon ihre Lection ohne Anstoß hergesagt, jetzt fängt sie an, mit der Nadel sich zu versuchen. Mit dem Sticken geht es freilich noch nicht, aber sie hat doch einen Saum gemacht.

»Laß doch sehen.«

Hier!

[23] »Das geht an.«

Für das erste Mal – Ich hätt' es gewiß nicht besser gemacht.

»Mein liebes Gustchen«, sprach Frau von *Teschendorf* leise zu ihrer Tochter, als ob die Puppe hören könnte; »man muß sich hüten, die Eigenliebe der Kinder zu schmeicheln, sonst macht man sie hochmüthig und eitel. Es ist im Gegentheil besser, dergleichen Schmeicheleien zu unterlassen; dagegen aber einige kleine Ausstellungen, doch nicht in einem Ton der entmuthigt, zu machen, vielmehr in einem, der den Wunsch rege macht, Alles aufzubieten, um ohne Einschränkung und ohne aber gelobt zu werden.«

Es ist mir lieb, meine liebe Mutter, versetzte *Auguste*: daß Sie mir dies jetzt sagen. Also deshalb haben Sie zuweilen Manches getadelt, wovon ich doch überzeugt war, daß Sie daran nichts auszusetzen finden würden.

»Ich räume Dir das ein, Gustchen! Ich hoffe aber, daß Du von dieser vertraulichen Mittheilung [24] keinen Mißbrauch machen wirst, die ich Dir nur zum Besten Deiner kleinen Emma gemacht habe.«

Jetzt, liebe Mutter, verschonst Du mich schon längst mit solchen Ausstellungen, denn ich verrichte meine Arbeiten nach Deinem Wunsche.

»Ja, das Lob muß ich Dir geben.«

Frau von *Teschendorf* küßte ihre beiden Töchter, ohne es zu bereuen, daß sie ihnen eine unschuldige List verrathen hatte, wodurch sie es bewirkt, daß ihre Töchter ihren Gespielinnen von gleichem Alter an anhaltenden Fleiß und Geschicklichkeit in manchen weiblichen Handarbeiten übertrafen.

*Emma*, die Puppe, entsprach nun auch allen Erwartungen ihrer kleinen Mutter *Auguste*, denn sie lernte durch *Wilhelminen's* Beistand lesen, nähen und selbst etwas sticken, und hatte dies Alles in sehr kurzer Zeit erlernt. *Auguste* hoffte daher auch, sie zu einem Muster vor allen kleinen Mädchen zu machen, und sie nahm es sich vor, auch bei ihr zuweilen das Mittel anzuwenden, [25] mit welchem sie Frau von *Teschendorf* bekannt gemacht hatte.

*Emma* sollte den Rand eines Halstuches mit einer Stickerei verzieren, um ihn den nächsten Sonntag umzunehmen. Die Arbeit war sehr rasch hin gefuschert, weil sie aber dazu nur wenige Zeit hatte verwenden dürfen, so hätte sie wohl deshalb mit Tadel verschont werden können. *Auguste* wünschte aber, daß sie es künftig besser machen möchte, sie machte sie daher auf die Unregelmäßigkeiten aufmerksam und ermahnte sie, sich vor aller Prudelei in Acht zu nehmen, damit, wenn auch das ganze Machwerk nur einfach sey, es auf ein in solchen Arbeiten geübtes Auge keinen unangenehmen Eindruck machen möge.

Ich kann aber doch betheuern, war die Antwort auf diese schonende Zurechtweisung, daß ich dabei mein Mögliches gethan, und allen Fleiß darauf verwendet habe.

»Das will ich nicht bezweifeln; wenn Du Dir aber das gemerkt hättest, was ich Dir vor Kur-[26]zem noch eingeschärt, so würden die Stiche nicht so bunt durch einander gemacht und die kleinen Oeffnungen nicht so unregelmäßig, sondern gleich groß und vollkommen oval geworden seyn.«

Ich gesteh's, aber schilt mich nicht mehr. In der Folge soll's nicht wieder geschehen.

»Das wird sich zeigen.«

Ich werde doch wohl das Tuch am Sonntage umnehmen müssen?

»Nein! Emma.«

Desto besser! — Da es aber meine erste Arbeit in dieser Art ist, würd' es mir Vergnügen gemacht haben, wenn ich's hätte tragen können.

*Auguste* hielt den ersten Ausruf für ein Zeichen einer kleinen Neigung zur Eitelkeit und Coketterie; die nachfolgenden Worte sollten nun die Uebereilung vertuschen.

Nichts ist aber so häßlich, als dieser Fehler. Unbefangenheit und Anspruchlosigkeit verschönt; Sucht zu gefallen stößt zurück. Frau von *Teschendorf* hatte dies ihren Kindern tief einzuprägen gesucht.

[27] *Emma* hatte sich das gemerkt, und richtete sich nun nach dieser Lehre, so daß sie alle junge Mädchen an Anspruchlosigkeit und naiver Offenheit übertraf.

Nachdem *Emma* gelesen und gestrickt hatte, wollte *Auguste* sie dafür belohnen. Sie ging daher mit ihr im Garten spazieren, und schenkte *Emma's* wißbegierigen Fragen über die vielen schönen Blumen, von denen sie keine kannte, ein williges Gehör.

*Auguste* beantwortete ihr dergleichen Fragen so gut sie es verstand, oft gerieth sie aber darüber in Verlegenheit; glücklicher Weise befand sich auch Frau von *Teschendorf* im Garten, sie kam ihrer Tochter dabei zu Hilfe, und ergänzte die Erklärungen, welche *Auguste* darüber gab, dadurch diente der Unterricht, den diese ihrer Puppe gab, ihr, der Lehrerin, zur Belehrung.

ANTONIE VON COSMAR

*Schicksale der Puppe Wunderhold*

1839; 2. Aufl. 1865

[67] *Die kranke Puppe.*

[68] Vertrauen ist die beste Arznei!

[69] In meiner neuen Wohnung angekommen, untersuchte Julie mich genau; sie hatte den Kummer, viele Mängel an mir zu entdecken, welche ihr in der ersten Freude entgangen waren.

Mein Arm löste sich von Neuem ab, mein Gesicht war glanz- und farblos, und die Haare hingen mir verworren um den Kopf. Doch stieß mich dessen ungeachtet Julie nicht von sich, denn sie liebte die Puppen über Alles.

Sie fragte ihre Mutter, ob es kein Mittel gäbe, diese Fehler wieder zu verbessern, und es ward be-[70]schlossen, daß ich zu meiner Wiederherstellung auf einige Tage in eine Puppenfabrik geschickt werden sollte.

Julie wollte jedoch keinen Augenblick verlieren, um mit mir spielen zu können, und erfand daher ein Mittel, meine Häßlichkeit einstweilen zu rechtfertigen und zu verdecken.

»Wir wollen annehmen«, sagte das liebenswürdige Kind, »daß wir eine Reise gemacht haben: der Wagen ist umgeworfen worden, und Wunderhold hat den Arm gebrochen und sich die Nasenspitze beschädigt, das wird ein Jeder begreiflich finden.«

Sie hing darauf ein schwarzes Band um meinen Hals, und legte behutsam meinen Arm hinein, setzte mir ein Nachthäubchen auf, dessen breite Garnitur fast mein ganzes Gesicht bedeckte, mit einem Worte, Alles war so sinnreich geordnet, daß man mit etwas gutem Willen mich ganz leidlich finden mußte.

[71] An diesem Tage wurde mein Bett in den Hintergrund des

Zimmers gestellt; die Kopfkissen wie das Deckbett waren weiß wie Schnee. Auf einem Tischchen, neben meinem Bette, stand eine Tasse von englischem Porzellan in der Größe eines Fingerhutes, in die Julie oft Limonade goß, welche sie immer sorgsam kostete, ehe sie mir dieselbe reichte.

Am Abend kamen mehrere Freundinnen von Julien, um mit ihr zu spielen; denn sie war ein herzensgutes Kind und von Jedermann geliebt.

»Meine Damen!« begann das kleine Mädchen, »ich bin erfreut, daß Sie mich mit Ihrem Besuche beehren, doch muß ich Sie bitten, heute keinen Lärm zu machen; meine Puppe ist krank, sie hat einen gefährlichen Fall aus dem Wagen gethan, und ich fürchte ein hitziges Fieber.«

»Ach«, rief Bianca, die Ausgelassene von Allen, [72] »da muß man ihr schnell eine Ader öffnen! Meiner Miranda war ein gleiches Schicksal widerfahren, und ohne meine schleunige Hilfe wäre die Aermsterettungslos verloren gewesen.«

»Ach ja! ach ja!« riefen die Kinder einstimmig, in der Hoffnung, daß meine Krankheit sie den Abend über unterhalten und belustigen würde.

»Nur ruhig«, bat Julie, indem sie auf den Fußspitzen ging, »vielleicht schlafst sie jetzt.«

»Hast Du Vertrauen zu mir?« fragte Bianca mit wichtiger Miene.

»Großes Vertrauen, liebe Freundin«, erwiederte Julie.

»So reichen Sie mir Ihren Arm, Fräulein Wunderhold. O! wie heiß er ist! das arme Kind hat heftiges Fieber. Sie bekommt sicherlich die Gehirnentzündung, wenn wir ihr nicht sogleich zur Ader lassen.«

[73] »Nein, das erlaube ich nicht!« rief Julie, sich mit ausgebreiteten Armen, um mich vor der Annäherung ihrer Freundinnen zu schützen, vor mich stellend. »Ich lasse Wunderhold's Arm nicht aufschneiden!«

»Was fällt Dir ein, liebe Julie? Ich werde ganz gewiß nicht in Wunderhold's Arm schneiden. Laß mich nur machen, ich

habe kürzlich zugesehen, wie meiner Mutter eine Ader geöffnet wurde, ich weiß schon damit umzugehen.«

Bianca legte mit großer Wichtigkeit Bandagen zurecht, band meinen Arm damit so fest, wie sie es vermochte, und stach dann mit einer starken Nadel in meine Haut, ein schwacher Laut wurde hörbar.

»Jetzt«, fuhr unser Doktor fort, »müssen wir ihr noch ein Senfpflaster auf die Beine legen.«

Sie nahm zwei Oblaten und klebte sie mir auf die Waden.

[74] Dabei verhielten sich die kleinen Mädchen so verständig und geräuschlos, als hätten sie eine lebendige Kranke zu pflegen.

Nur ungern trennten sich die Kinder von einander, als am Abend die Dienstmädchen erschienen, um sie abzuholen; denn seit langer Zeit hatten sie nicht so vergnügt zusammen gespielt. Ich meiner Seits war nicht minder über ein Spiel erfreut, in welchem man mich zur Hauptperson gemacht hatte.

Nachdem ich eine geraume Zeit aus einem Winkel in den andern geworfen worden, that es mir gar zu wohl, jetzt in einem sauberen Bettchen von dem erduldeten Ungemach ausruhen zu können.

Von meiner Limonade war auch nicht ein Tropfen übrig geblieben, denn sie schmeckte auch den Gesunden, da man ein halbes Dutzend Apfelsinen dazu verwendet hatte. Die Kleinen nahmen Abschied von [75] einander, nachdem sie sich das Versprechen gegeben, bald wieder zu kommen, um Wunderhold einen Krankenbesuch zu machen.

Habe ich Recht, oder ist es vielleicht nur Eigenliebe einer Puppe, ich weiß es nicht! aber es scheint mir immer, daß Kinder, welche sich so freundlich und aufmerksam gegen eine kranke Puppe zeigen, einst vortreffliche Krankenwärterinnen für ihre Mütter oder jüngeren Schwestern werden müßten, sobald sich ihnen nur die Gelegenheit dazu darbietet.

MARTHA GIESE

### *Gute Freundschaft*

6. Aufl. 1897

[7] »Guten Morgen, ausgeschlafen?«

Ruschchen war voller Freude, als ob's in die Weihnachtsstube ginge.

»Guten Morgen, ausgeschlafen?« rief sie der Freundin entgegen.

Sie wurde aber auch aufs herzlichste empfangen.

»Eben«, sagte Annelies, »habe ich meiner Puppe und Flock erzählt: Heut besucht uns eine liebe Tante. Zuckerwerk bringt sie nicht mit, aber ihre größte Puppentochter. Schön, daß du da bist. Mußt aber lange hier bleiben. Komm getrost dicht heran; Flock thut dir nichts. Nicht wahr, Flock, meine Freundin magst du doch leiden? – Diese Tochter heißt [8] Lorchen«, stellte sie vor. »Lorchen ist mein Liebling; weißt du, warum? Einmal hatte ich die Masern. Kein Mensch durfte zu mir kommen, weil Masern leicht anstecken. Vater und Mütterchen kamen aber doch. Eines Tages nun schenkte mir Väterchen die Lore. Die blieb immer bei mir im Bett. Du denkst wohl, sie hätte mich gequält, daß sie aufstehen wollte? Nein, nicht ein einziges Mal. Aber«, fügte sie etwas kleinlaut hinzu, »einmal bin ich doch sehr eigensinnig gewesen, und da habe ich Lorchenkind hinfallen lassen. Plautz! da lag sie. Ich wußte gar nicht, daß ich's wollte; aber Mutterchen sagte, das müßte man wissen. Ob das wohl dein Mutterchen auch sagt?«

Ruschchen besann sich. Als ihr nichts einfiel, fuhr Annelies fort: »Du weißt doch, daß wir zwei Augen haben? Das eine kann Unarten gar nicht leiden, aber das andere mag manchmal welche sehen. Öfter halten wir das gute, kluge Auge zu, ohne daß wir's merken, und dann kommt die Unart ganz

dreist heran. Auf einmal ist sie da. – Mutterchen hat's gesagt, die weiß es.«

»Wo ist denn mein gutes Auge?« fragte Ruschchen gespannt.

Annelies gab sich die größte Mühe, es herauszufinden, konnte aber keinen Bescheid geben.

»Der liebe Gott«, sagte sie, »du weißt doch, der im Himmel wohnt, – der kennt es. Die Engel auch. Mütterchen wird dir's auch wohl sagen können. Mütterchen sind doch mit den Engeln verwandt.«

»Hat sich Lorchens kein Loch in den Kopf gefallen?« fragte Ruschchen teilnehmend.

»Ja, Ruschi, sogar ein sehr großes. Mutter hat die [9] Lore aufgehoben und in die andere Stube getragen. Nun war ich ganz allein. Wie ich geweint habe, hättest du hören müssen; aber geholfen hat's nicht. Flock durfte mich auch nicht mehr besuchen. Das war greulich. Mütterchen sagte: ›Das ist deine Strafe für die Unart.‹ Als ich allein war, hab' ich den kleinen Spiegel vom Tisch genommen, hab' ihn mir vorgehalten und gesagt: ›Bitte, liebes *gutes* Auge, sieh den Eigensinn recht streng an, damit er sich nicht wieder 'rantraut. Willst du nicht dem andern Auge sagen, es sollte Unarten nicht mehr leiden mögen? sie sind doch so häßlich.‹ Und da – auf einmal – ach, das war zu schön, brachte Mütterchen mein liebes, süßes Puppenkind wieder. Das Loch war zugeheilt, nur eine kleine Narbe ist geblieben. Sieh 'mal hier. Ganz leise habe ich einen Kuß drauf gegeben und gesagt: ›Sei mir wieder gut, Lorchens.‹ Abends kam Salbe drauf; ordentliche nicht, aber es sollte welche bedeuten. Ich tippte mit dem Finger auf meine Zunge und dann auf die Narbe und sang dabei:

›Puckchen sollst heilen,  
Daf̄ die Schmerzen eilen.  
Puckchen, geschwind  
Mach froh mein Kind!‹

So mußt du's auch machen, Tante Ruschchen, wenn sich Leni den Kopf gestoßen hat, ohne daß du 'was dafür kannst.«

Ruschchen war sehr froh, daß ihrem Püppchen weder die Nasenspitze, noch ein Ohrzipfel fehlte.

So recht von Herzen beglückt fühlte sie sich bei ihrer Freundin.

»Das, von Lorchens«, meinte sie, »war ja beinahe so schön, [10] wie die Geschichte von Rotkäppchen. Wie Flock mich anguckt! Ob er mein gutes Auge sehen will?«

»O du liebe Zeit«, sagte Annelies aufspringend, »wie werden meine andern Kinder warten. – Komm, wir müssen sie holen. Mutterchen erlaubt, daß wir hier große Kramerei machen.«

Bald war die ganze Familie beisammen.

Alle Kinder gefielen der kleinen Tante, aber Lorchens war ihr Liebling geworden. Sie trug sie herum, feuchtete ab und zu ihren Zeigefinger an und tippte sorgsam damit auf die Narbe. Die Kissen schüttelte sie, daß es eine Freude war, bettete Lorchens, kniete nieder und summte dazu ihr Puppenliedchen:

»Liege ruhig, Püppchen, liege;  
Ruschchen bleibt bei dir,  
Schaukelt fröhlich deine Wiege,  
Singt ein Liedchen dir.  
Ticktack will mein Lied mitsingen,  
Ticktack schlält nicht ein,  
Will mein Kind in Schlummer bringen,  
Ticktack singt: Schlaf ein!«

»Das hab' ich von Muttchen gelernt«, sagte sie. »Dabei schlält man ein. Glaubst du, daß die Narbe jetzt weh thut? – Mußt dich auch nicht bloß strampeln«, ermahnte sie, »sonst erkältest du dich, kriegst die Masern, und dann darf dich niemand besuchen, auch Tante Ruschchen nicht.«

Die beiden kleinen Mütter hatten jetzt alle Hände voll zu thun. Die vielen Kinder waren ja noch nicht angezogen. – Recht fein sollten sie heut werden, natürlich nur, wenn sie sich beim Anziehen nicht störrig benahmen. – Mit *Lilli* [11] wurden sie bald fertig, das war freilich keine Kunst; denn

Frau Doktor hatte erst gestern ihre sämtlichen Kleidungsstücke in Ordnung gebracht. Aber ganz anders stand's mit Käthe. Wie eine kleine Lumpenprinzessin sah sie aus. Am Kleide fehlten die Haken, an der Schürze die Bänder, vom Unterrock war eine Frisur losgetrennt, die Strümpfchen »zogen Wasser«, an den Schuhen fehlten die Knöpfchen. O weh, o weh! »Kleine wilde Hummel«, tadelte Annelies, »sollst sehen, die Spatzen werden sich vor dir fürchten. Bist wohl durch die Hecken gekrochen? Wenn man's thut, muß man sich doch dabei in acht nehmen. Deine Mama hat sich nichts dabei zerrissen. – Eigentlich, Tante Ruschchen, müßte jetzt alles geflickt werden – aber – du weißt wohl« – fügte sie flüsternd hinzu, »ich kann's nicht. Richtige Mütter können alles, nicht wahr? Kann deine Mutter alles?«

»Ja«, beteuerte Ruschchen, »aber – meine Stiefel muß der Schuhmacher machen.«

»Wenn wir groß sind«, meinte Annelies, »wollen wir alles können. Nicht wahr?«

Sie berieten, was mit Käthe angefangen werden sollte. Solch Struwwellieschen durfte sich doch nicht sehen lassen! Mit Stecknadeln flicken? Hu, das war häßlich. Nein, dann sollte sie lieber im Nachträckchen bleiben.

»Hilft nichts, kleine unordentliche Käthe«, hieß es, »du bekommst Stubenarrest, gerade, als ob du unartig gewesen wärest.«

»Aber, meine Hedi«, tröstete sich Annelies, »ist kein solcher Wildfang.«

Das sah man der kleinen Gelenkpuppe auch gleich an. – Zerrissen hatte sie ihr Kleid auch wirklich nicht, aber es war wie mit Flecken besät.

[12] »Gestern, als ich allein war«, klagte Annelies, »habe ich's gar nicht bemerkt.«

Ruschchen war ganz erstaunt über das unsaubere Puppenkind.

»Vielleicht«, meinte die kleine Tante, »hat sie unmanierlich gegessen. Leckt sie manchmal den Kompotteller mit der

Zunge ab? Sieh 'mal, so meine ich«, sie nahm die Untertasse vom Tisch und zeigte, wie sie sich's dachte.

Annelies zuckte die Achseln, dann sagte sie: »Das habe ich schon öfter verboten.«

»Dein anderes Auge«, fing Ruschchen noch einmal an, »möchte vielleicht gestern Flecke leiden!«

Annelies erschrak. – Mit ordentlicher Sorge wurde jetzt das jüngste Kind geholt. »Wo sind denn Ellys Sachen?« fragte Mama Annelies das älteste Puppenschwesternchen. – Keine Antwort. – Stück für Stück mußte hinter der Bettwand hergeholt werden.

Röckchen, Höschen, Strümpfe, alles war zerdrückt und voller Falten. Was so herumgelegen hatte, konnte unmöglich nett ausssehen. – »Darf sie denn ihre Sachen so hinwerfen?« fragte Ruschchen.



Annelies wurde sehr verlegen. Sie zupfte und strich wohl an den Falten herum; glatt wurden sie aber doch nicht.

Also auch Elly hatte nichts anzuziehen.

Annelies kamen Thränen in die Augen. Sie hatte ja auch schuld an aller Unordnung. – So durfte es nicht weitergehen. Die Kinder mußten bessere Erziehung haben. »Wir müssen fleißiger werden, Tante Ruschchen«, sagte sie. –

FRIDA SCHANZ

*Puppenspiel*

1893

[15] *Kranke Kinder – Kranke Puppen.*

*Kranke Kinder* – das giebt ein Trauergedichtchen!

O du armes, kleines, blasses Gesichtchen!

Du wimmerndes Stimmchen! 's thut weh! 's thut weh! –

Wie schrecklich schmeckt der Kamillenthee!

Mama ist verweint, die Geschwister sind stumm,

Auf den Zehen gehn alle Leute herum;

Halblaute Fragen werden gefragt:

»War der Doktor schon da?« »Was hat er gesagt?«

»Zwei Wochen ist unser Schatz schon krank! – – «

Allmählich wird's besser! Gott sei Dank!

Die roten Wänglein kehren zurück;

Das ganze Haus ist voll Jubel und Glück;

Und Jeder lächelt, und Jeder nimmt teil!

\*

\*

*Kranke Puppen!* – Die werden noch schwerer heil,  
Die Schäden sind da gleich riesig groß –:  
Ein Kopf zerbrochen – zwei Arme los.  
Verlorene Beine, zerrissene Brust!  
Oder totaler Lockenverlust!

*Das Fieber* bit ich, sich vorzustellen  
Bei so entsetzlichen schweren Fällen!  
Seufzend und doch immer lieb und nett –  
Sitzt die kleine Mutter am Puppenbett.

[16] Sie ift, um des Lieblings Schmerzen zu stillen,  
Zweistündlich vier Schokoladenpillen,  
Und pünktlich trinkt sie den Himbeerthee.  
»Herzchen, mein Herzchen, thut's immer noch weh?«  
Leis liest sie ihm vor aus dem Märchenbuche,  
Freundlich empfängt sie die Doktorbesuche.

»Nehmen Sie Platz!« – »Ach, ich kann schon stehn!«  
»Es will noch immer nicht besser gehn!«

»Ich rate heut: einen Senfteig im Nacken!« –  
»Sehen Sie nur diese blutroten Backen!

Sechzig Grad Fieber! Mein Schmerz ist groß!« – –

»Der Fall ist wirklich nicht hoffnungslos;  
Versuchen Sie einige Pillen mehr! – – –  
Darf ich mal kosten? Ich danke sehr!«

Fünfzehn Kügelchen mindestens nahm er sich!!

\*

\*

*Kranke Puppen!* 's ist wirklich oft fürchterlich!

HELENE BINDER

*Guck! Guck!*

1895; 6. Aufl. 1924

[I,6]

*Guck! Guck!*

Miezenchen huscht leise durchs Zimmerlein,  
Holter die polter! mein Bub' hinterdrein;  
Nun zieh'n zwei Pfötchen am Vorhang, ruck, ruck!  
Hei, Miesekätzchen, da bist du: »Guck, guck!«



*Waschfest.*

O Püppchen, wie schmutzig! Pfui, mußt dich schämen,  
Da muß ja Mamachen die Bürste nehmen.

\* \* \*

Nun bist du sauber! Fehlt dir denn was?  
Mein liebes Püppchen, du bist ja so blaß?

Binder: *Guck! Guck!* 107

[II,56] *Meine Püppchen!*

Eh' wir zur Gesellschaft gehn,  
Waschen wir uns alle schön.  
Drum, liebe Püppchen, kommt geschwind,  
Und fertig sind wir wie der Wind.  
Ihr müßt nicht weinen, wenn Mama recht reibt,  
Das tut sie ja nur, daß kein Schmutzfleckchen bleibt,  
Und kitzelt das Waschläppchen auch ein bißchen,  
Mamachen heilt alles mit einem Küßchen.



[57]

Hanna, schnell, mit dir fäng's an,  
 Wachsmathildchen kommt dann  
 dran,  
 Gliederpüppchen  
 folgt nachher,  
 Schwärzchen ist zu  
 waschen schwer.  
 Wie tut Mamas  
 Arm weh  
 von all'



dem Reiben;  
 Jetzt schnell, wir dürfen im  
 Hemdchen nicht bleiben,  
 Und dann geht's mit vier  
 geputzten Mäuschen  
 Zum Kaffeevergnügen ins  
 Gartenhäuschen!

ANNA MARQUARDSEN

*Kleine Mädchen*

1900

[132]

*Ein Geburtstagsgeschenk.*

Am 23. September war Elisabeths Geburtstag. Sie pflegte zu diesem Tage meistens viele Spielsachen und schöne Bücher mit bunten Bildern geschenkt zu bekommen, mit denen sie sich in ihren Mußestunden und an den langen Winterabenden die Zeit vertreiben sollte, denn sie hatte keine Geschwister, mit denen sie spielen konnte wie Ilse, Emmi und Hedwig und die meisten kleinen Mädchen, welche sie kannte. Elisabeth war ein einziges Kind und hatte kein Schwesternchen und kein Brüderchen.

Darüber war sie schon oft traurig gewesen, und wenn in der Schule die glücklicheren Gefährtinnen von den Spielen erzählten, die sie mit den größeren und kleineren Geschwistern veranstaltet hatten, da gefielen Elisabeth die schönen Spielsachen, die sie besaß, gar nicht mehr, und die dummen Puppen, die so steife Glieder hatten und nicht sprechen und lachen konnten, auch nicht. Lieber noch als mit den leblosen Dingern spielte Elisabeth mit Pit, einem kleinen, drolligen Hunde, der ein weiches, braunes Fell hatte und einen so langen Leib, daß man meinte, Pit müßte sechs Beine haben, während er doch nur vier kurze besaß.

Aber mit Pit konnte Elisabeth nur im Hofe und im Garten spielen, denn er wohnte im Pferdestall bei dem Burschen, der die Pferde des Rittmeisters besorgte. – Eigentlich durfte Pit [133] die Wohnung von Elisabeths Eltern gar nicht betreten, denn ihr Papa liebte die Hunde nicht; zuweilen versuchte Pit aber doch, Elisabeth, an welcher er mit rührender Liebe hing, einen kleinen Besuch abzustatten; wenn er sich dann vor dem Rittmeister blicken ließ, bekam der arme Pit so hef-

tige Schelte, daß er sein Schwänzchen einzog und eilistig die Treppe hinunterlief.

Außer diesem Spielgefährten hatte Elisabeth noch einen Freund, mit welchem sie aber auch nur außerhalb der elterlichen Wohnung verkehren konnte, das war Heinz, der Sohn des Portiers. Früher waren Heinz und Elisabeth sogar sehr gute Kameraden gewesen, sie hatten fast täglich zusammen »Robinson« gespielt. Der Garten hinter dem Hause war die wüste Insel gewesen, Elisabeth Robinson und Heinz hatte, wie es das Spiel gerade erfordert, entweder den treuen Freitag oder einen feindlichen Indianerstamm dargestellt. Für beide Rollen eignete er sich vorzüglich durch seine natürliche Wildheit und seine kräftige Stimme. Es war wirklich zu bewundern, mit welcher Kunstfertigkeit Heinz das Kriegsgeheul der Indianer nachahmen konnte; ich glaube nicht, daß die wirklichen Indianer lauter und wilder zu heulen verstehen, als es Heinz konnte.

Seitdem Heinz jedoch die Volksschule besuchte, in welcher er mit anderen Knaben zusammen kam, von denen viele schlecht erzogen waren, hatte er sich in seinen Manieren ungünstig verändert. Er brauchte oft häßliche Ausdrücke, fluchte sogar gelegentlich, so daß es Elisabeths Eltern nicht gern sahen, wenn sie mit Heinz spielte, und daß sich die Freundschaft zwischen Robinson und Freitag etwas gelockert hatte.

Um so größer war Elisabeths Wunsch geworden, ein Brüderchen oder ein Schwesternchen zu besitzen, mit welchem sie überall spielen konnte, nicht nur im Pferdestall und im Hofe, wie mit Pit, nicht nur im Garten, wie mit Heinz. Da der liebe Gott ihr diesen Herzenswunsch nach wie vor unerfüllt gelassen, so hatte Elisabeth schon einmal einen Versuch gemacht, sich auf [134] einem besonderen Wege ein kleines Schwesternchen zu verschaffen.

Die Anregung zu diesem Versuch hatte sie in der Schule erhalten. In der sechsten Klasse hatten sie nämlich einmal eine Geschichte gelesen, in der von einem Adoptivkinde die

Rede war und Fräulein Schulz hatte zur Erklärung gesagt, daß Adoptivkinder solche Kinder seien, die ihren Eltern eigentlich nicht gehörten, sondern von ihnen nur adoptiert, das heißt an Kindesstatt angenommen seien. Dadurch war Elisabeth auf den Gedanken gekommen, ein Kind zu adoptieren, das die Stelle eines Brüderchens oder eines Schwesternchens bei ihr vertreten sollte. In diesen Plan hatte sie aber ihre Eltern nicht eingeweiht, denn für diese sollte das künftige Adoptivkind Elisabeths eine Überraschung sein. Die größte Schwierigkeit, die sich der Ausführung des Planes entgegengestellt hatte, war die, daß Elisabeth zuerst kein Kind finden konnte, das sich zum Adoptivkind geeignet hätte, und es verstrichen einige Wochen, ehe aus der Sache etwas wurde, aber schließlich kam sie doch zu stande und das geschah so: Im Mai, als die Obstbäume gerade ihr weißes Frühlingskleid trugen, hatten die lieben Engel in dem Hause, in welchem Elisabeths Eltern wohnten, zwei kleine Mädchen abgegeben, aber leider nicht in der Wohnung von Elisabeths Eltern, sondern unten im Erdgeschoß, wo Heinzens Eltern wohnten, in der Portierswohnung, die so klein und eng war, daß die neu erschienenen Gäste kaum Platz darin hatten. Elisabeth weinte bittere Tränen, als sie von dem unbegreiflichen Verfahren der Engel hörte, wenigstens ein Schwesternchen hätten sie ihr doch schenken können, anstatt sie beide Heinz zu geben, dem dummen Heinz, der sich nicht einmal ordentlich über das Glück freute, das ihm zu teil geworden war.

Ja, denkt euch nur, Heinz war gar nicht so sehr entzückt von den beiden kleinen Schwestern, die einträchtig nebeneinander in dem Kinderwagen lagen, in welchem er dereinst seinen ersten [135] Traum geträumt hatte. Erstens war er ärgerlich, daß er kein Indianergeheul mehr anstimmen durfte, seitdem die kleinen Schwestern da waren, zweitens fand er sie häßlich, weil sie keine Haare und keine Zähne hatten, und drittens hatte er gar keine Lust, den Kinderwagen mit den schreienden Kindern im Hofe hin- und herzuziehen, anstatt

sich auf der Straße mit seinen Kameraden zu raufen und zu balgen.

Bei einer solchen Gelegenheit, als die Portiersfrau einmal ausgegangen war und Heinz in ihrer Abwesenheit die kleinen Schwestern hüten mußte, sagte er zu Elisabeth, die voller Entzücken die Gesichter der kleinen Mädchen und ihre zierlichen, beweglichen Hände bewunderte, daß er sich gar nichts aus den dummen, häßlichen Dingern mache und nicht abgeneigt sei, sie zu verschenken, wenn er nur jemanden wüßte, der sie nehmen wolle.

»Ach Heinz«, rief Elisabeth, die nun auf einmal eine Möglichkeit sah, ihren Lieblingsplan zu verwirklichen, »dann schenke sie mir, ich will die Zwillinge adoptieren. Lieber, guter Heinz, wenn du es thust, dann schenke ich dir den großen, bunten Gummiball, den Papa mir aus Berlin mitgebracht hat. –

Als Heinz sich so unversehens beim Wort gehalten sah, wurde er etwas bedenklich. Die Möglichkeit, die unliebsamen kleinen Schwestern los zu werden und die Aussicht auf den Besitz des großen Gummiballs, auf den er schon lange ein neidisches Auge geworfen hatte, war zwar sehr verlockend, anderseits aber regte sich in Heinz ein unbestimmtes Gefühl, welches ihm sagte, daß seine Mutter mit seinem Vorhaben nicht ganz einverstanden sein würde. Daher sagte er nach einer kurzen Überlegung zu der gespannt harrenden Elisabeth:

»Ich weiß nicht recht, ob es Mutter recht sein wird, wenn ich sie beide verschenke. Aber wenn du mir wirklich den großen Gummiball geben willst, so kannst du die eine zum Adoptieren bekommen. Darüber wird Mutter nicht böse sein, denn sie sagte erst vorgestern, daß wir an einem kleinen Kinde reichlich [136] genug gehabt hätten. Du kannst dir aussuchen, welche du haben willst.«

Elisabeth wollte nun gleich eins der kleinen Mädchen aus dem Wagen nehmen, aber das gab der habsgütige Heinz nicht zu, sie mußte erst hinaufgehen und ihm den verspro-

chenen Gummiball holen, ehe sie den Besitz ihres Adoptivkindes antreten durfte.

Schnell holte sie den Ball und trat dann an den Wagen, um von der großmütigen Erlaubnis des zärtlichen Bruders, sich eine von den kleinen Schwestern auszusuchen, Gebrauch zu machen. Die Wahl war wirklich schwer, denn die beiden Zwillingsschwestern waren einander zum Verwechseln ähnlich, in Heinzens Augen war eine so häßlich wie die andere, in Elisabeths Blicken waren sie beide gleich reizend. Nach längerem Hin- und Herschwanken entschied sie sich für Lieschen und Heinz legte ihr das Adoptivkind, das sich in seinem süßen Schlummer nicht stören ließ, in die Arme.

Dem vereinsamt zurückbleibenden Lenchen zog er die Decke etwas mehr über das Gesicht und schloß die grünen Vorhänge des Wagens, denn die Mutter konnte jeden Augenblick nach Hause kommen, und Heinz hielt es für besser, wenn sie das Fehlen Lieschens nicht gleich bemerkte, sondern von ihm erst über den Zusammenhang der Sache aufgeklärt würde. Man konnte doch nicht wissen, ob sie einverstanden sein würde, wenn sie auch gesagt hatte, daß sie an einem Kinde reichlich genug hätte. –

Die beglückte Elisabeth hatte unterdessen ihr schlummern-des Adoptivkind behutsam die Treppe hinaufgetragen und es sanft in die Puppenwiege gebettet, welche sie zu Weihnacht bekommen hatte. Die große Puppe mit den schönen, blonden Locken, die bisher in der Wiege geschlafen hatte, war ziemlich unsanft herausgerissen und auf das Sofa geworfen worden, da saß sie nun und riß vor Erstaunen ihre brauen Glasäugen weit auf. Elisabeth aber holte sich einen kleinen Korbstuhl und betrachtete voll Wonne das kleine Schwesternchen, das sie sich selbst verschafft [137] hatte; sie konnte sich gar nicht satt sehen, wie niedlich waren die Ohren, wie süß die Händchen, die zu Fäusten geballt auf dem weißen Deckbett lagen.

So verging eine Viertelstunde, und gerade, als die Kleine zu

Elisabeths Entzücken die blauen Augen aufschlug und kräftig an ihrem kleinen Daumen zu lutschen begann, that sich die Thür auf und Elisabeths Eltern kehrten von einem gemeinschaftlichen Ausgang heim.

»Guten Tag, Puppenmütterchen«, rief der Rittmeister, als er die Thür öffnend sein Töchterchen an der Wiege sitzen sah.

»O Papa, o Mama«, rief Elisabeth aufspringend, »denkt nur, ich habe eben ein kleines Schwesterchen bekommen.«

»Was hast du?« frug der Rittmeister verwundert.

»Ich habe ein kleines Schwesterchen bekommen«, wiederholte Elisabeth, »ich habe ein Kind adoptiert.«

In diesem Augenblick erscholl aus der Wiege das kräftige Schreien eines kleinen Kindes, und dadurch stieg das Erstauinen der beiden Eltern auf das höchste. —

Während der Rittmeister verwundert fragte, wo das Kind hergekommen sei, und wem es gehöre, schob seine Frau die Vorhänge zurück, nahm das schreiende Kind aus der Wiege und suchte es zu beruhigen.

Elisabeth hatte gerade ihrem Vater zum zweitenmal versichert, daß das kleine Mädchen ihr gehöre und daß sie es adoptiert habe, da klingelte es draußen an der Etagenthür, und einen Augenblick später erschien die Portiersfrau in der Stube, in der einen Hand eine mit Milch gefüllte Flasche haltend, an der anderen den widerstrebenden Heinz, der ein beschämtes und verlegenes Gesicht mache.

»Ach, gnädige Frau«, sagte sie, auf Elisabeths Mutter zugehend, indem sie laut schluchzte und sich die Thränen von den Backen wischte, »ach liebe, gnädige Frau, geben Sie mir doch mein Lieschen wieder, es weint so sehr, weil es Hunger hat.« — Damit nahm sie schnell das schreiende Kind in die Arme und [138] steckte ihm die Milchflasche mit dem Gummipropfen in den Mund. Sofort beruhigte sich das weinende Lieschen und lag zufrieden an der Flasche saugend im Mutterarm, und es war nun möglich, daß der Rittmeister und seine Frau durch Hin- und Herfragen in Erfah-

rung bringen konnten, wie diese wunderbare, rätselhafte Sache eigentlich zusammenhing.

Als der Rittmeister begriffen hatte, daß seine kleine Tochter ein Kind hatte adoptieren und daß Heinz seine kleine Schwester hatte los sein wollen, da lachte er so sehr, daß die Thränen ihm über die Backen in den blonden Schnurrbart rollten, und daß er sich die Knöpfe seines Waffenrocks aufmachen mußte und seine Frau lachte mit.

Aber die Portiersfrau war sehr böse auf Heinz und nannte ihn einen herzlosen Schlingel, der es übers Herz bringen konnte, seine kleine Schwester für einen Gummiball zu verschenken. Das Glück, dessen Elisabeth sich im Besitz ihres Adoptivkindes erfreut hatte, war ein sehr kurzes gewesen und sie war sehr betrübt und niedergeschlagen, als die Portiersfrau, das verlorene und wiedergefundene Lieschen sorglich im Arm haltend und den bösen Heinz vor sich herschiebend, die Wohnung verließ, während der Rittmeister noch immer aus vollem Halse lachte.

Als Elisabeths Mutter sah, wie betrübt ihre kleine Tochter war, zog sie sie an sich, tröstete sie mit liebreichen Worten und wischte ihr die Thränen aus den blauen Augen. Dann erklärte sie ihr, daß nicht kleine Mädchen und Knaben, sondern nur erwachsene Kinder adoptieren können, und zwar nur dann, wenn die Eltern des betreffenden Kindes mit der Adoption derselben einverstanden wären.

Das war im Juni geschehen, vor drei Monaten, also vor einer langen Zeit, aber Elisabeth hatte die Enttäuschung, die ihr durch das Enttreiben ihres Adoptivkindes bereitet war, noch nicht verschmerzt. Nein, am Morgen des 23. Septembers, ihres Geburtstages, empfand sie diesen Schmerz aufs neue, als sie am Fenster ihres Schlafzimmers stand und auf den Hof hinab-[139]schauten. Dort schob nämlich Heinz wieder einmal den Kinderwagen hin und her, in welchem die beiden kleinen Schwestern saßen. Sie waren inzwischen schon gewachsen und ein paar rosige, dicke Mägdelein geworden, die feine goldblonde Haare hatten, lieblich lächelten und lustig

kreischten, so daß sogar Heinz zugeben mußte, daß sie weder häßlich noch dumm wären, und daß die Portiersfrau weniger als je daran dachte, eins ihrer kleinen Mädchen zu verschenken.

Außer dem Kummer, ein einziges Kind ohne Schwesterchen und Brüderchen zu sein, hatte Elisabeth noch einen anderen Schmerz, der sie heute am Morgen ihres Geburtstages so bedrückte, daß sie gar kein helles, fröhliches Geburtstagsgesicht machen konnte.

Sie hatte nämlich in diesem Jahre nicht wie sonst die Erlaubnis bekommen, ihre kleinen Freundinnen aus der sechsten Klasse zur Schokolade einzuladen. Im vergangenen Jahre hatte sie eine große Kindergesellschaft gehabt, und wie herrlich hatten sich alle bei derselben amüsiert. Mama hatte sich ans Klavier gesetzt und gespielt und Papa hatte den Tanz mit dem Geburtstagskinde eröffnet und nachher mit jedem der kleinen Gäste getanzt.

Daß nun in diesem Jahr ein ähnliches Fest nicht stattfinden sollte, war um so niederschmetternder für Elisabeth, weil sie schon vor langer Zeit ihren Freundinnen eine Kindergesellschaft in Aussicht gestellt und sie bereits vor sechs Wochen zu ihrem Geburtstag eingeladen hatte.

Und nun hatten Papa und Mama vorgestern gesagt, daß sie niemand einladen dürfe, nicht einmal Hedwig, die doch ihre beste Freundin war. Als sie nun kleinlaut eingestanden hatte, daß sie bereits vor sechs Wochen zahlreiche Einladungen erlassen hätte, daß sich alle schon auf die Gesellschaft freuten und Mieze ihre Mutter bereits gebeten hätte, ihr weißes Kleid waschen zu lassen, hatte Papa gesagt, es sei voreilig, Gäste im Juli einzuladen, wenn man im September eine Gesellschaft geben wolle.

[140] Damit hatte Elisabeth sich zufrieden geben müssen und gestern hatte sie der sechsten Klasse auf eine Anfrage von Erna hin die Eröffnung gemacht, daß an ihrem Geburtstag in diesem Jahr keine Gesellschaft stattfinden würde.

»Aber du hast es uns versprochen, und was man versprochen

hat, das muß man halten!« hatte Erna in heller Entrüstung und Enttäuschung gerufen und die anderen hatten eingesimmt. –

Sie waren alle mit ihr böse gewesen und hatten in der Pause nicht mit ihr gehen wollen, so daß Elisabeth tief betrübt nach Hause gekommen war. –

Als der Vater hörte, daß die ganze sechste Klasse mit Elisabeth böse wäre, weil an ihrem Geburtstage keine Kindergesellschaft sein sollte, hatte er gelacht und zu seinem Töchterchen gesagt:

»Bestelle deinen kleinen Freundinnen nur, daß du später deinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommen wirst und sage ihnen mit einem Gruß von mir, daß nach Weihnachten bei uns eine große Kindergesellschaft stattfinden soll, auf welcher sie sich hoffentlich noch besser amüsieren werden, als auf der vorjährigen.«

Nachdem Elisabeth diese Bestellung gemacht hatte, war zuerst Hedwig wieder gut mit ihr geworden, und in der Frühstückspause um 10 Uhr hatten auch die andern vier ihr großmütig ihr Wohlwollen wieder zugewendet.

Aber Elisabeth hätte sich doch viel mehr gefreut, wenn die Gesellschaft an ihrem Geburtstag hätte sein können. Warum Papa es wohl nicht wollte? Vielleicht, weil die Großmutter, die seit einigen Tagen zum Besuch gekommen war, den Lärm, den so viele kleine Mädchen machten, nicht aushalten konnte.

Als sie nun am Morgen ihres Geburtstages am Fenster stand und an ihren zwiefachen Kummer dachte, ertönte draußen ein kräftiger, sporenklirrender Schritt und einen Augenblick später trat der Rittmeister ins Zimmer. –

[141] Er sah sehr froh und glücklich aus, schloß sein Geburtstagskind in die Arme, küßte es und wünschte ihm Glück, Gesundheit und Gottes Segen für das neue Lebensjahr. »Und nun komm geschwind«, rief er alsdann mit fröhlicher Stimme, »und sieh dir deinen Geburtstagstisch an. Wir haben

schon alles aufgebaut und Großmütterchen zündet eben die Lichter an.«

Nun wurde es Elisabeth doch ganz geburtstagsfroh ums Herz, und vergnügt folgte sie ihrem Vater in die Wohnstube, wo der Geburtstagstisch ihrer harrte. —

Er stand in der Mitte des Zimmers und war mit Rosen und anderen Blumen festlich geschmückt. In der Mitte prangte eine große Torte mit dem Namenszug »Elisabeth« und seitwärts von derselben brannten hell und festlich die roten Lichter, welche die Zahl der Lebensjahre angaben, die das Geburtstagskind zurückgelegt hatte. Daneben und dazwischen lagen viele schöne Sachen, Bücher, Bilderbogen, ein Malkasten, ein weißes Kleid und eine rosa Schärpe, aber wunderbar! Elisabeth sah das alles gar nicht an, groß und verwundert richteten sich ihre Augen auf ein Wiegenbettchen, das neben dem Geburtstagstisch stand, und das für eine Puppenwiege viel zu groß war.

Mit klopfendem Herzen kam Elisabeth näher und jetzt stand sie neben der Wiege und die Großmutter schob lächelnd den rosa Vorhang, der das Kopfende verhüllte, beiseite.

Ach, was hatte das zu bedeuten? Auf spitzenbesetzten Kissen unter einer rosaseidenen Decke ruhte in der Wiege ein kleines Kind, ein süßes, lebendiges Menschenkind.

»Papa, Großmama!« rief Elisabeth, »was ist das?«

»Es ist das Brüderchen, das du dir so sehr gewünscht«, sagte der Papa. »Nicht wahr, das ist ein schönes Geburtstagsgeschenk?«

»Ist es ein Adoptivkind, Papa?« fragte Elisabeth, die das Unglaubliche noch nicht recht fassen und begreifen konnte.

»Nein, nein«, rief dieser lächelnd, »es ist kein Adoptivkind, [142] es ist unser eigenes, liebes Kind, der liebe Gott hat es uns und dir geschenkt.«

Da war Elisabeth froh und ihre Mitschülerinnen und ihre Lehrerinnen freuten sich mit ihr, als sie hörten, welches Geburtstagsgeschenk sie erhalten hatte. —

ELSE URY

*Nesthäkchen und ihre Puppen*

1918; um 1925

[25] *Wie es Puppe Gerda bei Nesthäkchen gefiel.*

Als Gerda, das Puppenkind, am nächsten Morgen ihre Schläfchen aufschlug, schlief ihre neue kleine Mama noch. Neugierig sah Gerda sich ihr Mütterchen näher an. Mit roten Bäckchen lag es auf dem stickereibesetzten Kissen und lachte im Schlaf. Gewiß träumte es von dem neuen Kinde. Die hübsche kleine Mama gefiel dem Puppenkind sehr, sicher würde sie es gut bei ihr haben. Gerda nahm sich vor, immer brav zu sein und Annemie nie zu ärgern. Dann aber faltete sie ihre Zelluloidhände und flüsterte: »Lieber Gott, ich danke dir, daß du mich zu einem so guten Mütterchen gebracht hast!«

Klein-Annemarie schlief noch immer, und Puppe Gerda begann sich allmählich zu langweilen.

Surr – surr – da summte eine Fliege über dem Kinderbett und setzte sich der Puppe gerade auf die Nase.

»Surr – surr – wie kommen Sie denn hierher, Fräulein?« begann die Fliege die Unterhaltung. »Ich wohne doch schon schrecklich lange, zwei ganze Tage, in der Kinderstube, aber Sie habe ich hier noch nicht erblickt.«

»Ich bin erst gestern hier eingezogen«, antwortete die Puppe schüchtern und schielte herzklopfend auf ihre Nase. Denn sie hatte in ihrem Leben noch niemals eine Fliege gesehen.

[26] »Surr – surr – wo haben Sie denn früher gewohnt?« erkundigte sich die Fliege.

»In einer großen Pappschachtel, aber da war es lange nicht so hübsch wie hier. Stockdunkel war es darin, und die Luft war auch nicht besonders«, erzählte Puppe Gerda ein wenig zutraulicher. Und da sie sah, daß die Fliege es gut mit ihr

meinte, setzte sie noch hinzu: »Ich habe es doch fein getroffen, daß ich hierher gekommen bin, nicht?«

»Summ – summ«, sagte die Fliege mal zur Abwechslung, legte eins der dünnen Vorderbeinchen an die Stirn und dachte nach. »Ja, es sind recht anständige Leute, sie geizen nicht mit Zuckerkrümelchen und hängen an die Kronen keine heimtückischen Leimbänder, an denen wir armen Fliegen zappelnd unser Leben lassen müssen. Summ – summ.«

»Nicht wahr, die kleine Annemarie ist gut?« fragte die Puppe, denn das lag ihr mehr am Herzen als Zuckerkrümel und Leimbänder.

»Freilich«, surrte es zurück, »die Annemie tut keiner Fliege etwas zuleide. Aber der Klaus, ihr älterer Bruder, vor dem nehmen Sie sich in acht, Fräulein. Das ist der gefährlichste Mensch, den ich kenne. Wenn der Sie mal fängt, quetscht er Sie zu Apfelmus, oder er reißt Ihnen mindestens ein Bein aus. Mit meiner guten, alten Tante hat er's gerade so gemacht, der Tunichtgut!«

»Ich werde ihm möglichst aus dem Wege gehen«, nahm sich die Puppe furchtsam vor. »Doch ich sah gestern abend noch einen jungen Herrn, treibt der's auch so schlimm?«

»Summ – summ – wie man's nimmt! Ganz so arg ist der Hans wohl nicht. Aber er hat manchmal eine große, bauchige Glasflasche in der Hand, damit rückt er uns armen Fliegen zu Leibe. Spiritus ist darin, der steigt uns so zu Kopf, daß wir geradeswegs in die große Flasche hineinfliegen müssen. Und wer erst einmal drin ist, der kommt [27] nicht wieder heraus, elendiglich muß er in dem Spiritus ersaufen! Hüten Sie sich vor der Fliegenflasche, Fräulein, surr – surr!« Die Fliege summte so laut vor Empörung, daß Nesthäkchen sich zu bewegen begann.

Husch – war das Fliegchen auf und davon und Puppe Gerda's Nase leer.

Annemarie aber streckte sich und reckte sich, und dann schlug sie endlich die Augen auf.  
Gerade als Puppe Gerda überlegte, ob es nicht das gescheite-

ste wäre, vor den bösen großen Brüdern Reißaus zu nehmen und davonzulaufen, ehe Annemarie noch erwachte, fühlte sie sich von zwei weichen Kinderarmen innig umschlungen. Ein rotes Mündchen preßte sich auf den ihren, und ein warmes Herzchen pochte gegen ihren kalten Zelluloidkörper. So lieb und zärtlich, daß alle Angst vor dem furchterlichen Klaus und vor der großen Fliegenflasche bei Gerda verflog. Wohl behütet und geborgen fühlte sich Puppe Gerda bei ihrem Mütterchen.

»Guten Morgen, mein einziges Gerdachen – hat mein Nesthäkchen denn auch schön geschlafen?« klang es ihr liebevoll entgegen.

Die Puppe nickte, denn ihr Kopf war mit Gummischnur befestigt.

»Wollen wir uns denn nun anziehen und süße Zuckermilch trinken?« fragte das sorgsame Mütterchen weiter. Puppe Gerda lächelte erfreut. Sie hatte schon großen Durst, und Zuckermilch war ihr Leibgericht. Aber vorläufig mußte sie sich noch etwas gedulden. Denn Fräulein trat ins Zimmer, um erst mal Annemarie aufzunehmen.

Die schnitt ein Gesicht. Das dumme Anziehen – sie hatte sich so darauf gefreut, noch ein bißchen mit ihrer Gerda im Bett zu spielen.

Da neigte sich Fräulein zu ihr herab und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

[28] Das kleine Mädchen wurde rot und sah verlegen auf ihr Puppenkind.

Hatte es Gerda auch bloß nicht gehört, was Fräulein soeben gesagt hatte? Ob sie sich denn gar nicht vor ihrem neuen Kinde schäme, und daß sie jetzt immer sehr artig und gehorsam sein müsse, um ihrer Gerda ein gutes Beispiel zu geben.

Nein, die Puppe machte ein ganz harmloses Gesicht und sah respektvoll zu ihrer kleinen Mama auf.

Eins – zwei – drei – war die aus den Federn, Fräulein sollte sie nicht umsonst gemahnt haben. Gerda wurde in die Bett-

ecke gegen das Stickereikissen gesetzt und durfte bei Annemies Toilette zugucken.  
Und das war gut, denn Annemie nahm sich vor ihrem neuen Kinde zusammen. Das sollte doch nicht wissen, daß seine Mama noch ab und an beim Waschen schrie, wenn das Wasser mal besonders naß war. Fest biß die Kleine die Zähnchen zusammen, daß ihnen kein Laut entschlüpfe, während Fräulein den großen Schwamm in Bewegung setzte und eklig rubbelte. Aber als Nesthäkchen selbst beim Kämmen nur ein einziges kleines »Aul!« hören ließ, trotzdem der alte Kamm gerade heute tüchtig ziepte, schloß auch Fräulein Puppe Gerda in ihr Herz. Denn die ganz allein hatte das Wunder zuwege gebracht.

Gerda mochte sich von ihrer kleinen Mama nun auch nicht beschämen lassen. Als Annemarie endlich Zeit fand, sie anzukleiden, biß auch sie ihre niedlichen Porzellanzähnchen fest zusammen. Denn Annemie rubbelte noch viel ekliger als Fräulein und riß noch viel toller an den goldblonden Flachsäärchen. Aber nein – nur nicht schreien, was hätten denn auch die anderen Puppen bloß von ihr gedacht!

Die waren dem neuen Ankömmling sowieso nicht sehr freundlich gesinnt.

[29] »Ich will angezogen werden, ich muß in die Schule, sonst kriege ich einen Tadel!« rief Irenchen schon zum drittenmal hinter der weißen Mullgardine ihres Himmelbettes hervor. Aber die Kleine hatte heute nur Auge und Ohr für ihre Gerda.

»Annemie hat mir heute noch gar keinen Umschlag auf meine schlimmen Augen gemacht, trotzdem Doktor Puck es verordnet hat«, jammerte auch Mariannchen.

»Ja, sie hat sich heute überhaupt noch nicht um uns gekümmert, aber den Zieraff mit dem blonden Flachskopf, der erst gestern gekommen ist, küßt sie in einemfort«, berichtete Irenchen, durch die weiße Mullgardine lugend, eifersüchtig. »Dabei habe ich doch viel schönere und vor allem ganz echte Zöpfe.«

»Wie sieht denn die Neue aus, ist sie denn wenigstens hübsch?« erkundigte sich Mariannchen angelegentlich. Gar zu gern hätte sie ihre verklebten Augen aufgemacht, um Puppe Gerda zu betrachten.

»Ich finde, sie sieht recht gewöhnlich aus«, meinte Irenchen geringschätzig. »Rote Backen hat sie wie ein Bauernmädchen; wenn man vornehm sein will, muß man so blaß sein wie ich!«

Auch in dem weißen Puppenwagen murkte es.

Lolo, das Negerkind, hatte mit der steifen Porzellanhand die Wagengardine ein wenig zur Seite geschoben, um besser sehen zu können.

Unerhört war das doch, da wusch und kämmte die kleine Puppenmama das Neugeborene, und sie selbst, die doch tausendmal schmutziger aussah und einen Struwwelkopf aus schwarzer Wolle hatte, sie mußte so liegen.

Aber plötzlich schrie Lolo, die ein kleines Wutteufelchen war, erbost los und trampelte sogar mit den Füßen gegen die Wagenwand.

»Meine Spitzenschürze – mein hübsches Sonntags-[30] schürzchen bindet sie dem fremden Balg um – wirst du mir wohl meine Schürze nicht mausen!« rief sie so laut, daß auch Baby neben ihr im Steckkissen die Äuglein aufmachte und das Mündchen weinerlich verzog.

»Mama – Mama«, rief Baby, »ich will mein Fläschchen mit süßer Zuckermilch.«

Aber Klein-Annemarie hörte nicht das Weinen und Rufen ihrer Kinder. Die fütterte gerade Puppe Gerda mit der süßen Zuckermilch, die eigentlich Baby sonst bekam.

»Schmeckt es dir, mein Gerdachen?« fragte sie liebevoll und tat noch einen Löffel Zucker aus der Puppenküche zu. Die Puppe schüttelte den Kopf.

Nein, es schmeckte ihr gar nicht, trotzdem sie Zuckermilch so gern trank, und trotzdem Annemie ihr schönstes rosa Täßchen mit Goldrand dazu genommen hatte. Wie sollte es der Gerda auch munden, da Baby unausgesetzt nach ihrer

Zuckermilch schrie? Da Lolo immer noch über ihre gemausste Sonntagsschürze schimpfte, die Annemie noch dazu mit Milch bekleckert hatte. Auch Irenchen gab keine Ruhe und rief in einemfort, daß sie heute bestimmt in der Schule nachbleiben müsse. Am liebsten hätte sich Gerda die Ohren zugehalten, um all die häßlichen Worte, die ihr galten, nicht zu hören. Aber das konnte sie nicht, obgleich sie eine Gelenkpuppe war.

Sie machte sich steif und wollte nicht mehr trinken, um dem armen, durstigen Baby noch ein bißchen übrigzulassen. Aber Annemarie war eine ebenso gute wie strenge Mutter.

»Wenn du nicht austrinkst, wirst du nicht groß und stark, mein Liebling«, sagte sie in demselben bestimmten Ton, mit dem Mutti sprach, wenn sie selbst mal nicht ihren Kakao trinken wollte.

Da trank Puppe Gerda gehorsam ihr rosa Täßchen aus, aber es schmeckte ihr kein bißchen.

[31] Und als sie jetzt in den Puppenstuhl gesetzt wurde, da ward sie auch dort ihres Lebens nicht froh. Aus der umgekippten Fußbank zu ihren Füßen hob sich ein kurzlockiger Puppenjungenkopf mit einem großen Loch, und Kurt, der Nichtsnutz, bläkte ihr die Zunge heraus, soweit er nur konnte. Aber nur, weil Annemie gerade aus dem Zimmer gegangen war, um selbst ihren Kakao zu trinken.

Da kam das kleine Mädchen zum Glück zurück, und auch Fräulein mit Annemaries blauem Matrosenmantel und weißem Hütchen. Fräulein machte Annemie zum Spazierengehen fertig, und das Puppenmütterchen setzte ihrer Gerda die Osterhasenkappe mit den rosa Ohren auf.

»Nun bist du fein, mein Liebling, nun wollen wir in den Tiergarten fahren.« Damit warf Nesthäkchen Lolo aus ihrem Puppenwagen heraus, und Baby wanderte hinterdrein auf die harte Puppenkommode. Nicht einmal, daß Babys gestrickte Windelhöschen naß waren, sah die Annemie!

In den weißen Wagen wurde Gerda gesetzt. Sie wurde sorgsam mit der rosa Seidendecke zudeckt und bekam Iren-

chens schönen roten Sonnenschirm in die Hand. Noch auf der Treppe hörte Gerda das empörte Irenchen hinter sich her schimpfen.

Da war ihr auch die Freude am Spazierengehen gestört. Ihre kleine Mama aber schwatzte und lachte in einemfort. Die dachte mit keinem Gedanken an die armen, vernachlässigten Puppenkinder zu Hause. Sie zeigte ihrer neuen Gerda die Sehenswürdigkeiten von Berlin: den Portier vor der Haustür, der beinah soviel war wie der Kaiser, die tutenden Autos, die Schokoladenautomaten und die goldene Puppe hoch oben auf der Siegessäule.

»Nicht wahr, es ist fein auf der Welt?« fragte sie ihre Puppe mit strahlendem Gesicht. Die lächelte gezwungen.

[32] O ja, es konnte einem schon gefallen, wenn nur die übrigen Puppen nicht so häßlich zu ihr gewesen wären!

»Ei, Annemie, hast du denn ganz vergessen, deine anderen Kinder heute in ihren Garten auf das Blumenbrett zu schicken?« fragte Fräulein, als sie wieder nach Haus gekommen waren.

»Ach, die alten«, lautete die gleichgültige Antwort, »ich habe ja jetzt ein neues, süßes Nesthäkchen!«

Das hörte Mutti, die gerade ins Kinderzimmer trat.

»Denk' mal, Lotte«, sagte sie ernst, »wenn ich mich nicht mehr um Hans und Klaus kümmern würde, weil ich ja dich, mein Nesthäkchen, habe! Das wäre doch traurig für die beiden, nicht?«

Die Kleine nickte und wurde rot. Dann griff sie stillschweigend nach ihren alten Puppen und spiederte eine nach der anderen in den Garten auf das Blumenbrett hinaus, sogar Kurt, den Schlingel. Aber die rechte Liebe fehlte dabei.

Auch als nachmittags, während Annemie mit ihrer Gerda Großmama besuchte, ein Platzregen herniederprasselte, blieben die Ärmsten da draußen in dem Hundewetter, und noch dazu ohne Schirm. Erst Frida, welche die Fenster schloß, brachte die Puppen ganz durchweicht wieder in das

Kinderzimmer zurück. Irenchen nieste, sie hatte sich einen tüchtigen Schnupfen geholt, Mariannchen zitterte vor Kälte, Lolo bekam Schüttelfrost, Kurt klagte über Gliederreißer, und Baby hustete.

Aber Annemie, die sonst solche gute kleine Puppenmutter gewesen, sah sich nicht einmal nach ihren kranken Kindern um. Sie mußte ja ihrem Nesthäkchen das Abendbrot bereiten. Mutts Mahnung war wieder vergessen.

Gerda allein vernahm das Niesen und Husten, das Weinen, Jammer und Schimpfen der armen Puppen.

»Die Neue muß wieder aus dem Hause – hatschi – [33] hatschi! So'n Kiekindewelt – so'n Dreikäsehoch!« räsonierte Irenchen. »Kaum hat sie ihre Nase hier in die Kinderstube gesteckt, da hat sie uns auch schon Annemaries Liebe gestohlen. Wir wollen sie so lange ärgern, bis sie Reißaus nimmt, die fremde Krabbe – hatschi – hatschi.«

»Ich geh' ja ganz von selbst«, wollte Puppe Gerda traurig antworten, aber da schob ihr Annemie gerade einen Bissen Apfel in den schon geöffneten Mund.

Am Abend, als die zwei, Nesthäkchen und ihre Gerda, wieder zusammen in dem weißen Gitterbettchen lagen, wälzten sich die Puppe ruhelos hin und her. Annemie schlief längst, aber die arme Gerda fand keinen Schlummer.

Sollte sie heimlich davonlaufen, damit Klein-Annemarie sich wieder um ihre andern Kinder kümmern konnte? Ach, sie hatte ja ihr Mütterchen selbst schon so lieb, so lieb – die Trennung brach ihr fast das Herz.

Laut auf schluchzte die Puppe. Annemie regte sich.

»Warum weinst du, mein Liebling?« fragte sie im Traum.

»Ich muß wieder fort von dir«, jammerte Gerda.

»Weshalb denn bloß?« Ganz erschreckt fragte es Klein-Annemarie. »War ich schlecht zu dir, war ich liederlich mit deinen Sachen, oder habe ich dich am Ende zu sehr gezipt?«

»O nein«, flüsterte die Puppe ihr ins Ohr, »du warst sehr gut gegen mich, viel zu gut! Aber du hast deine andern Kinder,

die dich doch auch liehaben, ganz über mich vergessen. Die sind traurig und schimpfen auf mich, darum ist es das beste, ich gehe wieder.« Eine Träne kullerte Gerda über das Porzellangesicht.

»Nein, nein – ich lasse dich nicht weg«, rief Annemie im Traum und preßte ihr Nesthäkchen fest ans Herz. »Ich will ja wieder gut gegen meine andern Puppen sein, Mutti hat ja auch all ihre Kinder lieb. Nur bleibe du bei mir!« Da nickte Puppe Gerda und lächelte unter Tränen. Und dann schliefen sie alle beide.

ANNA BLUM-ERHARD

### Lieselottes Abenteuer mit dem Nähvölkchen

1923

[11]

### Eine große Überraschung.

Die Puppe Fee saß auf dem breiten Fenstergesims in Lieselottens Stube hinter roten Geranien und Nelkenstöcken. »Damit dir's nicht langweilig wird«, hatte Lieselotte getröster, ehe sie mit dem Ochsenwagen ins Feld fuhr. Es mußte Futter geholt werden und war noch früh am Tag und kühl.

Die Sonne aber stieg höher und höher und warf ihre Strahlen gleich bündelweis auf den Platz, wo Fräulein Fee mit dem rosigen Wachskopf und dem rosaroten Seidenkleid thronte. Und je länger die Sonne schien, desto wärmer ward es. In dieser ungewohnten Glut ging eine seltsame Veränderung mit der Puppe vor. Es war, wie wenn ein Riegel in ihrem Gehirn, das bisher dumm und stumm gewesen, aufspränge und Licht und Luft und Verständnis und, weiß der Himmel, was alles? hereinströmte. Es war, als ob sie nicht mehr eine

harmlose Puppe, sondern etwas Besseres, Höheres, sozusagen ein Geschöpf geworden wäre. Was sie nie gekonnt – jetzt war ihr's möglich: *sie dachte, sie dachte nach!*

[12] Mit einem Schlage konnte sie sich auf ihr Vorleben besinnen: auf das himmlisch schöne blaue Land, aus dem herab sie auf die Erde und in den großen Saal gekommen war, wo Hunderte von Mädchen und Frauen saßen und nähten, zuschnitten und hefteten, säumten und stickten – auf den Saal, wo Tausende von ihresgleichen herumlagten, noch nackt und unbekleidet, Puppen von Gummi und Zelluloid, mit Holzkörpern und Lederbälgen, mit und ohne beweglichen Gelenken, mit Porzellan- und Holzköpfen, mit echten und unechten Haaren, mit und ohne Schlafaugen.

Und zwischen ihnen *sie*, sie als einzige mit einem herrlichen Wachskopf, mit ihrem wunderzarten, rosigen Wachsgesicht. Sie erinnerte sich nie, nackt gewesen zu sein. Schon damals besaß sie dies reizende, spitzenbesetzte, geraffte Kleid von rosigroter Seide, das ihr mit etlichen Stichen um den Leib geheftet war; denn sie war eine Modellpuppe; nach dem Schnitt und der Raffung ihres Kleides wurden unzählige andre geschnitten und gerafft. So saß sie und sah zu, wie für alle Hemden und Höschchen, Leibchen und Röcklein, Strümpfe und Schuhe angefertigt wurden, und freute sich im voraus auf das, was sie zuletzt doch auch bekommen würde.

Mancher wäre es langweilig geworden, hier zu sitzen und zu warten. Aber Fee empfand nichts als Freude. Es war *zu* wunderbar, diesen geschickten Fingern zuzusehen, wie sie Fingerhut und Nadel, Schere und Metermaß handhabten. Und während sie heute auf ihrem Fensterthron sich darauf besann, wußte sie ganz genau, daß [13] es ihr damals leid getan, eine Puppe zu sein und nicht eine Näherin. Ach, was für eine köstliche Zeit war das gewesen, als alle der Reihe nach von Kopf bis zu den Füßen bekleidet wurden, in Schachteln verpackt und zur Reise gerüstet. Manche wurden sehr reich, andre wieder ganz einfach angezogen; jedoch das,

was am Körper zunächst zu sein die Ehre hat, das Hemd, das fehlte bei keiner. Was für eine Enttäuschung am Ende, als man daranging, sie zu verpacken, und ganz darauf vergaß, ihr zu geben, was alle bekommen hatten: Unterwäsche! Der Packerin kam es im letzten Augenblick zum Bewußtsein, sie zögerte, die Schachtel zu schließen; allein eine andre sagte: »Mach weiter, es ist keine Zeit mehr; wo sie hinkommt, wird man schon dafür sorgen . . .« und klapp, fiel der Deckel zu. –

\* \* \*

Arme Fee! Da saß sie nun, und niemand und nichts schützte sie vor dem Sonnenbrand. Nicht mal ein Taschentuch hatte sie, um sich den rinnenden Schweiß vom Gesicht zu wischen. Was wird das werden? dachte Fee. Da ging die Tür auf, und Lieselotte sprang herein. Ihr erster Blick galt dem Fenster, ihr erster Griff der Puppe. Und ihr erster Laut war ein schreckensvoller Schrei. Die Sonne, die böse Sonne hatte der Ärmsten übel mitgespielt. Was Fee für Schweiß gehalten, war ihr eigenes Wachs gewesen, und um eine Stunde länger, wäre sie verloren gewesen. Jetzt bestand die Veränderung in einem etwas in die Länge gezogenen Antlitz, das dadurch einen [14] ernsten, lehrhaften Ausdruck erhalten. »O Fee, wie siehst du aus!« rief das Kind, »liebe, süße Fee, was ist mit dir geschehen!« War sie früher ein pausbackig Engelein gewesen – jetzt schien sie um Jahre gealtert, und um die Augen lagen dunkle Ringe. »Wie Fräulein Perlefein siehst du aus!« jammerte Lieselotte und hielt sie auf Armlänge von sich. Das Püppchen Fee konnte man herzen und an sich drücken – die Dame Perlefein war eine Respektsperson.

»Wer ist Fräulein Perlefein?« fragte Fee. Lieselotte stieß einen neuen Schrei aus. Beinahe wäre die sprechende Puppe ihrem Arm entglitten. Nie noch hatte Fee mit den Wimpern gezuckt, nie noch eine Silbe auf all das liebe und drollige Geschwätz des Kindes erwiderst –

und nun fragte sie mit einemmal: »Wer ist Fräulein Perlefein?« –

Sie raffte ihre Kraft zusammen und lispelte: »Fräulein Perlefein – ist – die Nählehrerin – im Institut . . .«

Da lächelte Fee, ganz gewiß und wahrhaftig, sie lächelte, wie sie nur je in ihrer schönsten Pausbackigkeit gelächelt hatte, und sagte mit einem süßen, hellen Stimmlein: »Lieselotte, ich könnte – wenn du wolltest – dein Fräulein Perlefein sein.«

»Du?« wunderte sich Lieselotte, schon vertrauter damit, daß Fee reden konnte.

»Ja, ich! Willst du nähen lernen?«

»Nähen! Oh, für mein Leben gern!« Und mit einem Blick auf Großmutters Kasten und all die hüb-[15]schen, weißen und bunten Fleckchen setzte sie munter hinzu: »Und alles, was dazu gehört, ist schon da.«

»Laß sehen«, meinte Fee. Lieselotte gab ihr den schönsten Platz auf dem Tisch und begann geschäftig auszubreiten, was der nette, alte, eingelegte Nähkasten der Großmutter enthielt: Rollen mit weißem Faden Nr. 24, 40, 50 und 70. Eine Spule Heftfaden. Ein Nadelkissen mit Stecknadeln mit schwarzen und bunten Köpfen. Ein Büchlein mit solchen zum Nähen in verschiedener Länge und Stärke. Ein Brieflein mit Stick- und Stopfnadeln. Einen Zugstift. Eine gewöhnliche Schere und eine Knopflochschere. Einen silbernen Fingerhut. Einen Bleistift. Ein Stück Wachs. Ein Stück blaue Kreide.

»Hm, so muß ein Nähkasten eingerichtet sein!« sagte befriedigt Fee, »es fehlt wirklich nichts.« Und sie mußte das wissen.

Unterdessen war Lieselotte über den Korb mit Flecken und Stoffresten geraten und zog eines ums andere strahlenden Auges hervor: »Eine ganze Puppennausstattung könnte ich hievon nähen«, lachte sie.

»Sollst du auch«, entgegnete Fee-Perlefein.

»Lauter feine Unterwäsche für dich!« schwärzte das Mädchen.

»Sachte, sachte«, mahnte Fee. »Erst mußt du all die Handgriffe des Nähens kennen, und das sind nicht wenige.« Es war Fräulein Perlefein, oder hätte es sein können, die so ernsthaft sprach. Aber Lieselotte rief stolz: »Einige kenn' ich schon!«

[16]

»Laß sehen, mein Kind,  
Und zeig mir geschwind,  
Wo hat seinen Platz  
Der reizende Schatz?  
Der Silberhut, der Fingerhut,  
Der allen Mädchen steht so gut?«

Süß und hell klang Fees Stimme!

Schon saß stolz und sicher, wie ein Bezwinger,  
Der Fingerhut auf dem Mittelfinger.

Fee nickte zufrieden:

»Du Hummel, du kleine,  
Du Freundin, du meine,  
Du Sauscherum,  
Bist gar nicht so dumm!  
Wie aber bringst du den Faden ins Öhr?  
Ich meine, das ist dir halt doch noch zu schwer?«

Aber Lieselotte bekam nicht den geringsten Schreck.

Sie schnitt sich sogleich einen Faden vom roten Stickgarn ab, legte ihn doppelt ums Nadelöhr, damit er sich nicht spalte, drückte ihn mit Zeigefinger und Daumen fest zusammen und brachte ihn glücklich durchs lange Öhr.

Das hatte ihr einmal Mutter gezeigt. Fee sagte:

»So ist es recht, so lieb' ich dich.  
Doch etwas Neues lehre ich.  
Rate, was soll's sein? . . . ein . . .?«

»Einen Knoten«, rief die Näh Schülerin triumphierend und machte sich ans Werk, den Faden um die Zeigefingerspitze zu legen, mit dem Daumen fest zu pressen, [18] zu rollen und

durch Anziehen des Fadens mit der anderen Hand den Knoten zu machen.

»So –« sagte sie mit einem Schnaufer; denn Knotenmachen ist keine leichte Sache. – Aber Fee war nun mal im Zug und die Stunde ging weiter.

»Hast du«, forschte sie, »schon von den verschiedenen Stichen gehört? –

Gottlob, auch da blieb Lieselotte die Antwort nicht schuldig. Sie kannte Heftstich, Vorderstich und Saumstich.

»Schau, schau, wie sicher und wie klug!  
Doch sind's noch lange nicht genug!  
Es ist ein ganzes Regiment,  
Und näh'n kann nur, wer alle kennt!«

Und Fee begann an den niedlichen Puppenfingern aufzuzählen: den kurzen und den langen Heftstich – Vorder-, Hinter- und Steppstich, Endeln, Übernaht, Fang- und Knopflochstich. – Lieselotte machte ein ängstliches Gesicht.

»So viele? Werd' ich die jemals lernen können?« sagte sie verzagt.

»Nichts leichter als das, wenn du fleißig zur Stunde kommst.«

»Die du mir geben willst, liebe Fee? – »Die ich dir geben will«, wiederholte die Puppe. – »Oh, wie glücklich bin ich!« Und Lieselotte tanzte auf einem Fuß in der Stube umher. »Bsch, bsch!« machte Fee, »willst du das ganze Haus rebellisch machen? Ich denke, du willst Großmutter mit deinen neuen Künsten eines Tages überraschen! Willst du?« – [19] »Oh, ja!« – »Also – dann heißt es heimlich tun. Die Nähstunde ist ein Geheimnis zwischen dir und mir. Es darf erst davon geredet werden, wenn du ausgelernt hast und alles verstehst, was zu einer Puppennausstattung gehört. – Dann fehlt dir nicht viel, um das zu nähen, was ein Mädel wie du braucht.« –

»Können wir nicht gleich anfangen?« meinte die wißbegierige Lieselotte. Fee hatte schon den Blick auf ein Stück Stra-

min und das schöne, türkischrote Stickgarn geworfen und wollte eben sagen: »Ja, laß uns beginnen!« – denn Stramin ist das beste Hilfsmittel, die verschiedenen Stiche auszuprobieren, weil er so deutlich merkbare, gleichmäßig voneinander entfernte Öffnungen hat, die das Abzählen der Fäden erleichtern. Aber von unten her tönte die laute Stimme der Storchenvirtin, die eben eine kleine Ruhepause in ihrem Umtrieb gefunden und mit Lieselotte in den Beerengarten gehen wollte. Wer konnte da widerstehen? So packte sie die ganze ausgekramte Herrlichkeit wieder ein, legte Fee ins Schemelbett und bat sie zu schlafen. Dann – mit zwei Kußhänden für die wunderbare Puppe – tanzte sie hinaus.

MAGDA TROTT

*Pommerle, ein deutsches Mädel*

1934

[31]

[*Ein deutsches Mädel*]

Im Benderschen Hause ging es heute recht unruhig zu. Blumenspenden wurden in Mengen abgegeben, Gratulanten kamen und gingen, auch eine Deputation von der Stadt Hirschberg stellte sich ein, schließlich kamen die Herren von der Geologischen Gesellschaft.

Professor Bender fühlte sich durch die zahlreichen Ehrungen, die ihm heute zuteil wurden, hochbeglückt. Daß sein eifriges Forschen bis weit hinaus über Deutschlands Grenzen anerkannt wurde, befriedigte ihn. Mit vielen Entbehrungen, unter großen Mühsalen, hatte er einst studiert, von dem festen Willen besetzt, das gesteckte Ziel zu erreichen. Aus eigener Kraft war er heute auf dem wissenschaftlichen Gebiet

durch Anziehen des Fadens mit der anderen Hand den Knoten zu machen.

»So –« sagte sie mit einem Schnaufer; denn Knotenmachen ist keine leichte Sache. – Aber Fee war nun mal im Zug und die Stunde ging weiter.

»Hast du«, forschte sie, »schon von den verschiedenen Stichen gehört? –

Gottlob, auch da blieb Lieselotte die Antwort nicht schuldig. Sie kannte Heftstich, Vorderstich und Saumstich.

»Schau, schau, wie sicher und wie klug!  
Doch sind's noch lange nicht genug!  
Es ist ein ganzes Regiment,  
Und näh'n kann nur, wer alle kennt!«

Und Fee begann an den niedlichen Puppenfingern aufzuzählen: den kurzen und den langen Heftstich – Vorder-, Hinter- und Steppstich, Endeln, Übernaht, Fang- und Knopflochstich. – Lieselotte machte ein ängstliches Gesicht.

»So viele? Werd' ich die jemals lernen können?« sagte sie verzagt.

»Nichts leichter als das, wenn du fleißig zur Stunde kommst.«

»Die du mir geben willst, liebe Fee? – »Die ich dir geben will«, wiederholte die Puppe. – »Oh, wie glücklich bin ich!« Und Lieselotte tanzte auf einem Fuß in der Stube umher. »Bsch, bsch!« machte Fee, »willst du das ganze Haus rebellisch machen? Ich denke, du willst Großmutter mit deinen neuen Künsten eines Tages überraschen! Willst du?« – [19] »Oh, ja!« – »Also – dann heißt es heimlich tun. Die Nähstunde ist ein Geheimnis zwischen dir und mir. Es darf erst davon geredet werden, wenn du ausgelernt hast und alles verstehst, was zu einer Puppennausstattung gehört. – Dann fehlt dir nicht viel, um das zu nähen, was ein Mädel wie du braucht.« –

»Können wir nicht gleich anfangen?« meinte die wißbegierige Lieselotte. Fee hatte schon den Blick auf ein Stück Stra-

min und das schöne, türkischrote Stickgarn geworfen und wollte eben sagen: »Ja, laß uns beginnen!« – denn Stramin ist das beste Hilfsmittel, die verschiedenen Stiche auszuprobieren, weil er so deutlich merkbare, gleichmäßig voneinander entfernte Öffnungen hat, die das Abzählen der Fäden erleichtern. Aber von unten her tönte die laute Stimme der Storchenvirtin, die eben eine kleine Ruhepause in ihrem Umtrieb gefunden und mit Lieselotte in den Beerengarten gehen wollte. Wer konnte da widerstehen? So packte sie die ganze ausgekramte Herrlichkeit wieder ein, legte Fee ins Schemelbett und bat sie zu schlafen. Dann – mit zwei Kußhänden für die wunderbare Puppe – tanzte sie hinaus.

MAGDA TROTT

*Pommerle, ein deutsches Mädel*

1934

[31]

[*Ein deutsches Mädel*]

Im Benderschen Hause ging es heute recht unruhig zu. Blumenspenden wurden in Mengen abgegeben, Gratulanten kamen und gingen, auch eine Deputation von der Stadt Hirschberg stellte sich ein, schließlich kamen die Herren von der Geologischen Gesellschaft.

Professor Bender fühlte sich durch die zahlreichen Ehrungen, die ihm heute zuteil wurden, hochbeglückt. Daß sein eifriges Forschen bis weit hinaus über Deutschlands Grenzen anerkannt wurde, befriedigte ihn. Mit vielen Entbehrungen, unter großen Mühsalen, hatte er einst studiert, von dem festen Willen besetzt, das gesteckte Ziel zu erreichen. Aus eigener Kraft war er heute auf dem wissenschaftlichen Gebiet

eine Größe geworden, das machte ihn glücklich und stolz. Von Schweden und Norwegen aus bot man ihm an, im Sommer Vorträge zu halten, man lud nicht nur Professor Bender, sondern [32] auch seine Familie ein, mehrere Wochen in den nordischen Ländern zu verbringen. Den Lehrstuhl, den man ihm anbot, lehnte Bender dankend ab. Immer wieder erklärte er, daß er sich in einem anderen Lande nicht wohlfühlen könne, daß es in seiner deutschen Heimat noch genug zu erforschen gäbe, daß er aber sehr gern für einige Zeit nach Schweden kommen werde, um das gegenseitige Wissen auszutauschen.

Man saß gemütlich zusammen, Wein wurde getrunken, Reden gehalten, der norwegische Professor, Herr Ole Daae, stieß auf die Familie des Gelehrten an und wies dabei auf das süße Kinderbild an der Wand, das Pommerle darstellte.

»Den kleinen Blondkopf hätte ich gern einmal gesehen.«

»Der Wunsch wird Ihnen bald in Erfüllung gehen, Herr Kollege. Unser Pommerle wird in wenigen Minuten hier sein. Die Kleine mag dann ihren Geburtstagswunsch wiederholen, den sie mir heute früh um vier Uhr sagte.«

Als Pommerle erschien, wurde es sehr verhätschelt. Das Kind mit den großen Blauaugen; mit dem offenen Blick, schmeichelte sich sogleich in die Herzen aller. Und als es nun gar von dem Hauptgestein des Riesengebirges sprach, hob Professor Daae die Kleine begeistert auf seine Knie.

»Dich nehme ich mit heim, du mußt zu meinen Enkelkindern kommen! Du bist ja ein prachtvolles Mädelchen!«

»Nein, nein«, wehrte Professor Halvorsen, »zunächst wurde uns der Besuch zugesagt. Nicht wahr, kleines Pommerle, du kommst gern nach Schweden?«

»O ja –«

»Du wirst dort viel Wasser sehen, freilich nicht solche Berge wie hier. Hast du überhaupt schon einmal die große See erschaut?«

Die blauen Augen des Kindes verdunkelten sich. »Die See, die liebe, liebe Ostsee«, klang es leise. »Ich bin doch aus

MAGDA TROTT

# Pommerle, ein deutsches Mädel



Ruth Oldenburg-Wittig

Pommern. Mein erster Vater ist in der See ertrunken – dann bin ich hierher in die Berge gekommen.«

Professor Bender sorgte dafür, daß das traurige Erinnern in seinem Kinde bald wieder verwischt wurde. Er schenkte dem Kinde [33] ein kleines Gläschen Wein ein, und voller Entzücken schlürfte die Kleine den süßen Trank.

»Wir lassen dich gar nicht wieder fort«, lachte Professor Daae. »Bist du erst einmal in unserem schönen Norwegen, wird es dir so gut gefallen, daß du gar nicht mehr ins Riesengebirge zurück willst. Und der Vati muß schließlich auch dableiben. Wir holen uns den Vati, die Mutti, alles kommt zu uns.«

Pommerle rutschte hastig von den Knien des Professors hinab. »Das hat der Jule auch gesagt. Holt ihr auch die Kirche Wang?«

»Wenn du es willst, holen wir sie auch.«

»Das läßt der Jule aber nicht zu, es ist unsere Kirche, sie ist doch gekauft worden.«

Es dauerte ein Weilchen, ehe sich der norwegische Professor das Vertrauen Pommerles wieder erworben hatte. Und als er erneut von der Reise nach Norwegen sprach, schüttelte das Kind das Köpfchen und meinte:

»Ich bleibe doch lieber für immer in meinem Deutschland. Hier habe ich auch Wasser und hohe Berge, Wasser bei meinem ersten Vater und Berge bei meinem Vati. Deutschland ist überhaupt viel schöner als Norwegen. Das ist doch nur der Buckel der Katze, und wir sind ein fester Klumpen. So ein bißchen mal nach Schweden gucken, das machen wir schon, aber dann kommen wir bald wieder nach Deutschland zurück. Der Jule meint, es gibt nirgendswo solch schönes Land wie Hirschberg und das Riesengebirge. Und die Sabine meint, in keinem anderen Lande riecht es so schön nach Heimatluft, wie in unserem Deutschland.«

»So lieb hast du dein Vaterland?«

»Ja, ich habe es sehr lieb. Alle sagen, ich kann stolz sein, daß ich ein deutsches Mädchen bin. Und ich bin auch stolz.«

»Unsere norwegischen Mädchen sind auch stolz, daß sie Norwegerinnen sind, kleines Pommerle. Jeder muß sein Vaterland lieben, so ist es gut und richtig.«

»Ja – aber ich weiß etwas ganz besonders schönes über Deutschland und seine Kinder.«

»Was weißt du denn?«

[34] Da stellte sich das kleine Mädchen mit halbgeschlossenen Augen hin und sagte innig:

»Ich bin ein deutsches Mädchen,  
Und glücklich, daß ich's bin,  
Ich hab' ein fröhlich Herz,  
Und aufrecht ist mein Sinn.  
Bin stolz, daß mein ich nenne  
Solch schönes Vaterland,  
Ihm will ich immer dienen  
Getreu mit Herz und Hand.  
Das Vaterland braucht Frauen,  
Frohmütig, herzensstark,  
So eine will ich werden,  
Will wahr sein bis ins Mark.«

Frau Bender strich zärtlich über das Blondhaar ihres Töchterchens. Die Kleine hatte ihr aus der Seele gesprochen. Dieses Kind, das von Pommern nach Schlesien verpflanzt war, empfand vielleicht stärker als mancher Erwachsene, was es heißt, deutsch zu sein, deutsch bleiben zu dürfen. In diesem Kinderherzen wohnte keine Sehnsucht nach Fremdartigem, ihr Pommerle wurzelte fest in deutschem Boden. Niemals hatte es vieler Worte gebraucht, um das kleine Mädchen darauf hinzuweisen, was es als deutsches Mädchen für Pflichten, für Aufgaben zu erfüllen hatte. Das fühlte die kleine Neunjährige schon heute.

Man brauchte um Pommerle nicht zu bangen. Immer inniger würde sich das Kind an die Heimat anschließen, sich einstmals einreihen in die Front derer, die es sich zur heiligen Aufgabe gesetzt hatten, gute deutsche Mütter zu sein. Heute

wollte sie ihrem Kinde nach Möglichkeit den kindlichen Sinn erhalten, heute wollte sie sich nur erfreuen an diesem reinen, unverdorbenen deutschen Mädchen.

Und die Herren aus dem Auslande, die schweigend auf die Kleine blickten, empfanden in diesem Augenblick auch, was dieses Haus für einen kostbaren Schatz barg.

»Glückliches Deutschland«, murmelte der Schwede, »das solche Kinder aufzuweisen hat.« --

INGE WESSEL (Hrsg.)

*Das neue Buch für Mädel*

1935

[12]

*Das Mädel und die Fahne.*

Von Inge Wessel.

Trüb ist der Morgen, und bleiern hängen die Wolken am Himmel. Leise plätschern die Wellen des Sees an das flache Ufer. In der Ferne hört man die Glocke eines Kirchturms sieben Uhr schlagen.

Grau in grau liegen die Gebäude des Landschulheims da. Nur die Mädel selbst bringen mit ihren hellen Blusen und den Kleidern etwas Freundliches in die Landschaft.

Im offenen Viereck geordnet, die Gesichter der Lagerfahne zugewandt, stehen sie da.

Die Fahne ist bereits gehißt.

Ein Lied klingt in die erwachende Natur, das Fahnenlied. Stumm steht das Mädel, das die Fahne hissen durfte, neben dem hohen Mast.

Regungslos hängt das Tuch herab. Es ist, als ob die Fahne träumt. Da bricht ein Lichtstrahl durch die Wolken, streicht

über das Gesicht des Mädchens, das die Wache hält, und bleibt lange an der Fahne haften. Blutrot mit silberner Mitte flammt das Tuch in dem neuen Glanz.

Und plötzlich ist es dem Mädel, als ob die Fahne Zweisprache mit ihm halten wollte. In sich versunken steht es da und lauscht den Worten der Fahne.

Und die Fahne spricht zu ihm, spricht von dem älteren Bruder. Groß und kraftvoll sei er, stark und stolz, schier unbesiegbar. Drei Farben trage er als Panier: schwarz, weiß und rot.

Gegen eine Welt von Feinden habe er getrotzt, unbesiegt sei er aus dem Kampfe heimgekehrt, aber müde, traurig und enttäuscht sei er dann daheim geworden. -

Das Mädel denkt an den großen Krieg.

Auch sein Vater war einer der ersten gewesen, der hinauszog in das Feld. Schwarz-weiß-rot leuchtete auch ihm die Fahne, deren Ehre er mit verteidigen half.

Wie war es doch bei der Marneschlacht? Wie erzählte doch der Vater? Eine blutige Schlacht war es. Zwei Drittel des Regiments kam dabei zu Tode. Eine Granate brachte den Fahnenträger zu Fall. In der Dunkelheit trat man den Rückzug an. Niemand wußte etwas über den Verbleib der Fahne. Erst lange nach Beendigung des Krieges fand man auf flandrischem Boden an der Leiche eines verschütteten deutschen Gardisten die Fahne dieses Regiments. Um die [13] Fahne vor der Schande der Gefangenschaft zu bewahren, hatte der sterbende Junker sie sich um den Leib unter den Soldatenrock gebunden und hielt so noch fünf Jahre über seinen Tod hinaus treue Fahnenwacht.

Ein Wort fällt dem Mädel ein:

Deutschland, du warst der Heiland dieser Welt,  
Und wer dich ansah, ahnte seinen Sinn:  
Daß Gott uns Größeres gab als nur Gewinn  
Und Geld -:   
Die Ehre!

Du Fahne, flüsterte das Mädchen, Symbol unserer Ehre! Von dir kommt die Kraft zum Sieg unserer Jugend. – Das Mädchen richtet den Kopf auf und sein Blick fällt auf seine Fahne.

Dein Panier sieht anders aus, spricht es zu dieser. Auch du hast die Farben schwarz, weiß und rot. Aber du verkörperst eine neue Zeit, du bist Symbol einer neuen Idee. Viel Rot hast du, etwas Weiß und ganz wenig Schwarz ... und ...

Ein Windstoß ließ da das Tuch aufflattern, breit entfaltet bot es sich dem frischen Winde dar, jung und leuchtend stand die Fahne im Morgenlicht vor dem Mädchen.

Ich bin der jüngere Bruder von der großen, ruhmreichen Fahne des Weltkrieges, sprach die Fahne stolz. Ich trage die Tradition und das Vermächtnis meines großen Bruders in meinen Händen. Als meine jungen Brüder als neue Sturm-fahnen einst in Nürnberg geweiht wurden, da ermahnte der Führer das neue Deutschland, die jungen Fahnen so zu bewahren, wie die ruhmreichen der Regimenter und der Bataillone des alten Deutschland bewahrt wurden. Das neue Deutschland soll sich bewußt sein, daß diese jungen Fahnen jetzt das Symbol der deutschen Zukunft sind. Das neue Deutschland tritt ein großes Erbe an, und darum wird von ihm derselbe Heroismus und Opfersinn, dieselbe Einsatzbereitschaft gefordert, wie einst Tausende und Abertausende von Helden sie gezeigt haben; denn einst werden diese jungen Fahnen den gleichen Siegeslauf nehmen, wie die alten Fahnen es taten, und die neuen Fahnen vollenden den Siegeslauf, den die alten Fahnen begonnen, dessen Endziel das einzige deutsche Reich der Freiheit, der Ehre und der Volksgemeinschaft ist.

Das Mädchen starrt auf die Fahne.

Es hat einen Bruder bei der SA.

Auch er war damals bei der großen Fahnenweihe im Luitpoldhain der alten Dürerstadt.

[14] Es erinnert sich, wie stolz der Bruder war, daß sie, die

ganz jungen Vorkämpfer dieser neuen Idee, damals sich schon das zweite Feldzeichen für die große Stadt errungen hatten.

Und kaum errungen, da sollten sie sie schon wieder hergeben.

Und wieder war es ein ganz Junger, der die Fahne vor den nichtachtenden Händen der Vertreter jenes anderen Systems rettete.

Als die Heimkehrenden, noch erfüllt von der großen Stunde, verhaftet werden sollten, da ergriff geistesgegenwärtig ein ganz junger SA.-Mann das Tuch, gab es der Frau des Bannerträgers. Diese eilte mit schnellen Schritten mitten durch die Reihen der starken Polizei, unter ihrem Mantel die Fahne verborgen. Die Ehre der Fahne wurde gerettet!

Die Ehre der Fahne ist das Höchste, denkt das Mädchen weiter. Darum ehrt man den Helden auch am höchsten damit, daß man ihn unter dem Fahnentuch zur letzten Ruhe geleitet!

Darum ist das Fahnentuch auch so rot, weil es das Blutopfer der Besten, der Helden versinnbildlicht.

Irgendwer hat einmal das Bild gebraucht von der Standarte der Toten der Bewegung, mit dem strahlend jungen Standartenführer Horst Wessel; – fast greifbar kann sich das Mädchen diesen Zug der Toten vorstellen, mit der wild flatternden Fahne über den Köpfen aller in den Wolken.

Tief senken sich die Fahnen stets über den Gräbern der Gefallenen. Und hoch richten sie sich dann wieder auf, damit alle sie sehen und gläubig werden, gläubig, wie jene SA.-Männer, die marschieren, marschieren ...

Auch du, Mädchen, sprach eindringlich die junge stolze Fahne zu dem Mädchen.

Auch du hast dich bekannt zu der neuen Zeit.

Aber was bedeutet für dich die Fahne?

Du bist kein Bub und hast nicht die Kraft, sie im Kampf zu verteidigen. Du kannst sie nicht halten im Sturm und fest stehen, die Hand um den Schaft gekrampft, bereit zwar zum

Sterben, aber nicht zur Schande; wenn auch alles um dich herum der Vernichtung anheimfällt. Du bist ein Mädel, und Mädels gehören nicht in den Krieg. Sag, was ist sie für dich?

Die Ehre der Fahne ist auch meine Ehre, antwortete da das Mädchen. Und die Treue zu ihr ist meine Treue zu Deutschland.

Wohl kann ich im offenen Kampfe auf dem Schlachtfelde mich nicht so für sie einsetzen, – dazu fehlt mir vielleicht die körperliche Kraft. [15] Aber das können wir Mädel: dem Manne helfen, daß er innerlich emporwächst zu der Kraft und der Begeisterung, zu der seelischen Einstellung, die ihn ohne Zögern das Leben für die Fahne und ihre Ehre einsetzen läßt. Dafür kann auch ich als Mädel kämpfen.

Du, Fahne, trägst die Ehre der Nation, fuhr es fort.

Fällst du, und hat keiner die Kraft, dich hoch hinaus zu halten und den Entmutigten und Entkräfteten, den Verzweifelten und Hoffnungslosen wieder neue Kraft aus deinem Anblick schöpfen zu lassen, fällst du, – dann fällt auch Deutschland. –

Der Spruch eines weisen Indiers fällt dem Mädchen ein: »Die Kultur eines Volkes, die Größe der Nation hängt von den Frauen ab.« – Ja! – denn die Frauen eines Volkes geben den Trägern der Nation den stolzen Mut, die innere Kraft und die harte Ausdauer, alles, was sie tun, zu tun für Deutschland! –

Und darum gehöre auch ich als Mädel zu dir, Fahne! schloß es mit fester Stimme.

Das Lied war verklungen, die plötzlich eintretende Stille ließ das Mädel zusammenfahren. Es sah auf, seine Hand hatte den Fahnenschaft fest umfaßt, und sein Blick fiel voll und groß auf seine Fahne:

– unsere Fahne ist die neue Zeit . . .

In der Ferne aber brach leuchtend die Sonne durch die Wolken, gleichsam wie ein Symbol des Sieges für das neue Deutschland.

## Literatur für »junge Mädchen«

### Ratgebende Literatur

Ratgeber und Lebenshilfen, aber auch einzelne Ratschläge in Almanachen, Magazinen oder Jahrbüchern für Mädchen sprechen die Frage nach der »weiblichen Bestimmung«, die Joachim Heinrich Campe in seinem »Väterlichen Rath« auf die Kurzformel »Gattin, Hausfrau und Mutter« gebracht hat, unmittelbar an. Selten sind Ratschläge, die wie Marianne Ehrmanns »Guter Rath an Dienstmädchen« für Vertreterinnen der berufstätigen jungen Frauen aus Unterschichten gedacht sind, deren Lebenszweck es nicht sein kann, eine »brafe Mutter brafer Kinder« zu sein.

In der ratgebenden Literatur, die sich speziell an »junge Mädchen« wendet und zum »Eintritt ins Leben« oder zur »Konfirmation« verschenkt wird, kristallisieren sich aber zusätzlich auch – gegenüber der Frauenliteratur – besondere Schwerpunkte heraus: Es geht um den Übergang des Mädchens ins Erwachsenenleben. Es geht um die ungelöste Frage, ob dieser Übergang in eine Dauerexistenz als »Haustochter«, in die Ehe oder ins Berufsleben führt.

Von Anfang an nimmt in diesem Kontext, neben den Themen »Klugheit«, »Kenntnisreichtum«, »Selbständigkeit«, »Berufe«, auch das Thema »Schönheit« – dabei geht es auch ums Schminken und die Mode – einen bedeutenden Raum ein. »Natürlich« soll das junge Mädchen auf jeden Fall sein. Aber Natürlichkeit heißt etwas anderes, je nachdem etwa, ob eine Autorin oder ein Autor mehr mit dem Idealbild einer »Dame« oder mit dem einer bürgerlichen »Frau« sympathisiert und je nachdem, ob die Autoren, wie Johann Ludwig Ewald, meinen, daß die Frau »von der Natur [...] offenbar zum Gefallen bestimmt ist«.

An der ratgebenden Literatur ist die Differenz zwischen einer durch die männliche (Campe) oder die weibliche Rede

(Sophie von La Roche, Marianne Ehrmann) dominierten Kommunikation mit der Leserin besonders leicht nachvollziehbar. Diese Literatur verweist aber auch darauf, wie sehr »Rosaliens Erinnerungen« von Jakob Glatz bereits an weiblicher Rede, die von Frauen seit dem Ersten Weltkrieg formulierte Verpflichtung der Mädchen auf den Dienst am Vaterland dagegen an männlicher Rede orientiert ist.

Die ratgebende Literatur zeigt relativ unverstellt auch die Nähe oder Ferne einer Position zur bürgerlichen Frauenbewegung oder zu kirchlichen Standpunkten an. Die Frauenrechtlerin Marie Calm greift mit »Blastrumpf« eines der heikelsten gesellschaftlichen Vorurteile über die Frau auf. Franziska Tiburtius berichtet in ihrem Text über das Frauenstudium, jenseits aller Programmatik, über eine harte Realität der ersten Studentinnengeneration.

SOPHIE VON LA ROCHE

*Pomona für Deutschlands Töchter*

1783–84

[1783; H. 2, 213] [Briefe an Lina über  
Mädchenzugend und Mädchenschönheit]

Dritter Brief.

Du willst also, meine *Lina!* unter Mädchen deines Standes eine vorzügliche Liebenswürdigkeit besitzen, wie deine Schwester, die Rosen Nelke, unter den Blumen deines theuren Bruders. Er hat mir gesagt, daß du meinen Brief bey ihm in dem Garten lasest, und daß du ihn bey der Hand haltend – deine aufblühende Blumen Schwester küßtest, und ihm versprachest, seine Sorge um dich eben so zu belohnen, wie die edle Gartenpflanze, die er pflegt.

*Lina!* ich umarme dich mit der Zärtlichkeit einer mütterlichen Freundin für die Freude, die du deinem vortrefflichen Bruder machtest, und ich wünsche dir Glück zu dem eben so vortrefflichen Herzen, das der Himmel dir gab. Sieh die jetzige Jahre deines Lebens als die Sammlungszeit aller guten und nützlichen Sachen an, die du in Zukunft wirst nötig haben, um als ein schätzbares junges Frauenzimmer, oder als die Gattin eines würdigen Manns, und die geliebte Freundin und Gesellschafterin von hochachtungswertigen Personen angesehen zu seyn.

[214] Du glaubst wohl, meine Liebe! daß man dieses nicht durch die schöne Figur allein, und durch die Kunst sich zu putzen wird. – Glaube es nie, mein Kind! daß vernünftige und wohlgesinnte Leute eine Puppe wahrhaft lieben. Suche daher, deinem Herzen alle Tugenden, und deinem Geist alle einem Frauenzimmer anständige Kenntnisse eigen zu machen. Denke daß deine Fähigkeiten das dir anvertraute Pfund sind, mit welchen du für dein Glück wuchern sollst. – *Tugenden werden dich in die Ewigkeit begleiten* – Geschicklichkeit und Wissenschaft deines Standes werden dein Ruhm ausser deinem Hause, deine Gesellschaft in einsamen Stunden, und dein Vergnügen in derjenigen Zeit des Lebens seyn, wo die jugendliche Ergötzlichkeiten von uns weichen, wo deine jetzige Freundinnen mit dir älter geworden, und, wie du, an allem, was euch jetzo auf das vollkommenste und beste freut, keinen Gefallen mehr finden werden, und wo allein euer mit guten und artigen Sachen angefüllter Verstand die traurige Leere auf eine edle Art erfüllen kann, die sonst durch übles Bezeugen gegen Untergebene, und in dem Umgang mit andern, durch Auffassung aller Gassen Gespräche, niederträchtigen Tadel des Nächsten, oder sonst nichtswürdigen Unterredungen verbraucht wird, wodurch man bey den vernünftigen [215] Mitlebenden verhaßt, und den nachwachsenden Jüngern durch das elende Beyspiel schädlich wird. *Der Schauplatz der Natur, und unsere schätzbare Wochen- und Monatschriften sind ein Gegen-*

gift: dieß brauche bald – und lehre deine Freundinnen dieses Verwahrungsmittel gegen weibliche Seelen-Krankheiten auch.

Nun will ich dir den Entwurf sagen, welchen ich für dich, meine Beste! machte, der aber allein für dich und deines gleichen taugt. Der Kreis, den wir durchzulaufen haben, ist in den Schranken unsers Hauses abgezeichnet; in diesem will ich mit dir einige Tage zubringen, und folgende Ordnung halten. — *Schlafzimmer — Wohnzimmer — Küche — Speißkammer — Eßzimmer — Visitzimmer — Geräthkammer.*

Du weist, meine Liebe! wie geitzig ich mit den Stunden meines Lebens bin. Ich werde also keine gar grosse Briefe schreiben, aber ich will jedem Zimmer, das ich nenne, einige Blätter wiedmen, und so, daß du von einer Woche zu der andern einen neuen Gang mit mir machen wirst, und dann für dich selbst wählen und verwerfen kannst. Da aber mein erster Besuch in deinem Schlafzimmer seyn wird, so bitte ich dich, meine Liebe! dir eine frühe Stunde zum Aufstehn [216] vorzusetzen, damit wir Zeit genug haben mögen, in dem Haus herum zu triplen, und miteinander zu sprechen. Ich umarme dich indessen, liebenswürdige Schwester meines schätzbarsten Freundes! behalte mich lieb. —

#### Vierter Brief.

Nun, meine *Lina!* nachdem du dir die nützliche und lobenswerthe Mühe gegeben, dir das Frühaufstehen anzugeöhnen, so hoffe ich, daß der Anblick eines neu erlebten Tages, und die Empfindung deiner Kräfte und des Wohlseyns — nicht nur das Vergnügen über dein erhaltenes Leben, sondern auch die Liebe und den Dank gegen deinen Schöpfer erneuern werden. Denn in das Schlafzimmer gehört diese erste Pflicht.

Sorge aber, theure *Lina!* daß du immer ein unschuldiges, und von aller Bosheit gegen deinen Nächsten befreystes Herz zu ihm erheben mögest. Bitte ihn um Weisheit, um Tugend und um das Vermögen Gutes zu thun. — Dieß ist die Sorge, wel-

che du dem ewigen Theil deines Wesens schuldig bist. Du kannst auch deine Seele auf keine andere Art mit Ruhm und Ehre zeigen, als durch gute Handlungen, und durch die Bemühung, sie mit [217] nützlichen Kenntnissen zu schmücken. Dann, meine Liebe! folgt die Sorge für Erhaltung der Gesundheit und Schönheit deines Körpers. Für das erste giebt es Vorschriften genug, weißwegen ich keine wiederholen will. Aber bey dem zweyten Stück werde ich mich etwas länger verweilen.

Du bist sehr wohl gewachsen, deine Gesichtsbildung artig, deine Haut weiß, Augen und Mund sehr liebenswerth — alle dieses suche in der äußersten Vollkommenheit zu erhalten; denn die Schönheiten der Natur sollen die erste Zierde eines jungen Frauenzimmers seyn. Nach dem muß Ueberlegung und Geschmack das beste thun. Diese wählen zu deiner Kleidung keine kostbare Zeuge, keine buntscheckigte Farben, sondern den Werth des Zeugs nach deinem Vermögen, und die Farbe nach deinem Gesicht. — Dein Wuchs, dein edler Gang und die Stellung, die artige Bewegung deines Kopfs und der Arme müssen dem einfachen Zeug deines Kleids und seiner stillen Farbe das vorzügliche Ansehen geben, welches junge Frauenzimmer so gerne haben.

Ich will hier nur im Vorbeigehen hinzusetzen, daß einfarbige Kleider, oder die in zwey Farben spielen, für wenig reiche Personen die vortheilhaftesten sind, weil sie nie aus der Mode kommen, und man ihnen mit einem neuen Anzug Band auch ein er-[218]neutes Ansehen geben kan; — ja weil auch eine mittelmäßige Gestalt dadurch geziert wird. — Immer will ich's loben, wann ein Mädchen sich den geschicktesten Schneider und Schuhmacher sucht, um ihren Fuß und ihre Taille gut gekleidt zu haben. — Deinen Kopfputz laß deinem Alter gemäß seyn. Die Schönheit und der Reichthum deiner Haare müssen den größten Theil dazu beytragen, und dir Spalten- und Blonden-Ausgaben ersparen. — Deine Tante soll dir auch ehender Puder und Pomade Aufwand vergeben, als den, eines theuren Kopfputzes von dem Krämer: — bey

deinem Gesicht und den durch deine eigene Hand wohlgeordneten Haaren, ist im Sommer eine Blume, und im Winter eine niedliche, nicht kostbare selbst gemachte Haube Zierde genug. Lasse dabey, mein Kind! Tugend, Verstand, Sittsamkeit und ein frohes freundschaftliches Herz aus deinen Augen und Mienen leuchten, und glaube, daß du dadurch mehr bemerkt werden wirst, als das reichgekleidete Mädchen, welche dabey eine leere oder eine schlechte Seele zeigt.

Wie angenehm wird es dir seyn, wenn einst dein Bruder dir sagt: — »*Lina!* ich bin in der Gesellschaft von einem Fremden gefragt worden, wer das reizende Mädchen sey, in deren Gesicht so viel Verstand und Bescheidenheit liege, und deren [219] Bewegungen so voll Anmuth seyen: und als ich sagte, welche meinen Sie? — so wurde auf dich gewiesen, und hinzugesetzt — da das Mädchen in dem simpeln Kleid, die durch nichts als ihre eigene Liebenswürdigkeit geschmückt ist, und doch alle übertrifft.« —

Wird es unsre *Lina* nicht mehr freuen, als wenn gesagt wird: dieses Kleid ist kostbar — dieser Putz vortrefflich. — Jetzo weist du, Liebe! was ich sagen wollte, als ich behauptete, daß man die angebohrne Eitelkeit eines hübschen Mädchens zu einer Triebfeder der Tugend, und zu einer Grundlage der Sparsamkeit machen kann.

Nun ein Wort von der Hauskleidung. Diese soll von dauerhaftem Zeug, und den man reinlich halten kann, gewählt seyn. Nichts ist häßlicher, als eine ausser ihrem Haus schön und nett gekleidete Person, die man den Abend oder Tags darauf schmutzig oder unordentlich antrifft: — Nichts ist widersinnischer an einem Frauenzimmer mittlern Stands und Vermögens, als der Einfall, sich als eine vornehme Dame zu kleiden, oder diese und jene reiche Frau nachzuahmen. — Alle dieß, mein Kind! erhebt nicht — es erniedrigt, indem es den Ruf einer eitlen Thörin hervorbringt. Nett anpassende Kleidung, Reinlichkeit, schönes Weißzeug ist [220] der beste, wünschenswerthe Putz. Vornehme und Reiche sollen alle

Art von Aufwand machen — der Kaufmann und Fabrikant leben davon — wir, meine *Lina!* wollen hierinn nichts als dem Wohlstand und unsren Kräften folgen. Hingegen wollen wir uns befleissen, daß wir so gut und edelmüthig, so klug und geschickt und in allen unsren Handlungen und Betragen so lobenswerth seyn mögen, als irgend ein Frauenzimmer auf der Erde. — Sage in deiner Seele:

Ich will nichts Böses — nichts Niederträchtiges thun — ich will nicht unwissend seyn — ich will für den weisen tugendhaften Mann hochachtungswert, und für den belebten artigen Mann schätzbar seyn.

Dieses, meine *Lina!* sey die Sprache deines weiblichen Stolzes: — dieses sey der Vorsatz, den dein Herz alle Tag erneure, ehe du deinen Fuß aus dem Schlafzimmer setzest, um deinen dir angewiesenen Platz in der Gesellschaft wieder einzunehmen. — Und hier — holdes Mädchen! noch einen Kuß, und einen herzlichen guten Tag! —

JOACHIM HEINRICH CAMPE

### Väterlicher Rath für meine Tochter

1789

[5] Ueber die allgemeine und besondere Bestimmung des Weibes.

Also welches ist das Ziel, wohin du, nach der Absicht dessen, der dich schuf, mit allen deinen Kräften streben sollst? Um die Antwort auf diese Frage, deren überschwengliche Wichtigkeit dir wol von selbst einleuchten wird, da zu suchen, wo sie zu finden ist, muß ich dich zuvörderst erinnern, daß du dich, mithin auch deine Bestimmung, von nun



(VÄTERLICHER RATH  
für  
**MEINE TOCHTER**  
*Ein  
(Gegenstück)  
zum  
**THEOPHRON***  
*Der*  
ERWACHSENERN WEIBLICHEN JUGEND  
gewidmet  
von  
Joachim Heinrich Campe

Braunschweig  
Im Verlage der Schulbuchhandlung  
1789

an, da du zum menschlichen und gesellschaftlichen Leben reifest, aus einem zweifachen Gesichtspuncke betrachten mußt. Du bist ein *Mensch* – also bestimmt zu allem, was der allgemeine Beruf der Menschheit mit sich führt. Du bist ein *Frauenzimmer* – also bestimmt und berufen zu allem, was das Weib dem Manne, der menschlichen und der bürgerlichen Gesellschaft seyn soll. [...]

[12] Du siehst hieraus, daß es ganz unmöglich für dich seyn würde, die allgemeine Bestimmung, die du mit jedem Erdensohne und mit jeder Erdentochter gemein hast, zu erreichen, wofern du nicht auch deine *besondere* Bestimmung, die als Weib, zu erfüllen eben so eifrig dich bestreben wolltest. Alles koommt also nun darauf an, daß du auch von dieser richtige und vollständige Begriffe zu erlangen suchest. Laß mich deinem Nachdenken darüber zu Hülfe kommen.

Was soll denn also das Weib, oder wozu ist sie denn nun eigentlich da? – Wolltest du umherschauen und sehen, was manche deiner Schwestern jung und alt, besonders in den höhern und gebildeten Ständen, wirklich thun, und wolltest du nach dem, was du auf diesem Wege beobachtetest, deine Begriffe von der weiblichen Bestimmung bilden: so würde, fürchte ich, das Ideal, welches du aus diesen Beobachtungen zusammensetztest, zu einem garstigen Karrikaturgemählde werden, von [13] dem ich um alles in der Welt nicht wünschen möchte, daß du es dir zum Muster der Nachbildung aufstelltest. Denn was würde es seyn, das viele der besagten Schwestern dich durch ihr Beispiel lehren würden? Die Eine: du seyst nur dazu da, dich zu putzen, um dich begaffen zu lassen; zu tändeln und von Andern mit dir tändeln zu lassen; den schwindelerregenden Weihrauch junger und alter Gekken einzuathmen, oder, wie man es nennt, dir etwas Schönes vorsagen und dich dadurch zu einer süßen Vergessenheit deiner selbst, deiner Mängel, deiner Fehler und deiner Pflichten einwiegen zu lassen, mit einem Worte, ein Leben ohne Zweck, ohne That und ohne Frucht zu führen. Die Zweite: du seyst geschaffen, die schimmernde Talente ohne Absicht,

unnütze Fertigkeiten und zwecklose litterarische Kenntnisse zu erwerben, die du, ohne auf alles, was weibliche Bescheidenheit heißt, Verzicht zu thun, und ohne dich in hohem Grade mißfällig zu machen, niemals oder doch nur selten und jedesmal nur mit einer Art von Beschämung äußern dürfstest. Die Dritte: du seyst dazu gemacht, die Fehler und Schwachheiten deiner Nebenmenschen auszuspähen, über jedes unbedachtsame Wort, über jede arglose Handlung unbarmherzig herzufallen, sie mit boshafter Schadenfreude zu zergliedern, sie unter das Vergrößerungsglas der Schmähsucht zu bringen, um irgend etwas darin zu bemerken und bemerken zu lassen, wodurch ein guter Nahme mit einigem Schein [14] von Recht und Billigkeit gemordet werden kann. Eine Vierte: du seyst recht eigentlich dazu bestimmt, der Plagegeist eines unglücklichen Mannes zu werden, der die gutmütige Thorheit hatte, dir auf Kosten seiner Ruhe, das, was ein unverheirathetes Frauenzimmer gemeinlich nur bittweise besitzt, Stand, Achtung, Würde, Schutz, Unterhalt und Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. – Und das wäre die Bestimmung des Weibes? Dazu hätte Gott die ganze zweite Hälfte eines Geschlechts hervorgebracht, welches das Meisterstück seiner Schöpfung genannt wird? Ich traue dir zu, mein Kind, daß, wenn auch alle deine Schwestern, welches doch Gottlob! noch lange nicht der Fall ist, mit einer so ärmlichen und schmählichen Bestimmung sich begnügen wollten, dein Herz und dein Verstand sich doch stark dagegen empören würden. Ein inneres Gefühl deiner unverorbenen Menschheit läßt dich gewiß etwas Besseres, Größeres und Würdigeres von den Absichten ahnen, welche die Weisheit unsers Allvaters mit dir und deinem Daseyn haben kann. Und diese Ahndung täuscht dich nicht. Ihr seyd wahrlich nicht dazu bestimmt, nur große Kinder, tändelnde Puppen, Nährinnen oder gar Furien zu seyn; ihr seyd vielmehr geschaffen – o vernimm deinen ehrwürdigen Beruf mit dankbarer Freude über die große Würde desselben! – um *beglücken*–[15]de Gattinnen, bildende Mütter und

weise Vorsteherinnen des innern Hauswesens zu werden; Gattinnen, die der ganzen zweiten Hälfte des menschlichen Geschlechts, der männlichen, welche die größern Beschwerden, Sorgen und Mühseligkeiten zu tragen hat, durch zärtliche Theilnehmung, Liebe, Pflege und Fürsorge das Leben versüßen sollen; Mütter, welche nicht bloß Kinder gebären, sondern auch die ersten Keime jeder schönen menschlichen Tugend in ihnen pflegen, die ersten Knospen ihrer Seelenfähigkeiten weislich zur Entwicklung fördern sollen; Vorsteherinnen des Hauswesens, welche durch Aufmerksamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit, wirthschaftliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten, den Wohlstand, die Ehre, die häusliche Ruhe und Glückseligkeit des erwerbenden Gatten sicher stellen, ihm die Sorgen der Nahrung erleichtern, und sein Haus zu einer Wohnung des Friedens, der Freude und der Glückseligkeit machen sollen. Fasse diese hohe und würdige Bestimmung deines Geschlechts doch ja recht fest ins Auge, mein Kind; und siehe, wie das Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft am Ende lediglich davon abhängt, wie gut oder wie schlecht ihr dazu vorbereitet werdet. Denn nicht bloß das häusliche Familienglück, sondern auch – was dem ersten Gehör nach unglaublich klingt – das öffentliche Wohl des Staats, steht großenteils in eurer Hand, hängt großenteils, um nicht zu sagen ganz, von der Art und Weise ab, [16] wie das weibliche Geschlecht seine natürliche und bürgerliche Bestimmung erfüllt. Wie die Quelle, so der Bach; also auch wie das Weib, so der Bürger, der vom Weibe gehoben wird, der die ersten, durch keine nachherige Erziehung jemals ganz wieder auszutilgenden Eindrücke zum Guten und zum Bösen von ihr erhält. Wie die Quelle, so der Bach; also auch wie das häusliche Leben der Menschen, so ihr öffentliches; wie das häusliche Familienglück, so das öffentliche Staatswohlergehn. Nun ist aber das erstere größtentheils, um nicht zu sagen ganz, das Werk des Weibes; mithin auch das letztere. Denn was vermag selbst der beste, der einsichtsvollste, der thätigste Mann zur

Bildung seiner Kinder, was zur Erhaltung und Vermehrung der Ordnung, der Sittlichkeit und des Wohlstandes seines Hauses, wenn seine Gattin ihm nicht in die Hände arbeitet, nicht die Anordnungen und Plane befolgt, die er, zwar im Großen entwerfen, aber im Kleinen selbst unmöglich ausführen kann? Selbst der Mann, der schon gebildete, schon gereifte Mann, was ist er, sobald er durch eheliche Bande mit dem Weibe seines Herzens verbunden ist? Das, was das Weib seines Herzens, aus ihm zu machen Verstand oder Unverständ genug besitzt. Seine herrschende Gemüthsstimmung, seine Launen, die ganze fortschreitende Veredelung oder Verschlimmerung seines Characters, sind ihr Werk! Seine größere oder geringere Thätigkeit, die größere oder geringere Ordnung [17] in seinen Geschäften, der größere oder geringere Mut und Eifer zu patriotischen und menschenfreundlichen Thaten, womit er sich beseelt fühlt, ist ihr Werk! Die öffentliche Achtung, deren er genießt, seine Verbindungen, die angenehmen oder unangenehmen Verhältnisse, worin er mit andern Familien steht, sind, wo nicht ganz doch, größtentheils ihr Werk! Allgewaltiges, obgleich schwaches Geschlecht, was vermag nicht alles dein, zwar unmerklicher, aber sicherer Einfluß auf den Mann und durch den Mann auf jede öffentliche Angelegenheit, auf den gesamten Flor und das Wohlergehn der bürgerlichen Gesellschaft! Du bist die erste mächtige Triebfeder, welche alles in Bewegung setzt, und von welcher jede andere moralische und politische Kraft, ihrem Grade und ihrer Richtung nach, größtentheils abhängt. Thut diese erste Federkraft, das Herz des Staatskörpers, ihre Pflicht, so thun es auch die äußerlichen Glieder desselben, das männliche Geschlecht; so geht alles, wie es soll; so blüht das Glück der Familien und des Staats: thut sie dieselbe nicht, so geschieht – was bisher geschehen ist; so welken die Glieder, so kränkt das Familienglück, so gelangt der ganze Körper nie zu vollkommener Stärke und zu dauerhafter Gesundheit. Noch einmal: allgewaltiges, obgleich schwaches Geschlecht, was hängt nicht

alles von deinem unsichtbaren Einfluß ab, und wie viel kommt nicht darauf an, wie lauter oder wie trübe du, Urquell aller Sittlichkeit und Unsittlichkeit, alles [18] menschlichen Wohlgergehens und alles menschlichen Elen-des, seyst!

Erwärme dich, mein Kind, durch das Anschauen dieser deiner hohen Bestimmung, um deine junge Seele mit jenem edlen weiblichen Muth und dem erleuchteten Enthusiasmus zu beleben, welche erfodert werden, wenn du sie ganz erreichen willst. Denn hoch auf steilem Gipfel steht das herrliche Ziel, wornach du klimmen sollst; beschwerlich, rauh und ungebahnt ist der schmale Pfad dahin, wie zu allem, was groß und edel ist und – ich darf es dir ja nicht verhehlen – groß und mannigfaltig sind die Schwierigkeiten und Hindernisse, die du dabei zu überwinden haben wirst! Bewaffne dich denn, mein theures Kind, mit Muth und Entschlossenheit; denn es ist nun Zeit, den Vorhang aufzuziehen, und dir die Unannehmlichkeiten zu zeigen, die du auf dem Wege zu jenem ehrenvollen Ziele schwerlich alle wirst vermeiden können.

MARIANNE EHRMANN (Hrsg.)

*Amaliens Erholungsstunden*

1790–92

[1792; I, 239] *Der gute Rath an Dienstmädchen.*

Mit Euch, ihr lieben Geschöpfe, welcher Gattung und Klasse Ihr auch immer seyn mögt, gedenke ich izt ein aufrichtiges Wörtchen ins Ohr zu sprechen. An Kammermädchen, Stu-benmädchen, Garderobemädchen, Hausmädchen, Kinds-mädchen, Küchenmädchen, und wie die ganze Zunft immer

heissen mag, sei mein guter Rath gerichtet. Einen Rath will ich Euch geben, wie Euch ausser dem, den Ihr von der Eigenliebe erhaltet, noch nie einer gegeben wurde. Er bezieht sich auf Wohlbehaglichkeit und ruhige Tage, auf Faulheit und Sinnlichkeit, auf Bequemlichkeit und Eitelkeit, auf Hochmuth und Eigendünkel, auf Unverschämtheit und Eigennutz, auf Geschwätzigkeit und Starrsinn, auf Gedanken-[240]losigkeit und Dummheit, u.s.w. u.s.w. Ihr mögt nun diesen guten Rath für eine kleine Persiflage eurer Fehler halten oder nicht, es gilt mir gleich viel, denn gegeben muß er einmal izt seyn! Die bessere Gattung der Dienstmädchen betrifft er ohnehin nur hier und da, und an der ganz schlimmen ist ja nichts mehr zu verderben, wenn anders nichts mehr zu bessern ist. Daß Manche von dieser oder jener Gattung, ihr stumpfes oder spizziges Näschen, in diesen guten Rath stekken wird, dafür bürgt mir die allmächtige weibliche Neugierde. Will es dann keine merken, wie ich es allenfalls meyne, so mag sie ihr vorwitziges Näschen wieder zurück ziehen und – niesen! Ich will ja herzlich gern »zur Gesundheit« dazu rufen. Und weiß sie mir dann für diesen Zuruf noch keinen Dank, je nun, so denke ich eben, daß es der moralisch Blinden und Gehörlosen gar viele giebt, die erst durch die leidige Erfahrung klug werden müssen. Es ist wahrlich für Euch und die Menschheit ein grosses Unglück, daß Ihr verstökt genug sein könnt, das ewige hin und her Wandern nicht so oft auf eigne Rechnung zu schreiben, als es darauf gehört. Ihr unklugen Geschöpfe wüßt Euch so selten in Zeit und Umstände zu schikken, hofft in jedem Dienste goldene Berge zu finden, und trefft doch weiter nichts an, als Menschen, die blos durch Ver-[241]schiedenheit der Fehler von einander abstechen. Was Ihr an einem Ort unentbehrlich fandet, wird Euch am andern doppelt zu Theil, nur unter einer andern Gestalt.

Ich rathe Euch also, berühmte Läufferinnen zu werden, die heute da und morgen dort sind, bis Ihr endlich so verschrieen seid, daß Euch kein Dienst mehr offen steht. Dabei mögt Ihr

auch noch bei jenen, welche Euch aufs neue dingen, die Schwachheiten und Fehler der alten Herrschaft recht anführen, um Euch zu beschönigen, nicht doch, um Euch – verächtig zu machen, wenn die neue Herrschaft nicht dümmer ist, als dumm. Gelingt es Euch dann demungeachtet, sich in diesen Dienst zu dringen, wo es der Hausfrau an Menschenkenntniß und Beurtheilungskraft fehlt, so möcht Ihr es bei den Unarten allen wieder anfangen, wo Ihr es eh dessen gelassen habt. Ihr könnt da wieder so viel Verdruß stiften, als Euch gelüstet, um euern Namen immer berühmter zu machen. Daß Ihr Euch aber an die neue Gebieterinn ja nicht attaschieret, es möchte dem oft so steifen Miethlingsherzen zu hart ankommen, und dies wäre von einem Mädchen, die nicht aus Liebe, sondern nur um Geld dienen will, zu viel gefordert. Sie müßte der trägen Wohlbehaglichkeit entsagen, sie müßte ihrer Gebieterinn mehr willige Dienste leisten, [242] als ein gewöhnlicher pöbelhafter Miethling, sie müßte ihr bei Krankheiten unverdrossen den Schlaf aufopfern, bei Unglücksfällen warme Theilnahme und Schonung, im Hauswesen gewissenhafte Sparsamkeit, Aufmerksamkeit und Fleiß in allem, Treue und Anhänglichkeit beweisen, und dies Opfer wäre zu gros. Nicht doch, ihr guten Mädchen, macht Euch lieber alles so bequem als möglich, pflegt der Behaglichkeit in allen Stükken, leistet unaufgefordert keine überflüssige Dienste, ohne daß man Euch mit Geld oder Drohungen dazu zwingt. Wenn die Gebieterinn krank liegt, so stellt Euch selber krank, lacht hübsch in's Fäustchen mit den übrigen Dienstboten da wann die Herrschaft mit Unglück heimgesucht wird, oder bleibt hübsch stokkicht und antheilos dabei, mit dem tröstlichen Gedanken, es geschieht der Herrschaft recht, warum ist sie Herrschaft und ich Dienstmädchen. Untersteht Euch in solchen Lagen auch nicht, die gespannte Empfindlichkeit der Herrschaft zu schonen, nehmt ihr jedes mürrische Wort recht übel, oder begegnet ihr gerade in diesem kritischen Zeitpunkt am unschiklichsten, am trozzigsten, um die Wunde grösser zu reißen, und euern

pöbelhaften fühllosen Karakter ins Licht zu sezzen. Im Hauswesen müßt Ihr nur da sparen, wo Ihr bemerkt zu werden glaubt; da es nicht auf euere Rechnung geht, so habt Ihr Euch auch bloß [243] zum Schein darum zu bekümmern. Es wäre viel zu beschwerlich, wenn Ihr bei allen Kleinigkeiten, die am Ende des Jahrs grosse Summen ausmachen können, den Kopf anstrengen müßtet. Nachdenken macht Kopfwehe, was kümmern mich fremde Dinge, wenn ich nur Speiß und Lohn bekomme! daß bleibe und sei euer Wahlspruch. Aufmerksamkeit, Treue und Anhänglichkeit, sind jetzt nicht mehr Mode, sie kosten zu viel Vernunft und Selbstbeherrschung, und was gehen diese altklugen Tugenden Euch an! Es ist ohnehin eine grosse unerträgliche Mühe, wenn man so den ganzen Tag oft so gar bei der Nacht, seinen Pflichten nachdenken muß, da man doch ohnehin so viel zu arbeiten, zu lauffen und zu thun hat, ob es gleichwohl weltbekannt ist, daß keine mehr thut als sie kann, wenn sie schon mit ihrem Fleisse prahlt. Auf Faulheit des Geistes folgt Faulheit des Körpers, Ihr müßt also den ersten recht gut schonen, damit der letzte um desto bequemer ausruhen kann. Ungeheissen seine Pflicht thun, ungeweckt aufzustehen, auf alles denken, nichts versäumen, oder vergessen, seine Geschäften munter und willig der Ordnung nach verrichten, hiesse handeln wie man handeln soll, aber dies müßt Ihr Euch nicht nachsagen lassen. Sinnlichkeit im Essen, Trinken, Wünschen, Fordern, alles was auf die gute Verpflegung [244] des lieben Körpers zielt, sei euer erster und letzter Zwek, sich mit mässiger bürgerlicher Nahrung begnügen, wäre zu gemein. Ihr müßt an die Herrschaft in allen Stükken ungenügsame Forderungen machen, und wenn sie sich wohlweise nicht dazu bequemen will, sie für geizig ausschreien, und mit euern kugelrunden dikken Gesichtern doch immer über Hunger klagen. Auch dann, wenn sie Euch der Ordnung zu lieb, oder um Euch zu prüfen alles verschließt, so müßt Ihr fein hübsch darüber zürnen, und dadurch bestätigen, daß es in euerem Gewissen eben darum nicht gar zu rein aussieht.

Auf euere Figur, Jugend, oder Herkommen müss Ihr große Stükke halten, daß ist der erste Weg sich lächerlich und verhaßt zu machen. Die Männer werden Euch fliehen, keiner wird einem so hochmuthig schnippischen Dinge das seinen dermaligen Stand überschreitet, seine Hand reichen wollen, und die Herrschaften werden euch dann so geschwind als möglich wieder die Thüre weisen. Denn daß sich Jemand um Geld und gute Behandlung wird nachbellen, trozzen, sich durch unbescheidne Entschuldigungen die Ohren vollbrummen, und dann gar widersprechen lassen, das werdet Ihr im Hochmuthstaumel wohl glauben, aber wahr ist es eben nicht. Dies bestätigt uns die tägliche Erfahrung so gewiß, als die Sonne aufgeht. Euer Lohn muß auch bis auf den [245] letzten Kreuzer für Puz und übertriebenen Staat verwendet werden, damit der ganze Plunder doch wieder einmal zum Verpfänden taugt, wenn Ihr eine Zeitlang Dienstlos seid, oder in Krankheiten verstossen werdet. Das zweite Opfer dann wieder in schlechterer Kleidung gehen zu müssen kostet Euch ja, (nicht wahr?) minder Kampf als das erste, wo man dem überflüssigen Flitterstaat um der Zukunft willen, leichter hätte entsagen können. Bei Heuraths-Anträgen müss Ihr die Saiten recht hoch spannen, um des eleganten Puzzes willen mit keinem Bürgersmann vorlieb nehmen wollen, damit Ihr fein ordentlich sizzen bleibt, besonders wenn Ihr in der Jugend schon etwa die Ehre genossen habet, den Herren oder Söhnen im Hause zum Zeitvertreib zu dienen. Eure Kleidung darf beileibe nicht solid und niedlich seyn, sie muß glänzen, den Neid in Gährung bringen, und den guten Namen verdächtig machen. Kömmt Ihr auch dadurch aus Puzsucht manchmal auf den Einfall, Euch zu Mätressen zu vermietthen, so hat es weiter nichts zu sagen, als daß man mit Fingern auf Euch deutet, und Ihr ein verächtliches Alter zu erwarten habt. Der edle Zwek, eine brafe Mutter brafer Kinder zu werden, geht zwar an Euch verloren, aber Ihr habt dann doch wenigstens eure Eitelkeit befriedigt. Einst mit einem reinen Gewissen vor Gott zu [246] erschei-

nen, daran denkt ja nicht eher, als bis die entscheidende Stunde kömmt, in der Ihr von all euerm Puzwerk nichts mit hinüber nehmen könnnt. Daß der Hochmuth immer vor dem Fall kömmt, das müss Ihr zum voraus gar nicht bedenken, denn dazu ist es noch Zeit genug, wenn Ihr einmal in Armuth und Verachtung gesunken seid. Es darf Euch gar nicht einfallen, daß nur der Pöbel zu einem solchen Betragen fähig ist, Puzsucht und Hochmuth werden Euch schon bereden, daß Ihr deswegen nicht zum Pöbel gehört, wenn schon alle eure Handlungen mit den seinigen übereinstimmen. Edle Menschen werden sonst durch eine gute herzliche Behandlung der Herrschaft immer dankbarer, immer bescheidner, immer weicher, immer nachgiebiger, aber diesen müss Ihr es beileibe nicht nachmachen. Unterscheidet bei eurer Herrschaft nie die aufbrausende Hizze, von der kalten herzlosen Bosheit; es wäre viel zu vernünftig, wenn Ihr die erste, die sehr oft mit einem guten Herzen verschwistert ist, ertragen lernet. Reizt diese Hizze noch mehr durch Hochmuth und Starrsinn, damit die Herrschaft gegen Euch dann zurückhaltend wird, Euch keines Verweises mehr würdigt, und Euch aus Ueberdruß so bald als möglich entfernt. Thut sie Euch etwa noch die Ehre an, Euch mit Gelassenheit auf die Folgen Eurer Fehler aufmerksam zu machen, so zeigt [247] Euch dabei recht starrköpfig, werdet darüber recht empfindlich, sucht durch kahle grundlose Entschuldigungen ihre Gelassenheit bis zum höchsten Grad zu spannen, bis sie wieder in Hizze ausarten muß und dann entflieht der lustigen Predigt auf eine recht unverschämte, ungezogene Art. Läugnet Euere Fehler bei jeder Gelegenheit so oft ihr könnt, und laßt Euch ja keine Vorsichtigkeit anempfehlen, damit die Gedult der Herrschaft um desto schneller erschöpft wird, und Ihr um so geschwinder fortgejagt werdet. Ihr müss auch um alles bei keiner häuslichen Arbeit raffiniren, um in der Geschicklichkeit nicht weiter zu kommen, es ist hinlänglich, wenn Ihr immer beim Alten stehen bleibt. Verlaßt Euch in solchen Dingen nur immer auf die Börse der Frau, wenn etwas im

Hause gemacht werden soll, es mag verschnitten, vernachlässigt, oder zu theur gekauft seyn, sie kann es ja bezahlen; so müsst Ihr ganz ruhig dabei denken. Gebt Euch aber demohngeachtet das Ansehen, als könntet Ihr was, wenn es schon nicht wahr ist, man muß sich in der Welt Gewicht zu geben wissen, ob gleich willige Bescheidenheit weit eher beliebt und glücklich macht. Helft keinem Nebendienstboten seine bestimmte Arbeit beschleunigen, haltert Euch buchstäblich nur an das, was zu eurer Arbeit gehört, Gefälligkeit könnte Euch sonst im Hause zu beliebt machen. Gebt [248] den Nebendienstboten in nichts nach, nehmt ihnen fein hübsch alles übel, verschwatz sie fleissig, hadert mit ihnen, dies ist die schnellste Beförderung zum Dienstverlust. Thut ja nichts ohne Vortheil, laßt Euch für die Verschwiegenheit bestechen, und plaudert die Geheimnisse dann doch aus. Bezeugt Euch bei Geschenken recht ungenügsam, und neidisch auf die übrigen Dienstboten, damit Euch am Ende gar kein Geschenk mehr zu Theil wird. Wenn die Herrschaft in allem gegen Euch grosmuthig ist, so mißbraucht diese Grosmuth so lange, bis die gespannte Saite springt, und Euch dieser Güte ungeachtet, doch schnell ausser Brod sprengt. Kurz, werdet übermuthig in allem, vergeßt Bescheidenheit, Klugheit, Nachgiebigkeit, Arbeitsamkeit, Pünktlichkeit, Gefälligkeit, Genügsamkeit, Aufrichtigkeit, Gelenksamkeit, und dies alles aus Mangel an Klugheit und Hochmuth, damit Euch die *Erfahrung*, wie gesagt, erst vorsichtiger machen muß! Nun was dünkt Euch nun von diesem guten Rath, meine artigen Mädchen? Das ist ein gewissenloser abscheulicher Rath, werden jene schreien, die seine gute Absicht verkennen! Je nun, er ist freilich verkehrt, aber er harmoniert doch mit den meisten Untugenden so vieler Dienstmädchen. Wollen sich izt einige von ihnen die umgekehrte Lehre daraus ziehen, so wird mir dies [249] beweisen, daß er sie nicht trifft. Ob er gleich jenen, die er trifft, den Lohn ihrer Handlungen in der Perspektive zeigt, den sie so oft unbillig dem Allmächtigen oder der Herrschaft zuschreiben, wenn sie ihn schon ihr

ganzes Leben hindurch aus eigner Schuld nach sich zogen. Man kann den Menschen die wichtige Lehre – daß vieles Unglück blos die Folge ihrer Handlungen ist – nicht genug einprägen! Fügt Euch in Zeit und Umstände, liebe Mädchen, thut eure Pflicht aufs strengste, und trifft Euch dann das Unglück doch immer zu schlechten Herrschaften zu gerathen, so bleibt Euch der Trost eines reinen Gewissens übrig. Doch was ich Euch izt nicht mehr ausführlicher sagen kann, das mögt Ihr in dem *Lesebuch für weibliche Dienstboten*, das bei Buchhändler Hemmerde in Halle herauskam, aufsuchen und beherzigen!

M. A. E.

[1792; Bd. 4, 60]

*Ernestinens  
Vermächtnis an ihre Freundinnen.*

In ihrer vollen Blüthe entblättert sich die Rose meiner Jugend! Ich fühle es unwiderstehlich, daß ich dem Grab entgegenwelke! Schauer ergreift mich, wenn ich vorwärts, Beschämung, wenn ich zurückblinke! Neunzehn Jahre hab' ich, beinahe in ungestörter Gesundheit, durchlebt. Nun fordert mir ein unüberwindliches Gefühl die Rechnung von dieser Reihe von Jahren ab, und ich Elende habe *Nichts* aufzuweisen. Kräften und Fähigkeiten waren mir anvertraut; ich ließ sie schlummern, richtete nichts damit aus, das ich *mein* nennen, das ich für Folge meiner Bemühungen ausgeben könnte! Oder, ist es genug, sagen zu können: ich habe keinen Schaden damit angerichtet? Um keinen Schaden zu thun, bedarf es keiner Kräften. Dies konnte [61] einmal die Absicht dessen nicht seyn, der sie mir gab. Er muß Zwecke dabei gehabt haben, die durch mich ausgerichtet werden sollten: diese wurden, *durch meine Schuld*, nicht erreicht. Ich soll ihm Rechenschaft dafür ablegen, und ich kanns nicht! Nur Eins kann ich noch thun, und dies will ich. Meine kraftlosen Hände sollen die Schläferinnen zur Arbeit wekken! Wenn ich auch nur Eine zur Thätigkeit ermuntere: so spre-

chen vielleicht *ihre* schönen Thaten auch für *mich* beim Richter.

Wenn ich entschlummert bin, und Ihr bei meinem entseelten Leichnam weinet, so wird meine zärtliche Mutter meinen letzten Willen dadurch ehren, daß sie Euch, frohe Gespielinnen meiner Jugend, dieses Vermächtnis überliefert; und Eure Freundschaft bürgt mir dafür, daß es Euch theuer seyn wird! Welch ein beglückkender Gedanke ist es für mein Herz, daß ich hoffen kan, die Stimme der Wahrheit werde Euch um so hörbarer seyn, wenn sie aus dem Munde der sterbenden Freundin kommt!

Ihr werdet nicht über mich zürnen, wenn ich Euch ohne alle Zurückhaltung mein Urtheil, über unsre bisherige Art zu leben, sage. Möchtet Ihr doch Alle dardurch zur Besinnung kommen, und, was ich Arme auf Erden nicht mehr kann, das Versäumte noch hereinbringen.

[62] Möchte ich's Euch Allen so einleuchtend machen, wie mir's jetzt auf der Schwelle der Ewigkeit ist, welch' eine hohe Bestimmung uns, als vernünftigen Wesen, vorgeschrieben ist, und wie schändlich wir sie bisher vernachlässigten.

Vielleicht wird durch Euch noch manche unter den Tausenden, die eben so gedankenlos, wie wir, durchs Leben hinirren, aufmerksam gemacht, und wie herrlich wäre ich dann für meine letzte Mühe belohnt!

Unser unsterbliche Geist hat ein weit über das gegenwärtige Leben hinausgehende Bestimmung, und dieser sollen wir hier schon entgegen arbeiten. – Dies hörtet Ihr längst schon; ich hörte es auch: aber dachten wir etwas dabei, wenn wir's hörten? Wir Thorinnen! etwas Alltägliches, Kleines und Unwichtiges dachten wir zu hören, und achtetens gering, während die Armseligkeiten unsers Puzzles, unserer seelenlosen Gesellschaftsspiele, unsrer Tänze und Schauspiele, unsrer Reize und Liebesintriguen uns wichtig dünkteten!

Beleidigt Euch dies? – Nun, so will ich jetzt nur von mir allein sprechen. Und wohl Jeder unter Euch, die sich bei dem Gemälde, das ich entwerfen werde, nicht getroffen findet!

Das Geistige in mir, das mit den schwindenden Kräften meines zitternden Körpers nicht schwindet, das [63] sich bei dem allmäligen Absterben dieser Erdenhütte mit regerer Kraft, als jemals, mir ankündigt, das gewiß, ich fühle es allzuinnig, kein Raub des Todes wird – dies Geistige in mir, das allein mein wahres *Ich* ausmacht, ward während meines ganzen Lebens unverantwortlich von mir vernachlässigt; ward einzlig zu dem niedrigen Geschäft herabgewürdigt, meinen Körper zu bewegen, und die Eindrükke, die von aussen auf ihn gemacht wurden, aufzunehmen. Mein einziges Bestreben gieng darauf, die Vergnügen, die durch die Sinnen auf mich zuströmten, zu geniessen, und so lang es nichts zu geniessen gab, mit unsrn kleinen weiblichen Beschäftigungen mir die Zeit zu kürzen. Und damit war ich, was so viele sind, *ein Mädchen ohne allen Werth*.

Oder sollte es mir einen Werth geben, meine Jugendzeit unter den abwechselnden Freuden durchgescherzt, so viele Vergnügen, die ich nicht verdiente, genossen zu haben? Ich schäme mich bis zum Erröthen, wenn ich daran denke, daß ich je Ansprüche auf irgend eines Menschen Achtung gemacht habe. Womit wollte ich sie rechtfertigen? Mit meinen körperlichen Reizen? Welche Thorheit, sie waren nicht *mein!* Die Krankheit hat sie aufgezehrt, und ich darf sie nicht zurückfordern! – Mit [64] meinen Kleidern? Ich hatte sie nicht einmal selbst erworben; und welchen Werth können Kleider geben, die man eben so wohl einer Marionette umhängen kann! – Mit meinen Arbeiten? – Es waren Spielereien und Zeitvertreib. Ich machte von einer Woche zur andern meinen Puz für den folgenden Sonntag fertig, daß ich gefallen und Aufsehn machen möchte. Damit verdiente ich warlich keine Achtung. – Oder soll ich etwa das Wenige, das ich zum Nutzen Anderer arbeitete, in Anschlag bringen? Wenn ich das nicht deswegen that, weil ich es für Pflicht erkannte, zum Wohl Anderer wirksam zu seyn – und, leider, kam fast nie der Gedanke an Pflicht in meine Seele – so ist ihr Werth nicht grösser, als der Preis, um den sie konnten erkauft werden;

und dann sinkt mein Werth weit unter den Werth des Miethlings oder gar – eines lastbaren Thiers herunter. – Wie furchterlich drängt sich am Rande des Grabs das Gefühl meines Unwerths mir auf! Wie wird die Schale steigen, wenn die Waage des Gerechten mich wiegt!

Unter Allem, was wir zurüklassn müssen, wenn unser Schöpfer von diesem Schauplatz uns abruft, ist nichts, das uns einen wahren Werth geben könnte – unter allem diesem nichts, das uns die Achtung der Vernünftigen erwirbt! Unser wahrer Werth hängt ein-[65]zig von unserm Geist ab! Nur der Mensch hat eine Würde, der seiner geistigen Natur gemäß lebt. Wie sehr aber wird das Leben eines solchen von dem meinigen verschieden seyn!

Darf ich, die nie nach innrem Werth strebte, es wagen, Euch, meine Schwestern, zu belehren, wie Ihr euch diesen erwerben könnt?

Ich will es thun, weil die Vorwürfe meines Gewissens, die mich meiner Versäumnisse wegen anklagen, mir jetzt deutlicher, als je in meinem Leben, sagen, was ich zu thun verbunden war. Ihr möget immerhin beurtheilen, ob ich Unrecht habe.

Jedem Menschen legen die Verhältnisse, in denen er sich in der Welt befindet, gewisse Pflichten auf. Wem nun diese Pflichten über alles theuer sind, wer ihrer Erfüllung sein Vergnügen und seine Bequemlichkeit hintansezet, der ist achtungswürdig, der allein hat wahren innern Werth. Prüft Euch doch, Freundinnen, ob Ihr nicht dieses Unterscheidende bei allen Menschen, die Ihr aus Ueberzeugung hochschätzet, gefunden habt?

Unsre Vernunft, die wir gewöhnlich nur dazu anwandten, ich möchte beinahe sagen, mißbrauchten, nach Vergnügen zu haschen, ist uns, wie ich jetzt mit voller Klarheit einsehe, dazu gegeben, daß wir über unsre ganze Lage, über die Gelegenheiten, die sich uns [66] darbieten, Gutes zu thun, nachdenken, und auf diese Art unsre Pflichten auffinden sollen, und wenn wir sie kennen gelernt haben, sie, ohne Rüksicht auf

angenehme oder unangenehme Folgen für uns, zu erfüllen. Es versteht sich von selbst, daß dies, anfänglich wenigstens, nichts leichtes ist. Das, was wir nach unsrer Ueberzeugung thun sollten, kommt sehr oft mit unserm Hang zum Vergnügen, mit unsrer Bequemlichkeit, und, was für unsr Geschlecht das Gefährlichste ist, mit unsrer Eitelkeit, in Widerstreit.

Aber eben darinn, dünkt mich, kann allein die Würde eines Menschen bestehen, daß er, seiner widersprechenden Neigung oder Abneigung unerachtet, die Forderungen der Pflicht durch innere Stärke durchsetzt. Denn hier zeigt sich ja das, was ihn von den Thieren unterscheidet, seine vernünftige Natur, wirksam. Angenehme Empfindungen sucht ja das Thier so gut als ich; und wenn wir unsre Vernunft nur dazu anwenden, über unsrer Vergnügen zu raffiniren, sie so sehr als möglich zu vervielfältigen, und mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, so sind wir ja weiter noch nichts, als vernünftige Thiere. Aber giebt uns denn das feinste Raffinement dieser Art irgend ein Bewußtsein von innerem Werth?

Glaubet es mir, ihr Genossinnen meiner Jugend-[67]freuden, mir bleibt von dem Vorzug, den Ihr einst so willig mir zugesandtet, die Erfinderin Eurer Zeitkürzungen gewesen zu seyn, nichts als Beschämung zurück. Wie erquikkend, wie beseligend wäre mir jetzt beim Ueberblick über meine vertändelten Jahre das Bewußtsein: auch nur einmal aus Achtung für meine Pflicht einem Vergnügen entsagt zu haben! Und mit welch heiterem Blik wollte ich vorwärts schauen, wenn mir mein Gewissen das Zeugniß gäbe, daß ich mir die Erfüllung derselben zu meiner wichtigsten Angelegenheit gemacht habe. Wie stark würde sich mein Geist unter dem Einsturz seiner morschen Hütte fühlen, könnte ihn das Bewußtseyn guter Thaten, und wären sie noch so klein, zum Richter begleiten!

O, meine Schwestern, könnte ich die Ueberzeugung, »daß ein Mädchen, das bloß ihrem Vergnügen lebt, ein werthloses

*Geschöpf sei* mit eben der Lebendigkeit, mit der sie jetzt auf meinem Herzen liegt, in Eure Seelen hineinrufen!

Lasset Eure Vergnügungen und Zeitvertreibe so unschuldig seyn, als sie immer wollen; so lang Ihr sie zum Zwek Eures Daseyns macht, so habt Ihr, vor dem Richterstuhl der Vernunft, mit dem Vogel, der mit Wohlbehagen sich durch die Lüfte schwingt, oder mit dem Wurm, der den Genuß seines Daseyns sich aus der Erde gräbt, gleichen Rang.

[68] Schäamt Euch, mit dem Fleiß der Seidenwürmer und der Mühe der Fabrikanten Euch zu brüsten, so lang Euch ihr Fleiß und ihre Mühe nur beschämen und demüthigen sollte: – schämt Euch, auf öffentlichen Promenaden die Augen der Leute auf Euch zu ziehen, so lange Spazierengehn Eure wichtigste Kunst und Beschäftigung ist: – schämt Euch, den Schauspielen und Romanen Eure freiwillige Thränenopfer zu bringen, so lang das wirkliche Unglück Eurer Brüder und Schwestern Euch kalt lässt: – schämt Euch, langweilige Gesellschaften mit Euren witzigen Einfällen zu unterhalten, so lang Ihr Euch edlere Beschäftigungen machen könntet! Begnügt Euch doch nicht mit dem kleinen Lob, wordurch Ihr Euch so geehrt glaubt, hübsche, artige, muntere Mädchen zu heissen.

Verachtet Jeden, der nicht mehr als dies von Euch fordert: er betrachtet Euch als ein Spielzeug, und beurtheilt Euren Werth aus diesem verächtlichen Gesichtspunkt. – Auch Mädchen können und sollen die Würde der Menschheit behaupten: auch sie sollen, als vernünftige Wesen, nach innerem Werth streben. Wie sehr entwürdigt uns unsre kindische Eitelkeit, die uns nur eingebildete, un wesentliche, uneigenthümliche Vorzüge zugestanden wissen will!

[69] Es ist ein Unglück für uns, daß man so kleine Anforderungen an uns macht, daß die Galanterie unsers Zeitalters unserm Geschlecht den Vorzug zugesteht, keine Verdienste, keinen innern Werth haben zu dürfen. Laßt Euch doch nicht täuschen, meine Schwestern; diese Galanterie ist nicht ein Werk der Vernunft, diese wechselt ihre Forderungen nicht

mit den Zeitaltern, denn sie sind unveränderlich und ewig. Es sind wahrlich nicht die Vernünftigen Eurer Zeitgenossen, die Euch von den Forderungen der Vernunft freisprechen wollen. Wie könnten sie's auch?

Verachtet also die Elenden, die Euch einen Vorzug zugestehn wollen, wenn sie Euch erlauben, daß Ihr Euch nicht bis zur Würde vernünftiger Wesen erhebt. Oder glaubt Ihr Euch einst, wenn die Stimme der Vernunft sich in Eurem Inneren mächtig erheben wird, wenn sie ihre zu Boden getretenen Rechte geltend machen will – glaubt Ihr Euch dann mit dem Ton des Zeitalters entschuldigen zu können? o, so nehmt die Versicherung Eurer sterbenden Freundin an, daß Euch Euer Gewissen als unentschuldbar anklagen wird.

Wollt Ihr in jener entscheidenden Stunde, wenn Alles, was Ihr jetzt Euer Eigenthum nennst, Euch abgef ordert werden wird, noch Etwas aus dem Untergang retten; so müssen es Gesinnungen und Fertigkeiten seyn, [70] die Euch eine innere Würde geben, die sich nicht nur auf die zufälligen Zwecke dieses Lebens, die Eitelkeit und Hang zum Vergnügen uns vorschreibt, sondern auf die wesentlichen Zwecke der geistigen Natur, auf sittliche Vollkommenheit, beziehen.

Diese Vollkommenheit besteht aber darin, daß uns unsre Pflichten über alles heilig sind. Wie blos und elend muß die entkörperte Seele in die Versammlung der Geister eintreten, die diese Gesinnung nicht mit sich bringt; die mit all' ihrem Thun und Geniessen im irrdischen Leben für die künftige Welt nichts vorgearbeitet hat! wie ganz ohne Hoffnung, an den Freuden der Zukunft, zu denen uns nur die vorhergegangene Erfüllung unsrer Pflichten berechtigen kann, Theil zu nehmen!

Wie ruhig und froh kann hingegen der dem Tod entgegen sehn, der in das höhere Leben, wo es gewis noch wichtigere Pflichten zu erfüllen giebt, schon die Fertigkeit zu ihrer Ausübung, und mit ihr das Bewußtseyn der Würdigkeit, die Freuden der unsichtbaren Welt zu geniessen, hinüber bringt.

Glaubt Ihr etwa, es sei immerhin noch Zeit, den Rest Eurer Jahre der Tugend zu weihen, wenn die Rosenzeit der Jugend vorüber sei? So dachte auch ich; aber ich will Euch nicht auf meinen Grabeshügel verweisen. Nur eine Frage. Könnt Ihr denn zu irgend [71] einer Zeit den Gedanken ertragen: »Wir sind Mädchen ohne allen Werth«? Ich weiß, es ist keine unter Euch, die dies vermöge. Aber seid aufrichtig gegen Euch selbst, täuschet Euch nicht mit eingebildetem Werth. Urtheilet über Euren eigenen Werth so unbefangen, wie Ihr über eine Andere, die weder Eure Freundin noch Feindin ist, urtheilen würdet, und sagt Euch dann selbst, ob Ihr ihr bei einer Denkungsart, wie die Eurige ist, eine innere Würde zuerkennen, Achtung für sie empfinden könnet? So könnet Ihr Euch vor den Täuschungen der Eigenliebe sichern; nur müßt Ihr, während der Prüfung, ganz vergessen, daß die Entscheidung Euch selbst das Urtheil sprechen soll.

Diese Selbstprüfung sei das letzte Opfer der Freundschaft, das Ihr der entschlafenen *Ernestine* bringt. – Ich kann mich nicht täuschen, die nächste Folge davon wird, wenigstens bei den Meisten unter Euch, Beschämung und Reue, die mittelbare aber Achtung für Eure Pflicht und ein bisher vielleicht nie gefühltes Bewußtseyn innerer Kraft, und die letzte daurende Folge Kampf und Sieg des Geists über Trägheit, Sinnlichkeit und Leidenschaft – Tugend und innere Würde seyn!

Nun endet meine müde Hand das erste und letzte meiner iridischen Geschäfte, von dem ich mir bewußt bin, es aus reiner Achtung für meine Pflicht übernom-[72]men zu haben; durch sie zur Ausführung desselben gestärkt worden zu seyn. – Dieser Zuruf an Euch, meine Unvergesslichen, ist das einzige beabsichtigte Gute, das ich aufzuweisen habe. Vergeßt nun Eure Freundin nicht, aber vergeßt ihr ganzes vorhergegangenes zweckloses Leben, dessen sie am Rande des Grabes sich schämt, und feiert ihr Andenken nur durch fleissige Erinnerung an diesen Nachlaß. – Wird Euch die Stimme der Todten

aus Eurem Schlummer wecken; so wird der Glanz der stillen schönen Thaten, womit Ihr Euer Leben hienieden schmückt, auch mich im Lande der Seligen umleuchten!

Ernestine P.

JOHANN LUDWIG EWALD

*Die Kunst ein gutes Mädchen, eine gute Gattin,  
Mutter und Hausfrau zu werden*

1798; 3. Aufl. 1804

[*Natürliche Reize eines Mädchens*]

[102] »Aber soll man den Mann bei seinem Kopf oder bei seinem Herzen anfassen?« – so fragte mich neulich die talentvolle und ausgebildete Emilie R., die wol beides könnte; und es schien ihr voller Ernst mit der Frage. Gewiß fragen auch hundert ihrer Schwestern, wenigstens im Herzen, eben so. »Man soll ihn nirgends anfassen«, antwortete ich ihr; »wenigstens nirgends anfassen wollen. Lassen Sie Ihren Verstand wirken, wo und was er wirken kann, und Ihr Herz ergieße sich, wo ihm der Erguß natürlich ist. Soll indeß durchaus auf den Mann gewirkt werden; so sey es eher auf sein Herz, als auf seinen Verstand. Wir lieben mit dem Herzen, und nicht mit dem Verstande; selten durch den Verstand. Man hat fast kein Beispiel, daß ein Mädchen geliebt wurde, blos weil sie dem Verstande etwas gab; aber sehr viele Beispiele, daß sie geliebt wurde, blos, weil sie dem Herzen etwas gab. Doch, noch Einmal! Ein Mädchen, wie Emilie R., muß nichts thun, um einen Mann zu fesseln. Fült er, was sie ist, [103] so wird er desto eher gefesselt werden; je weniger sie ihn fesseln will. Und füllt ers nicht; so ist er anderer Fesseln,

aber nicht ihrer Rosenguirlanden werth!« Sie schien mir recht zu geben, denn sie schwieg.

Den Männern zu gefallen, bedarf es keine Kunst; die Natur wirkt weit sicherer. Nichts gefällt den Männern, sobald es zu sichtbar wird, daß es ihnen gefallen solle. Seyn Sie wahrhaft gut und liebenswürdig, und Ihr ganzes Wesen wird es verraten. Zeigen Sie sich dann in ihrer wahren Gestalt. Ueberlassen Sie sich Ihrem Herzen. Wann könnten Sie liebenswürdiger seyn? Glauben Sie mir: bei jeder Rolle, die Sie spielen, blickt es früher oder später durch, daß es *eine Rolle* ist; und das wirkt nicht gut auf unser Geschlecht. Die Männer stellen sich dann, als ob sie die Masse der Naivität, der Empfindsamkeit, der allerliebsten Lebhaftigkeit, wirklich für Wahrheit nähmen; suchen aber eben dadurch die Schauspielerin zu betrügen, und glauben recht daran zu thun, weil sie zuerst von ihr, – wenigstens betrogen werden sollten.

Schon das, was ich eben sagte, setzt indes-[104]sen voraus, daß Sie nicht gegen Ihre äußere Gestalt gleichgültig seyn müssen, daß Sie auch dadurch gefallen dürfen und gefallen sollen. Ja, die Neigung, seine Gestalt zu verschönern, ihre Fehler zu verbergen, ihre Reize hervorstechender, überhaupt, auch von dieser Seite sich anziehender machen zu wollen, kann auf eine furchterliche Art mißbraucht werden, und wirds gewiß häufig, in der großen und kleinen Welt. Aber sie ist natürlich, wie die weibliche Gestalt selbst. Das Weib muß diese Neigung haben, weil sie von der Natur durch ihre Körperanlagen offenbar zum Gefallen bestimmt ist. Ein Weib, bei dem es Jahre oder Mißbildung nicht hindern, und das durch ihr Aeußeres gar nicht gefallen will, ist ein verdrehtes Geschöpf, kein Weib; und ein Weib, das andere Weiber verachtet, weil sie durch ihr Aeußeres gefallen wollen, thuts aus Neid, weil sie selbst nicht gefallen kann. Die Neigung ist nicht etwa durch unsere Kultur oder Ueberverfeinerung in die Weiber gepflanzt worden; sie findet sich bei den kleinsten Mädchen, denen man nie etwas von Gefallen vorsagte, bei den wildesten Völkern, den Töch-[105]tern

der Natur – und offenbar ward sie ihnen zu großen Zwecken gegeben, die ich hier nicht entwickeln darf. Lassen Sie sich also durch nichts abhalten, Ihre Schönheit zu erhalten: aber hüten Sie sich nur, sie durch verkehrte Mittel erhalten zu wollen. Meiden Sie alles Kreide-essen, Essig-trinken, Schminken von jeder Art, und alle Waschwasser, die Sie sich nicht selbst gemacht haben, und deren Ingredienzen nicht ein vernünftiger Arzt gebilligt hat; meiden Sie überhaupt jedes Waschwasser, das aus etwas anders, als aus Wasser und irgend einer feinen Kleienart besteht. Die Haut saugt das Gift ein, das die künstlichen Waschwasser oft enthalten, und zerstört Gesundheit und Schönheit mit ihr – nicht immer gleich, aber sicher und oft furchterlich. Ein Aufsatz im Modejournal von *Hufeland*, einem berühmten und menschenfreundlichen Arzt in Jena, wird Sie, wenn Sie ihn lesen, überzeugen, daß eine schöne Haut nichts anders als die *sichtbare Gesundheit* sey; daß man sich also nur durch Erhaltung seiner Gesundheit eine schöne Haut erhalten könne. Folgen sie also seinem Rath; flie-[106]hen Sie, wie Gift, alles übermäßige und heftige Tanzen, und eben so, jede heftige Leidenschaft, die Ihr Blut in Wallung bringt. Verdirbt das Erste Ihre Haut, so zerstört das Andere, neben der Haut, auch alles Einnehmende in Ihrer Physiognomie, und gräbt Züge auf Ihr Gesicht, die wirklich Niemand gern' auf einem weiblichen Gesichte sehen mag. Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, die Wirkung des Erhitzens, bei einem Sommerball, an einem Badeorte zu sehen; und ich versichere Sie, daß ich im eigentlichsten Verstande erschrack, über die Furien- und Bacchantinnen-Physiognomien, in die sich die feinsten, jungfräulichsten Gesichter verwandelt hatten. Hüten Sie sich, wie vor einem hitzigen Fieber, vor solchen Bällen. Meiden Sie hitzige Getränke jeder Art, die das Blut mit brennbaren Theilen anfüllen, die Haut austrocknen, fleckig, und endlich *kupferig* machen, wodurch denn natürlich alle Schönheit der Haut zerstört und jeder Ausdruck eines leisen, innern Gefüls, jene Versinnlichung der Jungfräulichkeit, der

Schaam, des Mitleids, der Mitfreude, die dem Weibe seinen höchsten Reiz [107] giebt, unmöglich gemacht wird. Eben so sehr hüten Sie sich vor warmen Getränken, besonders vor dem, für Ihr Geschlecht um mancher Ursache willen, so reizenden Thee. Nur ein gesunder Magen kann reine, gesunde Säfte bereiten, und nur reine, gesunde Säfte können eine reine, gesunde Haut machen. Aber Thee verdirbt den Magen, zerstört die Verdauungskräfte, schadet also der Schönheit sehr. Alles fette Backwerk, Zuckerwerk, alle allzu gewürzten Speisen, alles zu fette Fleisch ist eben darum auch schädlich. Die Weiber, die eine solche Lebensordnung führen; die in der Regel, jeden Tag in Gesellschaft gehen, Thee trinken, Backwerk essen, sich beim Spiel, in Leidenschaft sezzen, oft auf Bällen ihr Blut entzünden, – sie zeigen schon an ihren Zähnen die Erste Wirkung ihrer verdorbenen Säfte; und mit ihren schönen Zähnen haben sie eine ihrer Ersten Schönheiten verloren. Dagegen ist die sorgsamste Reinlichkeit, frühes Aufstehen, frische Luft, und mäßige Bewegung in frischer Luft, häufiges Kämmen der Haare, und öfteres Baden in lauem, wenigstens nicht ganz kaltem Wasser, das [108] beste Mittel, um sich schön zu erhalten, um seiner Haut die Reinheit, Weichheit, und Lebendigkeit zu geben, die man von einer schönen Haut fodert. Halten Sie dabei den Kopf kühl, und die Füße warm, was man ja bei der jetzigen Mode, lange Röcke zu tragen, ohne Aufopferung irgend einer Schönheit, sehr leicht kann; so sind Ihnen sicher, alle Schönheitsmittel entbehrlich<sup>a)</sup>). Halten Sie Ihre Zähne rein, äußerst rein, und Sie haben manche Krankheit verhindert, die allen Teint verdirbt.

[. . .] [109] Gewiß werden Sie sich dann in der Regel keine Schminke erlauben, und dadurch die Schaamröthe auf Ihren Wangen unsichtbar machen, die nach der Morgen-

<sup>a)</sup>) Was ich hier sage, ist nur Auszug aus Hufelands Aufsatz: »Einige Schönheitsmittel, nicht aus Paris«, den man im Journal des Luxus und der Moden 1788, und in den »gemeinnützigen Aufsätzen zur Beförderung der Gesundheit etc.« Leipzig 1794 im Ersten Bande findet.

und Abendröthe, die schönste Röthe in der Natur ist. Keine Mode in der Welt wird Sie dazu verführen, weil Sie dadurch die schöne Blüte Ihrer Wangen ganz verlieren, weil Ihr Gesicht durchaus nichts mehr von den Bewegungen Ihres Herzens zeigen kann, natürlich also, ohne allen Ausdruck seyn muß, oder eine permanente Schaam, ja wol mit Recht, ausdrückt; weil Sie sich vor der Zeit häßlich machen, und Ihrem Gesichte die schöne Harmonie zwischen dem Glanz der Augen und der Gesichtsfarbe rauben, die dem Kenner weiblicher Schönheit so wol thut. Nein; der Mann von wahren Geschmack wendet sich unwillig von einem geschminkten Gesichte weg, was auch die Mode dazu sagen mag.

JAKOB GLATZ

Rosaliens Erinnerungen aus ihrem Leben

1821

[184] Veränderte Richtung meiner Neigungen.  
Eintritt in das Jungfrauen-Alter.  
Trennungsschmerzen.

Es sind beseligende Gefühle, die mit dem Bewußtseyn verbunden sind, daß man irgend eines Fehlers Herr geworden ist, und seine Gesinnung geläutert und veredelt hat. Solche Gefühle durchströmten jetzt auch mein Innerstes. Die bösen Eingebungen der Eitelkeit fanden nun kein Gehör bey mir. Es griff mich nicht mehr an, wenn es mir vorkam, als vernachlässige man mich; ich gönnte jedem die Ehre, die man ihm erwies, und machte für meine Person selbst nur geringe Ansprüche. Hierin brachte ich es bald so weit, daß es mich

nicht die geringste Anstrengung und Selbstüberwindung kostete. Meine gegenwärtige Gemüthsstimmung war dabey un-[185]unterbrochen heiter. Ich war mit Gott, mit der Welt und mit mir selbst zufrieden. Das muß wohl auch auf mein ganzes äußere Wesen vortheilhaft gewirkt haben; denn seitdem ich so bescheiden und anspruchlos und dabey so still heiter in Gesellschaften auftrat, schien man mich weit mehr zu bemerken und mir eine ungleich größere Theilnahme und Zuneigung zu beweisen als sonst. Es liegt auch unstreitig in der Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit so viel Anziehendes und eine so große Liebenswürdigkeit, daß sie auf jedes unverdorbene Gemüth mit wunderbarer Kraft wirken, und daher mit Recht die schönsten Blumen im Kranze weiblicher Tugenden genannt werden können.

Der Sinn für stille Häuslichkeit faßte bey mir immer tiefere Wurzel. Zwar nahm ich immerfort von Zeit zu Zeit mit meinen Aeltern Theil an den Annehmlichkeiten des geselligen Lebens; aber ich sehnte mich eben nicht sehr danach, und war schon zufrieden, wenn mich bisweilen eine Freundinn besuchte, oder die Mutter mich zu dieser und jener Familie, mit der wir in freundschaftlichen Verhältnissen standen, mitten-[186]nahm. Konnte ich der letzteren im Hauswesen behülflich seyn, so machte mir dies das größte Vergnügen. Außerdem hatte ich täglich mehrere Lehrstunden, und gelesen und geschrieben wurde auch nicht wenig. Beschäftigt war ich genug, und die Qualen der Langeweile blieben mir daher ganz unbekannt.

Was mir jetzt bey dem Unterrichte, den ich fortwährend erhielt, das meiste Interesse einflößte und das größte Vergnügen gewährte, war die *Tugendlehre*, die mir mein Lehrer in strengem Zusammenhange vortrug. Ich bekam eine fest und wohlgeordnete Uebersicht aller menschlichen Pflichten, lernte die sittliche Natur des Menschen genauer kennen, und fühlte mich dabey von hoher Achtung und Ehrfurcht gegen die Würde und Majestät der Tugend, so wie von dem heiligen Vorsatz, ihr alle meine Kraft und mein ganzes Leben zu

weihen, so durchdrungen, daß die Stimmung meiner Seele fast an Schwärmerey grenzte.

Immer hatte ich meine Aeltern herzlich geliebt; aber nie so innig und zärtlich als jetzt. Ich hing mit ganzer Seele an ihnen, und was [187] ich ihnen an den Augen ansah, suchte ich ihnen zu Gefallen zu thun. Mein Leben und mein Glück schien mir mit dem ihrigen so innig verwebt, daß ich beydes kaum in der Vorstellung von einander zu trennen vermochte. Vater und Mutter erwidereten meine Zärtlichkeit mit gleicher Liebe, und bereiteten mir dadurch unendlich viele reine Freuden. Meine Brüder versüßten und verschönerten mir mein Daseyn auch gar sehr; wir lebten mit einander in der schönsten Eintracht, und suchten einander an zuvorkommender Gefälligkeit und Dienstfertigkeit zu übertreffen. In dem großelterlichen Hause wurde auch manche angenehme und fast immer zugleich lehrreiche Stunde verlebt. Dazu die herrlichen Genüsse, welche die Natur und der Garten darbothen, und die hohen Freuden, die aus der unversiegbaren Quelle der Religion hervorquollen! Ich fühlte mich glücklich, recht glücklich, und dankte mehrmals dem unsichtbaren, alliebenden Segensspender auf meinen Knieen dafür. So trat ich in das Jungfrauen-Alter. Es ging darin mit meinem ganzen innersten Wesen eine große Veränderung vor. Welt und Leben [188] erschienen mir nun in einer ernsteren Gestalt als bisher. Alles, was mich umgab, erhielt mehr Bedeutung für mich. Manche dunkle Ahnungen und räthselhafte Gefühle wurden in mir wach. Oft befand ich mich in einem Gemüthszustande, der mir unerklärbar war, und es ergriff mich eine bange Sehnsucht nach der andern. Mehrmals geschah es, daß ich in eine so tiefe Wehmuth versank, daß ich nur durch Thränen meinem wunderbar ergriffenen und gepreßten Herzen einige Erleichterung zu verschaffen vermochte. Ach, welchen Dank bin ich auch in dieser Beziehung meinen guten Aeltern schuldig! Lieboller als je schmiegte sich jetzt meine treffliche Mutter an mich, und richtete dadurch, so wie durch so manches herzliche Wort meine

schwermüthige Seele wieder empor. Der Vater ließ es auch von seiner Seite an Ermunterungen nicht fehlen. So oft es ihm nur seine Geschäfte erlaubten, machte er mit mir einen Spaziergang nach dem freyen Felde, suchte mich dort durch manches liebreiche Gespräch aufzuheitern, und durch gelegentliche Hinweisungen auf die Schönheiten der Natur, so wie auf [189] die Weisheit und Güte ihres Schöpfers in dem frommen Glauben an diesen zu stärken und zu befestigen. Mein innrer Sinn erhielt eine entschiedene Richtung nach oben hin, und meine religiösen Gefühle erreichten den höchsten Grad. Nach einem halben Jahre ungefähr heiterte sich meine Seele wieder in etwas auf, und es schien mir, als nehme man nach allen Seiten hin einen weit größern Anteil an mir, als bisher, ja es kam mir sogar vor, als gebe man mir den Vorzug vor den *Fallbergschen* Töchtern, was mir – ich kann es nicht läugnen – ungemein wohlthat, ob es gleich nicht jenes Gefühl in mir weckte, das man Stolz zu nennen pflegt. Das Schicksal *Fallbergs* und seiner Familie nahm plötzlich eine sehr ungünstige Wendung. Er hatte sich in zu viele und zu gewagte Geschäfte und Unternehmungen eingelassen, und seinem Aufwande nicht die nötigen Grenzen gesetzt; seine Haushaltung kostete jährlich bedeutende Summen, und mehrere seiner größeren Speculationen mißlangen; bey einigen großen Bankerotten in *London* und *Paris* verlor er [190] den größten Theil seines Vermögens, und da sich diesen Unfällen bald noch mehrere ähnliche beygesellten, so blieb ihm am Ende kaum so viel übrig, daß er davon mit einigem Anstande leben konnte, und was mein Vater längst vorausgesehen und vorher gesagt hatte, traf wirklich ein. *Fallberg* entschloß sich endlich, meine Vaterstadt zu verlassen, und sein Glück anderwärts zu versuchen.

Ob ich nun gleich den Umgang mit den *Fallbergschen* Töchtern seit geraumer Zeit fast ganz abgebrochen hatte: so that es mir doch leid, daß ich sie nun ganz aus meiner Nähe verlieren sollte, und der Abschied von ihnen schmerzte mich sehr und kostete mich viele Thränen. Besonders fiel es mir schwer,

mich von *Mathilden*, wie es schien, für immer, trennen zu müssen. Immerfort fühlte ich für sie eine heimliche Zuneigung, und sie war auch mir sehr zugethan. Unter andern Umständen und bey einer andern Erziehung wäre aus ihr schon jetzt unstreitig ein sehr liebenswürdiges, treffliches Wesen geworden; denn die Anlage hiezu war in vollem Maße da. Sie fiel mir [191] beym Abschiede weinend um den Hals, und wiederholte mehrmals in einem Tone, der mir durch's Herz drang, die Worte: »Liebe, gute Rosalie! soll ich dich nie, nie wiedersehen? Meine ganze Seele hängt an dir; ach, du weißt es nicht, wie sehr ich dich liebe! Leb' wohl! leb' wohl, und vergiß mich nicht!« – Ich war vor Schmerz außer mir, und zerfloß in Thränen. Kaum konnte ich die Worte stammeln: »Nie, *Mathilde!* nie werd' ich deiner vergessen! Vergiß auch du meiner nicht! Gott sey mit dir, und mache dich glücklich, recht glücklich!«

So hingen wir Herz an Herz, und weinten und jammerten. Die Mutter weinte mit; auch der Vater war gerührt. Man mußte uns endlich mit Gewalt von einander losreißen. Ich kannte nun auch die Schmerzen der Trennung, die man mit Recht zu den empfindlichsten Schmerzen des Lebens zählt. Acht Tage lang durchwühlten sie mein Innerstes, bis sie in eine stille Wehmuth übergingen, und diese sich nach und nach in Gelassenheit und Ruhe des Gemüthes auflöste. Doch trat die [192] Erinnerung an *Mathilde* immerfort recht oft vor meine Seele; ihr theures, liebes Bild schwiebte mir selbst im Traume häufig vor, und so oft ich an sie dachte, wünschte ich ihr von Herzen alles Gute!

JULIE BUROW

*Herzens-Worte*

1859; 19. Aufl. um 1880

[*Der Ballsaal*]

[75] Nur junge und – hübsche Mädchen dürfen Vergnügen im Ballsaale suchen, und auch sie nur werden es dort – finden; denn wenn die Alternde und Unschöne nicht aus Rücksichten der Convenienz aufgefordert wird, so findet sie schwerlich einen Tänzer, und fühlt leicht statt fröhlicher Aufregung, bittere Demüthigung, ja, wenn ihr Herz nicht rein ist, den Schmerz, den der Neid verursacht. – Auf ein Vergnügen freiwillig Verzicht leisten, ist bei weitem nicht so schwer, als durch Andere davon ausgeschlossen werden. Darum, meine Theuren, Ihr, die Ihr Euch körperlicher Mängel bewußt seid, meidet den Tanz, und wenn Ihr den Tanzsaal betretet, so lernt das Vergnügen des Zusehens genießen, das später auf uns Alle wartet.

Es ist ein sehr trauriger Anblick, ein Mädchen, dem äußere Vorzüge fehlen, im Glanze der Lichter, im Kreise der Blühenden und Schönen, mit oft getäuschter Hoffnung [76] auf einen Tänzer warten zu sehen, und bringt auf die Vermuthung, daß einem solchen Mädchen nicht blos die vergänglichen Reize des Körpers, sondern auch die dauernderen und weit wichtigeren des Geistes fehlen, die jeden Verständigen befähigen, zu beurtheilen, was für ihn paßt oder nicht, und auf das Unpassende mit Heiterkeit zu verzichten.

Tanzen dürfen auch nur solche Gestalten, welche natürliche graziose Bewegungen haben. – Es giebt sehr viele ausnehmend hübsche Mädchen, welche häßlich werden, sobald sie ihre Glieder im Tanze bewegen. Wer sich leicht erhitzt, wem die rhythmische Bewegung schnell den Atem raubt, wem mit einem Wort das Tanzen sauer wird, darf ebenfalls nicht

tanzen; denn tanzen ist keine Pflicht, sondern soll ein Vergnügen sein, und das ist es nur für die, welche leichfüßig mit gesunder Lunge und beweglichen Gliedern wie der Vogel im Fluge auf den Wogen der Musik dahin schwebt.

Einem jungen, gesunden, leichfüßigen Mädchen ist das Tanzen auch sicherlich nicht schädlich, wenn es nicht im Uebermaß betrieben wird. Im langen Winter, wo Sturm und Unwetter uns den Spaziergang im Freien verleiden, wo die Sonne achtzehn Stunden von vierundzwanzig uns nicht scheint, da ist der fröhliche Tanz eine Art von [77] Ersatz für die hellere Lust, die der Lenz mit seinen milden Lüften uns bietet. – Die Jugend schwebt dahin auf den Flügeln der Töne und wir Alten schauen zu und erfreuen uns an dem reizenden Anblick.

Legt es mir nicht übel aus, meine Theuren, daß ich so viel vom Tanze gesprochen. Ich weiß, es giebt viel Moralprediger, die ihn ganz und gar verdammten, und ihm des Schlimmen nicht genug nachreden können.

Ich bin nicht ihrer Meinung. Ich halte jedes Vergnügen und auch das Tanzen für erlaubt und ganz unschädlich, wenn es, als Wechsel und Erholung von treu erfüllten Pflichten, nach redlich gethaner Arbeit genossen wird und in den Schranken bleibt, die Sitte und Anstand ziehen und die Mittel nicht übersteigt, die eine Familie an Zeit und Geld für das Vergnügen verwenden kann.

Freilich kann das Tanzen die Gesundheit zerstören, kann der Ballsaal ein Tummelplatz aller niedrigen Leidenschaften für eine jugendliche Seele werden. Immer aber nur für eine solche, die den Zweck ihres Lebens bereits aus den Augen verloren oder ihn nie klar erkannt hat.

## [Die unglückliche Ehefrau]

[189] O, meine Theuren! es giebt eine Art von Seelengröße, die nur Gott kennt, und die nur die leidende Frau in einer Ehe entwickeln kann, die sie nicht beglückt. Laßt das Leid der Eurigen, die stillen Schmerzen, die [190] Ihr vor Gottes Augen tragt, Euch veredeln, und es wird Euch gelingen, veredelnd auch auf den einzuwirken, der Euch wehe thut, eben weil er auch nicht weiß, was er thut.

Euer Loos ist schwer, aber es ist noch lange nicht das schwerste im weiblichen Leben. Rohe und tyrannische Heftigkeit kann sich im Charakter Eures Gatten noch immer mit vielen edelen, achtungs- und ehrenwerthen Eigenschaften vereinen. Sie ist in der Regel nichts weiter als ein Fehler der Erziehung. Haltet Euch an die guten und edelen Eigenschaften des Mannes, dem Ihr angehört, gründet Eure Liebe auf diese, lehret Eure Kinder sie kennen und verehren, und das Glück wird in Eurem Familienkreise seinen Wohnsitz haben, wenn auch Momente kommen, wo Ihr leidend und weinend Euch zu Gott flüchten müßt, um Muth und Ausdauer zur Erfüllung Eurer Pflichten zu suchen.

Schwerer, o unendlich schwerer ist das Loos der Unglücklichen, die, allmählich aus dem Traume der Liebe erwachend, in dem Gatten, dem sie ihr junges Herz hingab, einen unmoralischen, vom Laster befleckten Wüstling erkennt. –

In der Ehe ist Täuschung für die Dauer unmöglich! Ein Schleier nach dem andern sinkt von den [191] verblendeten Augen der betrogenen Frau, und endlich sieht sie mit furchterlicher Klarheit, wie elend sie ist. – Arme! Beklagenswerthe! deren Götterbild sich nicht nur in einen thönernen Götzen, sondern in eine giftige Schlange verwandelte! – Freilich wäre das Schnellste in solch schrecklichem Falle die Trennung der Ehe. Immer läuft die weiche und schwache Frau Gefahr, ihre eigene Moralität einzubüßen neben einem verdorbenen Manne; aber die Trennung der Ehe ist nicht in allen Fällen möglich, nicht selten sträubt sich das Herz dage-

gen, in anderen Fällen gestatteten die Verhältnisse sie nicht, die eiserne Nothwendigkeit fesselt dann das arme Weib an einen verworfenen Mann, und in entsetzlicher unabsehbarer Länge dehnt sich das Leben vor den Augen ihrer Seele. Gott schütze Euch vor diesem Loose, o, meine Theuren! Wenn es aber eine von Euch treffen sollte, o so gebe Er ihr die tröstende Ueberzeugung in das leidende Herz, daß die Erdenlose ja alle in seiner Hand gewogen sind; daß seine Vatergüte keiner Menschenseele mehr auferlegt, als zu ertragen ihr möglich ist, und daß die Kraft beim Tragen der Last mehr und mehr wächst und erstarkt.

Vertrauen auf Gott, diese Grundlage aller mensch-[192] lichen, besonders aber aller weiblichen Tugend, ist in einer unglücklichen Ehe die einzige Stütze der Frau bei Erfüllung von Pflichten, die oft die Menschenkraft zu übersteigen scheinen, und doch nichts Anderes sind, als Aufgaben, die wir unter Gottes Auge und Beistand lösen sollen, um in die Ewigkeit einzugehen, als Geister, geweiht und veredelt durch die Uebung unserer Kräfte in diesem Erdenleben.

Der Frau eines schlechten Mannes ward eine Aufgabe zu Theil, eben so schön und erhaben, als schwierig: sie soll die Menschenseele, mit der sie das Leben theilt, veredeln, sie zu Gott, zu allem Guten und Schönen zurückführen, – und wahrlich! dieses Ziel ist der Anstrengungen und Schmerzen werth, welche sie zu ertragen hat.

Behalte Du, meine Theure, welche vielleicht weinend auf dies Blatt blickt, Du arme Gattin eines von schlechten Neigungen allmählich zu Lastern geführten Mannes, es fest im Auge, daß Deine Treue, Rechtschaffenheit, Güte und heilige Frömmigkeit die Fäden sein sollen, welche das Herz, das Du einst liebstest, zu Gott zurück leiten und es Deiner Liebe von Neuem würdig machen sollst – so wirst Du nie ganz verzagen, nie hoffnungslos verzweifeln, und [193] wenn Dir auch Dein treues Mühen nicht gelingt, so lange Glück, Gesundheit, Ehre vor den Menschen, dem verdorbenen Herzen Deines Gatten zur Seite stehen, ermüde nicht! das Unglück kann

Dein Verbündeter werden, Krankheit und Leid Dir helfen, ja, im Todesaugenblicke noch, kann der bessere Geist durch Deine Liebe und Güte in Deinem Gatten geweckt werden. Wie sanft, nachgiebig und freundlich Du aber auch gegen ihn sein magst, hüte Dich, daß Du unter keiner Bedingung, auf seinen Befehl, nach seiner Bitte oder Verlockung, irgend etwas thust, was Deinem eigenen Rechtsbegriffe widerspricht.

Hier beginnt für das Weib die völlige Selbstständigkeit! Weder Furcht, noch Liebe, noch Mitleid darf Dich bewegen, zu sündigen. – Weihe Deine Seele stets Gott, und dulde und trage Alles, was Deines Gatten Rohheit oder Tücke über Dich verhängen kann, widerstehe aus Liebe zu ihm, mehr aber noch zum höchsten Gute, seinem Bitten und Schmeicheln, beuge Dich geduldig und nimm die Folgen auf Deine Seele, die Deine Rechtlichkeit, in Beziehung auf die Welt, über ihn und über Dich verhängt.

Nur ein starkes und geduldiges Herz kann hoffen, [194] Einfluß auf ein verstocktes und von Lastern umnachtetes zu gewinnen.

Sei in Allem, was Recht ist, Deinem fehlenden Gatten so gefällig, als wäre er der beste der Menschen, aber laß Dich durch ihn auch nicht um eines Haares Breite vom Wege der Pflicht abziehen. –

Unsere Zeit bietet der Versuchungen für einen nicht allzu festen Charakter gar viele. Die Erziehung der Jugend ist in vielen Familien leicht und begünstigt lockere Sitten bei den heranwachsenden Jünglingen; Temperament, Mangel an reeller Arbeit und besonders auch Mangel an einer heiligen religiösen Grundlage begünstigen das Keimen und Wachsen des Bösen: sei daher milde und nachsichtig gegen den Gatten, den Du dem Elende der Verschlechterung Preis gegeben siehst.

Böse Gewohnheiten, lasterhafte Neigungen sind Krankheiten, die den, der von ihnen befallen ist, eben so leiden lassen, wie die, welche durch Liebe und Pflicht an ihn gefesselt sind.

– Habe Mitleid mit seinem selbstgeschaffenen Weh, eben so innig und von ganzem Herzen, als ob es ihn schuldlos getrofen. Sei seine Freundin im höchsten und schönsten Sinne dieses großen Wortes, während Du die Feindin seiner Laster bist.

[195] Ein wahrhaft gutes und edles Weib hat schon mehr als einmal einen verworfenen, dem Laster verfallenen Gatten mit sanfter Hand auf die Bahn des Guten zurückgebracht, und so nicht nur sich den Gatten, ihren Kindern den Vater, der Welt ein fühlendes Menschenherz, sondern dem Himmel eine unsterbliche Seele erhalten.

*[Die unverheiratete Frau]*

[204] Die Ehen werden seltener, die Zahl der einsam bleibenden Mädchen mehrt sich. – Wie gräßlich wäre es daher, wenn die Ehe durchaus die Bestimmung, der Lebensberuf des Weibes wäre!

Aber das ist auch nicht der Fall; tröstet Euch dieserhalb, Ihr, meine Lieben, die Ihr, freiwillig oder unfreiwillig, einsam geblieben. –

Die Ehe ist für Euch nicht mehr, als für den Mann, Lebenszweck und Beruf; es ist nur eine Arroganz einiger Männer, zu glauben, jedes Weib sei eben nur Etwas in Beziehung auf einen Mann, an und für sich aber ein Nichts, das, wie das welke Herbstlaub oder die Blüte, die, ohne Frucht anzusetzen, zu Boden sinkt, keinen Werth hat. –

Schaut um Euch, meine Theuren! Betrachtet die schöne Schöpfung Gottes, vom kleinsten Pflänzchen bis hinauf zu dem Könige derselben, der stolzen Creatur [205] Mensch, und Ihr werdet finden, daß jedes Einzelne von den Gebilden, die wir lebendig nennen, eine doppelte Bestimmung habe – eine, als für sich bestehendes Einzelwesen und die andere in Bezug auf das Ganze.

Das kleinste Moos, am Felsen klebend, hat das Streben und

folglich die Bestimmung, sich in sich selbst zu vollenden. Es keimt, es wächst und entwickelt seine zarten, wunderbar schönen Blättchen, Federchen und Krönchen, bis es, zu seiner Zeit verstäubend, eine Grundlage bildet für ein neues, etwas edleres Pflanzenleben. —

In der großen Kette der geschaffenen Wesen ist keines, das nicht seinen besonderen Nutzen für ein anderes und dadurch für das Ganze der Schöpfung habe. — Es ist kein im Winde verwehendes Blatt, das nicht seinen Zweck hätte und erfüllte im großen Haushalte der Natur. Bei den niederen Wesen der Schöpfung ist Beides Naturnothwendigkeit, bei dem mit Willensfreiheit begabten Menschen wird es zur Pflicht.

Sich selbst zur höchstmöglichen Vollkommenheit entwickeln und dem großen Ganzen, dem wir angehören, nach besten Kräften und mit bestem Willen nützen, das ist menschliche Bestimmung auf Erden, der Mensch sei nun Mann oder Weib.

[206] Die Ehe ist bei beiden Geschlechtern ein *Mittel*, diese Bestimmung zu erreichen, aber bei weitem nicht das einzige, vielleicht nicht einmal das schönste, wenngleich für das Weib das nächste und schnellste. —

Euer Beruf auf Erden ist die höchste Vervollkommnung Eures Ichs und die größtmögliche Benutzung Eurer Kräfte für Eure Mitmenschen. Beides geht, wie der Augenschein lehrt, Hand in Hand!

Indem Ihr an Euch selbst arbeitet, arbeitet Ihr auch an dem Weltganzen, von dem Ihr ein Theil seid; denn:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,  
Schmückt sie auch den Garten. —

Was heißt nun aber, an sich selbst arbeiten, und wie könnt Ihr, die Ihr einsam dasteht, Andern möglicher Weise nützen?

Wir wollen es versuchen, diese letzte Frage zuerst zu beantworten, vielleicht werden wir dadurch auch eine Antwort auf die erste finden. —

Wir wollen dabei offen und ohne alle Umschreibung zu Werke gehen; Ihr, meine Theuren, zu denen ich hier besonders spreche, seid schon etwas vorgeschriften auf der Bahn des Lebens und kennt viele ihrer Rauhheiten. Ihr habt gedacht, denn — Ihr habt gelitten; [207] es gibt sicherlich kein einsames Mädchen, das, losgetrennt von den süßen Banden nächster Familienliebe, nicht Bekanntschaft gemacht hätte mit dem ernsten Freunde der Menschheit: *dem Kummer*.

Die Thorheit der Menschen erfand für Euch den Spotttitel: Alte Jungfer! — den so Manche schon, die vor Euch kämpfte und strebte, für sich in einen Ehrentitel umzuwandeln wußte, und ich hoffe, die Zeit ist nicht mehr fern, da er überall einen guten Klang haben wird.

Es ist dem einsam lebenden Mädchen freilich nicht so zur zwingenden Nothwendigkeit gemacht, durch Arbeit und Thätigkeit zu nützen, als der Frau, an welche Gatte und Kinder in jeder Stunde ihre Lebensanforderungen machen, die sie nur befriedigen kann, indem sie alle ihre Kräfte anstrengt. Kein weinender Säugling weckt die Einsame aus dem Schlaf, und wenn sie selbst mit einem Butterbrod sich genügen läßt, so ist Niemand da, der von ihr das Mittagsmahl fordert. — Sie hat nicht viel zu nähen und zu flicken, zu waschen und zu plätzen, ihre Zeit gehört ihr selbst, eine unerträgliche Last oder ein großartiges Capital, je nachdem sie damit umzugehen versteht. —

Ich will für jetzt von Denjenigen sprechen, die [208] neben dem Zeitcapital auch noch ein anderes besitzen. — Das reiche einsame Mädchen befindet sich in einer von dem armen sehr verschiedenen Lage, und schwerlich wird sie je ganz einsam sein, wenn sie auch weder Eltern, noch Geschwister hätte, während die Arme nur zu oft ganz und gar verlassen und auf sich selbst angewiesen ist.

Euch, Ihr Mittellosen, um die sich Verwandte und Freunde gewöhnlich nicht drängen, gelten daher zunächst diese Zeilen. Auch Ihr habt sicherlich den Wunsch und die Pflicht, Andern *nützlich* zu werden; ehe Ihr aber Eure Zeit, Euer ein-

ziges Capital, dazu verwendet, müßt Ihr zuvörderst dahin streben, Niemandem lästig zu fallen.

Nur zu oft hört man in Familien die leise Klage über die Last, welche arme Anverwandte ihnen machen. Tante Beatchen und Cousine Lieschen und die alte Mamsell, die in der Dachstube wohnt, sind der Popanz der kleinen Kinder, Gegenstand des Spottes und der Neckerei für die größeren Knaben und der stillen Seufzer der Hausfrau, die mit Schrecken eines oder des andern dieser drei Familien-Anhängsel ihr Haus mit einem Besuche überziehen sieht.

Es ist die erste Pflicht eines einsamen Mädchens, sich durch Arbeit das hohe Gut der Selbstständigkeit zu er-[209]ringen. Sie soll kein ungern geduldetes Anhängsel eines Familienkreises sein, der sie nicht liebt, sondern mit Eifer darnach streben, auf sich selbst, auf die eigene Thatkraft gestützt, sich Unabhängigkeit von dem zweifelhaften Wohlwollen Anderer zu schaffen.

Ich weiß, daß mir so Mancher entgegnen wird, das sei sehr schwer, ja unmöglich.

Wie die Verhältnisse in unserm Vaterlande sind, muß ich zugeben, daß es schwer ist; unmöglich ist es nicht, davon könnte ich unzählige Beispiele aus meinem eigenen Gesichtskreise anführen.

Es gehört dazu Muth, Fleiß und Genügsamkeit, drei große schöne Tugenden, aber sehr häufig, ja fast immer mit einander vereint in einem sanften und resignirten Herzen. —

CAROLINE S. J. MILDE

*Der deutschen Jungfrau Wesen und Wirken*

1869

[3]

*Weiblichkeit.*

»Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!«

Wenn Gott des Weibes Seele mit einer Fülle weihevoller Angebinde begnadigte, wenn er Unschuld und Demuth, hingebende Liebe, Geduld in Leiden, Gefühl für edle Mäßigung, Opferfreudigkeit im Entsagen und Entbehren, Empfänglichkeit für Hohes und Schönes, stillen Sinn am Altare des Hauses, — wenn er solche Himmelsgaben ihr ewiges Erbtheil werden ließ, die tief verborgen wohl in jeder Jungfrau ruhen, — so sollen diese bewegenden Kräfte ihr lebendiger Mahnruf werden, das Keimende zu entfalten und zu gestalten, das Schlummernde zu frischem frohem Leben und Streben wachzurufen, damit sich die hohe Aufgabe jungfräulichen Seins's herrlich an ihr erfülle und segenvoll in ihr vollende und kröne!

Die Natur versagte dem Weibe Stärke; es zeigt sich in seiner ganzen Größe und Vollendung, wo es die angeborne Schwäche umwandelt in Sanftmuth, Milde, Innigkeit, in Fülle und Tiefe des Herzens, in Demuth und stille Ergebung.

Das Weib, welches die Sphäre der Weiblichkeit verläßt, gibt sich selbst auf; es kann und soll sich nicht über die Weiblichkeit erheben, und wie leicht verletzt es die ihr von Natur gezogenen Grenzen, wenn es mehr sein will, als wohin ihr besserer Genius sie weist.

[4] *Die reiche zarte Seelenscalा jungfräulichen Wesens erwählte ich zum Thema nachfolgender Blätter.*

Das »Ewig-Weibliche« ist ihre Grundstimmung, die, in Höhen und Tiefen, Härten und Weichen variirend, ja oft in

grelle Dissonanzen abweichend, endlich doch durch alle Klangfarben hindurch nach jener schönen Harmonie strebt, die allein glücklich macht und beglückend wirkt.

Verschließe nicht dein Ohr dafür, ja! laß sie, theure Jungfrau, bis an die Tiefen deiner Seele heranklingen, stimme diese danach, löse alle Dissonanzen in ihr, auf daß Nichts den reinen Wohlklang in dir trübe, und dein ganzes Wesen wieder töne in dem klaren wohlautenden Akkord

*der holden Weiblichkeit!*

[71]

### Eigensinn.

Der Eigensinn, dessen das weibliche Geschlecht so oft beschuldigt wird, müßte eigentlich seinem inneren Wesen ganz fern liegen, da er in schroffem Widerspruche zu dem Dienst und Sichfügen steht, wie es das Loos des Weibes auf Erden mit sich bringt. Leider wird aber der kindische Fehler des Eigensinns aus der ersten Jugend noch oft in die Mädchenjahre hinübergenommen, und stört dann das eigene Behagen, wie das der Familie.

Wer eigensinnig ist, beharrt fest auf dem, was er sich vorgenommen und in den Kopf gesetzt hat, ohne auf Vernunftgründe [72] zu hören oder sich den Verhältnissen fügen zu wollen, ja, besteht desto fester auf seinem Willen und Vorhaben, je mehr man ihn davon abzubringen sich bestrebt. Aber »Mädchen müssen an Unterwürfigkeit gewöhnt; Einwürfe, Widerspruch, Rechthaberei dürfen nicht geduldet werden; sie müssen lernen, nachzugeben, ohne auch nur im Stillen zu murren. Je mehr sie willig und von Herzen folgen gelernt haben, desto mehr werden sie an Heiterkeit, Gesundheit und immer gleicher Stimmung gewinnen.«

Oft will der Eigensinn sich unter dem glänzenden Gewand der Charakterfestigkeit verbergen, und gerade wenn ein Fehler sich unter dem Namen einer Tugend geltend macht, ist er ernster und verlangt strengere Selbstprüfung. Bei solchen

Gelegenheiten untersuche, ob wirklich ein Fall vorliegt, wo es sich um ein Aufgeben und Zuwiderhandeln von Grundsätzen handelt. Meistens wirst du dir gestehen müssen, daß du unbeschadet deines Charakters und ohne dein eigenstes Selbst zu verletzen, nachgeben und dich fügen kannst. Das Nachgeben schließt übrigens eine gewisse Willensstärke nicht aus; im Gegentheil lehrt die Erfahrung, daß die eignisnigsten häufig auch die schwächsten und unentschlossenen Charaktere sind.

[121] *Die Geistreiche, die Liebenswürdige.*

Geistreich sein ist die glänzende Eigenschaft, die durch ihre neuen, eigenthümlichen, erfindungsreichen Gedanken überrascht, die sich mit genialem Schwung über das Alltägliche erhebt, neben der bekannten Wahrheit plötzlich eine individuelle neue Wahrheit aufstellt, die mit Witz, Scharfsinn und Tiefsinn alle Fragen durchdringt und zu eigenthümlicher Antwort fördert, die elastisch sich aus jedem Gedanken eine gefallige Pointe zieht und die Sprache in Wort oder Schrift immer auf interessanter Höhe emporhält. Gedächtniß, Verstandesschärfe, feiner Beobachtungssinn und Poesie müssen sich treffen, um die Wirkung des *Geistreichen* hervorzubringen.

Wenn *geistreiche Frauen* bewundert werden, so sind sie doch weit öfter *gefährdet* als *geliebt*, weil die meisten von ihnen einen, für andre weniger Begabte, niederdrückenden, verdrängenden Einfluß haben und dadurch unbewußt ihre Eitelkeit verletzen. Hüte dich deshalb, wenn dein Geist einen höheren Flug nimmt, dich in den Vordergrund zu stellen, glänze nicht damit, [122] laß deine Geistesfunken nicht über Andrer Schwächen leuchten, sei bescheiden und wisse nicht nur klug zu reden, sondern auch bescheiden zu schweigen, zu rechter Zeit und am rechten Ort.

»Wenn Gott dir Witz gab« – sagt Campe – »so trage ihn wie

dein Schwert in der Scheide, und blitzt nicht damit zum Schrecken der Gesellschaft umher. Witz ist ein schlimmes Talent, das Jedermann bewundert, die Meisten streben daran, Alle aber fürchten es, außer an sich selbst.«

»Verstand und Witz kann leicht ergötzen,  
Doch fesseln kann allein das Herz.«

Wenn Geist und Witz die Jungfrau zu einer interessanten Erscheinung machen, so fühlen wir uns doch allein dauernd durch ihre *Liebenswürdigkeit* sympathisch angezogen und gefesselt. Nicht daß die Liebenswürdige allen Geistes baar sein dürfte; im Gegentheil, ohne ein gewisses Maaß von Bildung und geistiger Elasticität könnte die anmuthende Erscheinung nicht hervorgehen; aber hinter der wahren Liebenswürdigkeit liegt der verborgene Zauber der Herzensgüte, die sich in der Sanftmuth, der Theilnahme und dem Wohlwollen ausspricht. Sittlicher Werth, fern von dem starren Wesen eines sogenannten »Tugendspiegels«, ist ihre Basis; gesellen sich zu diesen innern Vorzügen noch die äußeren der körperlichen Schönheit, so ist ihr Sieg doppelt schnell und gewiß, und eine solche liebenswürdige Jungfrau ist von einer Atmosphäre der Reinheit und Zartheit umgeben, die alles Rohe und Unschöne von sich weit entfernt hält.

Die Liebenswürdige unterordnet mit Leichtigkeit ihr eignes Ich, versenkt sich mit ganzer Seele in Anderer Interessen, ist lebhaft, heiter, gesprächig, gefällig, opferbereit, hülfreich schonend, [123] lieblich zuvorkommend und – wie Stugau behauptet – darf auch eitel sein. »Denn«, meint er, »sie muß das Bestreben in sich haben, sich beliebt zu machen; wer aber nicht bloß liebenswürdig *sein*, sondern auch liebenswürdig *scheinen* will, der muß gefallen wollen, und man kann nur gefallen wollen, wenn man eitel ist; nur die Eitelkeit verleiht jene Aufmerksamkeit auf gewisse scheinbare Kleinigkeiten der äußern Erscheinung, in Anzug, Haltung, Betragen, welche in ihrer Gesamtheit Wohlgefallen erregen, und die sollerden Eigenschaften der Herzensgüte und sonstiger sittlicher

Trefflichkeit anmuthig und gefällig erscheinen lassen. Es versteht sich von selbst, daß diese Aufmerksamkeit auf Aeußerlichkeiten nicht zur Hauptsache werden darf, sonst wird aus der liebenswürdigen Jungfrau eine Coquette.« Und welche Abirrung von der wahren Jungfräulichkeit die Coquetterie ist, das habe ich schon an ander Stelle genugsam dargethan und davor eindringlich gewarnt.

[293]

*Frauen-Emancipation.*

»Ein Weib soll ihre Weiblichkeit nicht ausziehen wollen.«

Man versteht im Allgemeinen unter Emancipation die Aufhebung oder Ueberschreitung der Schranken, die dem weiblichen Geschlechte durch seine geistigen, gemüthlichen, wie körperlichen Eigenthümlichkeiten gezogen sind.

Wo aber beginnen jene Schranken? Das ist die schwer zu lösende Frage, die unsere Zeit vielfach besprochen, und deren Beantwortung in den verschiedenen Ländern und zu den verschiedenen Zeiten nie eine gleiche gewesen. Unbestreitbar ist es wohl, daß die steigende Cultur und die Verhältnisse unserer Zeit den Wirkungskreis, in dem die Frau ihre Thätigkeit entfalten kann, erweitert hat, und engherzig wäre es, den Anforderungen unsres Jahrhunderts nicht Rechnung tragen zu wollen.

Eine Emanciprie pflegt in der Frauenwelt als Schreckbild aufgestellt zu werden, und wie man sich eine solche gewöhnlich vorstellt, ist der Widerwille ein durchaus gerechtfertigter. Was könnte es Widerwärtigeres geben, als ein weibliches Wesen, das allem Reiz der zarten Weiblichkeit entsagt, und wenn auch nicht gerade der *Sittlichkeit*, so doch der *Sitte* herausfordernd entgegentritt und männliche Gewohnheiten annimmt?

[294] Vor allen Dingen soll man nicht in dem gewissen Vorur-

theile befangen sein, mit dem man leider noch zu oft auf solche Frauen blickt, die sich durch eigne Arbeit und Thätigkeit eine Existenz schaffen müssen. Hierin dürfte uns Amerika als Vorbild dienen, wo die Arbeit adelt, während sich hier manches Mädchen aus falschem Stolz durch Arbeit zu erniedrigen glaubt, und in diesem Wahn versunken, den rechten Weg zur Begründung ihres Lebensunterhalts verfehlt. Leider ist die Zahl der Frauen, die auf ihre eignen Kräfte angewiesen sind, statistischen Berichten nach, eine sehr bedeutende; so wird uns z. B. in einer vor nicht langer Zeit erschienenen Schrift des Präsidenten Lette angegeben, daß es in Preußen 450,068 Handarbeiterinnen, 700,000 weibliche Dienstboten in Haus und Feld, 701,752 Dienstboten in verschiedenen Gewerben, 564,705 Landwirthschafterinnen und Taglöhnerinnen, 2400 Nonnen und Diakonissinnen, 16,547 Krankenpflegerinnen und 7860 Erzieherinnen und Gouvernanten giebt.

Wo so viele Frauen auf selbständige Existenz angewiesen sind, ist es gewiß nur wünschenswerth und billig, daß jedes Feld der Thätigkeit, auf dem das Weib sich als treue und nützliche Arbeiterin erweisen kann, ihr geöffnet sei.

Es mag dem weiblichen Sinn und der dem Weibe angeborenen Befangenheit gewiß widerstreben und Ueberwindung kosten, aus dem Privatkreise herauszutreten; aber das Eintreten in die Oeffentlichkeit raubt den thatkräftigen und strebsamen Frauen eben so wenig unbedingt den Zauber der Bescheidenheit und zarten Weiblichkeit, als alle nur in Privatkreisen sich bewegende Frauen jene Reize unbedingt besitzen müssen. Versuchungen treten freilich mehr an sie heran, wo sie das Privatleben verlassen; aber mit einem religiösen Sinn und innerem moralischen Halt, einem gebildeten Geiste, der den Aeußerlichkeiten und Nichtig-[295]keiten des Lebens zum Gegengewichte dient, können sie ihnen siegreich widerstehen, und doppelten Werth hat die erprobte Tugend.

Die Geschichte der Malerei wie der Musik und Schauspiel-

kunst führt uns eine nicht unbedeutende Reihe berühmter weiblicher Namen vor. Eine andre Bahn, welche Frauen mit Glück verfolgt haben, ist die schriftstellerische Thätigkeit. Den Stab über sie zu brechen, wäre ungerecht. Fühlt eine Frau wirkliche Begabung auf diesem Gebiete, und drängt sie nicht blos die Eitelkeit dahin, so sei ihr der Weg nicht verschlossen, und mag sie, wenn sie die Oeffentlichkeit befangen macht, ihren Namen in den Schleier der Anonymität hüllen.

Wie segensreich das Wirken der Frauen als Krankenpflegrinnen gewesen, wie viel Schmerz sie mit ihrer Fürsorge gelindert haben, davon sprechen unzählige Beispiele aus den letzten Kriegsjahren. Wie manche Dankesthräne ist den rettenden Engeln in Frauengestalt nachgeflossen, und wie manches letzte Lächeln der bleichen Lippen war noch ein stummes und ach! so beredtes Zeichen der Anerkennung für sie, welche, die natürliche Scheu und Zaghafigkeit verleugnend, inmitten der Entbehrungen und Anstrengungen, ja selbst der Gefahr ansteckender Krankheiten gegenüber, den leidenden Mitbrüdern, welchem Stande und welcher Nation sie auch angehörten, Pflege und Trost angedeihen ließen!

Wie einflußreich die Stellung der Frau als Lehrerin und Erzieherin auf das Wohl der Familien, und mittelbar also auf das Wohl der Staaten ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung. »Der Mensch ist das einzige Geschöpf«, sagt Kant, »das erzogen werden muß; er kann nur Mensch werden durch Erziehung, und er ist Nichts, als was die Erziehung aus ihm macht.« In beinahe gleicher Weise spricht sich Locke aus; »ich glaube, behaupten zu [296] können, daß neun Zehnttheile der Menschen das, was sie sind, gut oder böse, brauchbar oder unbrauchbar, durch die Erziehung werden.«

Aber nicht alle Mädchen, die sich selbst eine Existenz gründen wollen, haben Gelegenheit und Begabung, sich für die Kunst, der Krankenpflege oder für das Lehrfach auszubilden; ihnen stehen außerdem noch mannigfache Wege offen, sich eine ehrenhafte Stellung zu erringen. In neuester Zeit hat

sogar der Staat weibliche Beamte im Post- und Telegraphenfach für zulässig erklärt, und sollen sie sich als besonders gewissenhaft, treu, zuverlässig und ihrem Amte gewachsen erweisen.

Einige Anstalten haben sich die Aufgabe gestellt, jungen Mädchen die kaufmännische Carrière zu eröffnen und es erfreuen sich diese Tendenz verfolgenden Institute des günstigsten Erfolges.

Die Anfertigung der Frauenkleider und Putzgegenstände war den Frauen sonst nicht unbedingt gestattet; noch in den dreißiger Jahren kam es vor, daß junge Mädchen auf Antrag der Schneiderzunft bestraft wurden, weil sie Frauenkleider für Geld angefertigt hatten. Jetzt sind dergleichen Arbeiten zum größten Theil weiblichen Händen anvertraut; aber auch manche Handwerke, die keinen großen Aufwand von Körperfunktion beanspruchen, und bis jetzt nur in den Händen der Männer waren, könnten noch in das Bereich der Frauenarbeit gezogen werden.

Die Frau von Bildung kann und soll dem Laufe der Ereignisse unsrer Zeit nicht fremd bleiben, sondern ihm mit Interesse folgen; aber handelnd in das politische Treiben einzugreifen, ist dem innersten Wesen des Weibes widersprechend.

Was die Jungfrau Gutes erstreben und Beglückendes erreichen will, das erringt sie allein auf dem Felde der Thätigkeit [297] durch *echte Weiblichkeit*. Keine strebe nach etwas Anderem, keine Wölfe durch andere Mittel gefallen! Weiblichkeit herrsche in Gedanken, Meinungen, sie spreche aus ihrem Thun und Lassen, sie leuchte aus jedem Blick und jeder Bewegung. Alles Streben, das gegen diese Innigkeit der Seele, gegen den Sinn für's Wahre, Schöne und Edle streitet, ist ein ohnmächtiges, und weil es unnatürlich ist, muß es vergehen. Mit der Weiblichkeit der Jungfrau steht und fällt die Neigung und Achtung ihrer Mitmenschen.

MARIE CALM

*Ein Blick in's Leben*

1877

[342]

*Der Blaustrumpf.*

Was ist ein Blaustrumpf?

Wenn ich diese Frage an Dich, meine junge Freundin, richte, so lächelst Du und meinst, das wisset Du sehr wohl. Ein Blaustrumpf sei einer der verpöntesten Typen der Frauenwelt; was man der Kokette auch vorwerfen möge, so entsprängen ihre Fehler doch aus Eigenschaften, die der weiblichen Natur innenwohnten, sie sei doch unterhaltend, anziehend, gewandt; der Blaustrumpf dagegen repräsentire eine unnatürliche Richtung der Frau, er sei langweilig, eingebildet, unpraktisch, mit einem Worte *unweiblich!* Deshalb, während die Kokette zwar von ihrem eignen Geschlechte streng getadelt, von dem andern aber oft entschuldigt würde, stimmen alle Welt, Frauen und Männer darin überein, den Blaustrumpf zu verurtheilen!

Das ungefähr wird Deine Ansicht sein, und zugleich die Ansicht der Gesellschaft im Allgemeinen. Aber laß uns doch einmal untersuchen, was der unglückliche Blau-[343]strumpf verbrochen hat, um ein so hartes Urtheil auf sich herab zu rufen.

Zuerst müssen wir uns da klar machen, was das Wort Blaustrumpf eigentlich bedeutet; denn trotz der vielen, wenig schmeichelhaften Epitheta, die Du diesem Individuum zuertheilst, kann man daraus doch keine Definition zusammenstellen.

Also noch einmal: was ist ein Blaustrumpf?

Wörtlich genommen wäre das eine Frau, die blaue Strümpfe trägt. Das ist freilich nicht sehr hübsch, aber es ist doch kein Verbrechen, das eine so strenge Beurtheilung verdiente. Nun

aber sagt man so: blaue Strümpfe tragen nur diejenigen Frauen, denen die weißen, oft zu waschenden und zu erneuernden unbequem sind, Frauen, welche die edle Strickkunst verachten, die Kochen und Scheuern nicht für ihren wichtigsten Beruf halten, und denen eine elegante Toilette nicht die höchste Befriedigung gewährt, – kurz, die *gelehrten Frauen*.

So sagt man und glaubt das Wort damit sehr gut erklärt zu haben. Auch Du, mein Kind, stimmst wahrscheinlich dieser Ansicht bei; indessen lassen sich doch einige Einwendungen dagegen erheben. Zuerst möchte ich Dich fragen: hast Du schon Damen in blauen Strümpfen gesehen? Was mich betrifft, so habe ich diesen Artikel wohl an kleinen Kindern oder armen Frauen bemerkt, nie aber ist es mir aufgefallen, daß wissenschaftlich gebildete Damen eine besondere Vorliebe dafür hätten. [344] Allerdings höre ich, daß man in Paris die Mode aufgebracht hat, Strümpfe von der Farbe des Kleides zu tragen; da würde bei einem blauen Kleide dann freilich auch der blaue Strumpf vorkommen, ob aber eine solche Modedame deshalb Anspruch auf den Namen »Blaustrumpf« erheben könnte, scheint mir sehr zweifelhaft. In der That soll das Wort nach dem Ausspruch verschiedener glaubwürdiger Autoritäten folgendem Umstand seine Entstehung verdanken.

Um das Jahr 1670 hatte sich zu London eine Gesellschaft von Herren und Damen gebildet, die sich mit wissenschaftlichen und literarischen Dingen beschäftigten. Die Seele dieser Gesellschaft war ein *Mr. Stillingfleet*, welcher die Gewohnheit hatte, stets blaue Strümpfe zu tragen. Blieb er einmal aus, so hieß es; »*It is nothing without the blue stockings*«,\* und schließlich nannte sich die ganze Gesellschaft nach ihm »der Club der *Blue-stockings*«.

Ist es nicht sonderbar, daß, sowie der nur auf Frauen angewandte Titel »Kokette« männlichen Ursprungs ist, auch die

\* Es ist nichts ohne die blauen Strümpfe.

Bezeichnung des andern Extrems »der Blastrumpf« seine Entstehung einem Manne verdankt? Ein gelehrter Engländer im vorletzten Jahrhundert trug blaue Strümpfe; gewiß hat man weder diese noch seine Gelahrtheit lächerlich gefunden, und doch dienen beide jetzt als Stich- und Beiwort für alle Frauen, welche [345] sich über das Niveau gewöhnlichen weiblichen Wissens, oder vielmehr *Nichtwissens*, erheben. Aber ist denn eine gelehrtene Frau wirklich etwas so Schlimmes? Muß sie wirklich langweilig, eingebildet, unpraktisch und unweiblich sein?

Sie muß es sicher nicht; aber ich gebe zu, daß es solche Frauen gibt. Tragen sie auch keine blauen Strümpfe, eben so wenig wie das, von der Bühne ihnen vorgeschriebene, auffallende Costüme und die Brille auf der Nase, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Typus des Blastrumpfs in seiner üblichen Auffassung immer noch in der Frauenwelt vertreten ist. Und gerade unter den älteren »jungen Damen« finden sie sich am häufigsten; sie bilden da gewissermaßen das Stadium nach der Kokette.

Ich nannte die Koketterie in unserem vorigen Gespräch die Schminke, welche die Rosen der Jugend ersetzen soll; die scheinbare Gelehrtheit hat häufig einen ähnlichen Zweck, nur daß die Schminke statt äußerlich, innerlich aufgelegt wird. Das Mädchen, der Jugendzeit entwachsen, sieht, daß ihre Erscheinung, trotz aller Toilettenkünste nicht mehr anzuziehen vermag; oberflächlich wie sie ist, lange Jahre nur flüchtigen Vergnügen hingegeben, hat sie weder wahre geistige Schätze gesammelt, noch wahre, tiefer gebildete Freunde erworben; sie sieht sich verlassen, ihr Leben verödet, und um ihm einen neuen Inhalt zu geben, neue Freunde zu erwerben, [346] wirft sie sich auf die *Gelehrsamkeit*. Jetzt werden plötzlich die kürzlich noch so geliebten Vergnügen der Jugend verachtet, die Künste der Toilette vernachlässigt; sie will nicht mehr jugendlich, sie will *geistreich* sein; sie rennt in alle Vorlesungen, wo sie den Vortragenden mit intensiver Aufmerksamkeit anstarrt und eifrig

Notizen in ihr Taschenbuch einträgt; sie fragt alle Welt nach gelehrten Büchern, hat keine Zeit Romane zu lesen, studirt die Besprechungen aller möglichen Werke und bringt bei jeder Gelegenheit die aufgeschnappten gelehrten Brocken an. Läßt dann ein gründlich gebildeter Mann sich einmal in ein Gespräch mit ihr ein, so stürzt das künstlich aufgeführte Gebäude ihrer Weisheit sehr rasch zusammen, und er denkt beim Anhören ihrer unverdauten Gelehrtheit mit verächtlichem Achselzucken: »Welch ein Blaustrumpf!«

Das, mein Kind, ist das Bild einer Frau, die verdient, mit diesem Namen stigmatisirt zu werden. Und selbst wenn ihre Bildung weniger oberflächlich wäre, als ich sie geschildert, verdiente sie jenes Beiwort doch, sobald sie mit ihrem Wissen prahlt. *Jedes Zurschaustellen, sei es innerer oder äußerer Vorzüge ist unweiblich* und wird mit Recht getadelt. Aber die wahrhaft gebildete Frau wird sich dieses Fehlers auch nicht schuldig machen; sie ist zu dem Sokratischen Standpunkte gelangt, *zu wissen, daß sie nichts weiß*, und mit dem Streben nach Vervollkommnung, mit der Freude [347] an den Kenntnissen Anderer ist die Bescheidenheit gepaart, welche sie vor jeder lächerlichen Ueberhebung schützt.

Eine Frau aber, die gründliche Geistesbildung besitzt und diese mit Herzensbildung verbindet, mit dem spöttischen Titel eines Blaustrumpfes zu bezeichnen, ist nicht nur ungerecht, sondern lächerlich. Warum soll das, was an und für sich ein Vorzug ist, was wir bei dem Manne schätzen, bei der Frau ein Makel sein? Ich kann keinen Grund dafür finden und bezweifle, daß überhaupt ein vernünftiger Grund dafür angeführt werden kann. Würdest Du selbst z. B. Deine Lehrerin, hoffentlich eine recht gelehrte Dame, mit jenem Titel beecken? Wird man eine Caroline Herschel, die ihrem Bruder bei seinen astronomischen Arbeiten eine treffliche Stütze war, eine *Mrs. Sommerville*, deren naturhistorische Werke zu den besten unserer Zeit gerechnet werden, eine Dorothea Exzellen, die sich in der Medicin ausgezeichnet, wird man irgend eine Schriftstellerin, die der Welt mit ih-

rem Wissen nützt, als Blaustrumpf verspotten? Ich hoffe nein! Ihre Kenntnisse sind ihnen ja zu ihrem Berufe nothwendig, ohne sie würden sie dazu untüchtig und sehr zu tadeln sein. Wahre Tüchtigkeit, wirkliche Leistungen werden von Menschen, die dergleichen zu schätzen wissen, immer anerkannt werden, gleichviel ob sie sich bei einem Manne finden oder bei einer Frau. Wer da noch spöttelt, der gehört gewöhnlich zu den »geistig Armen«, die den Reichthum, der ihnen unerreichbar ist, schmähen, wie der Fuchs die Trauben.

[348] Gerade bei Frauen ist dieser Fehler nicht selten. Um ihre eigene Unwissenheit zu entschuldigen, suchen sie das Wissen Anderer als etwas Unpassendes darzustellen. Unsere jungen Dämmchen zumal rümpfen sehr oft die Nase über irgend eine ihrer älteren Gefährtinnen, die einer ernsteren Richtung huldigt, der ein gutes Buch mehr Freude macht, als ein buntes Band. Da heißt es gleich »Mamsell Weisheit«, »Fräulein Blaustrumpf«, da moquiert man sich, daß sie etwas »Besseres sein will, als die Andern«, da wird leise und laut über sie gespottet, bis sie sich aus einem Kreise zurückzieht, der sie so wenig freundlich, so ungerecht beurtheilt. Diesen jungen Dämmchen möchte ich einen Ausspruch vorhalten, der, obwohl aus einem fremden Lande und aus einer fernen Zeit stammend, doch auch auf uns und unsere Zustände noch vollkommene Anwendung findet, einen Ausspruch der berühmten französischen Schriftstellerin *de Scudéry*.

»Die Schwierigkeit, etwas zu wissen, und nicht für gelehrt gehalten zu werden, sagt diese, hat ihren Grund nicht in dem, was eine Frau weiß, sondern in der Unwissenheit der Uebrigen. Die Ungewöhnlichkeit der Kenntnisse ist das, was Tadel erregt. Ich kenne nichts, was unserem Geschlechte mehr zur Schande gereichte, als daß eine Frau nicht verpflichtet ist, Etwas zu lernen. Aus diesem Grunde wünschte ich, daß verboten wäre, zu sprechen und daß man sie nicht schreiben [349] lehrte, denn wenn sie dies Beides thun soll, so muß ihr auch Alles zugänglich gemacht werden, was den Geist auf-

klärt, das Urtheil bildet und sie gut sprechen und schreiben lehrt.“

Du siehst, mein Kind, die Zustände und Ansichten des siebzehnten Jahrhunderts sind von denen unserer Tage nicht sehr verschieden. Damals wie jetzt war die gründlich unterrichtete Frau dem Tadel der Menge ausgesetzt, und sie war es, weil sie eben eine Ausnahme von der Regel bildete. Hoffen wir, daß diese Ursache bald aus dem Wege geräumt werde, daß die Zeit nicht ferne sei, wo die wahrhaft gebildete Frau die Regel, die ungebildete oder halbgebildete die Ausnahme ist; wo man einsieht, daß Bildung und Kenntnisse so wenig nothwendigerweise mit einem unpraktischen, unweiblichen Wesen verbunden sind, wie Unwissenheit und Beschränktheit das Attribut der ächten, tüchtigen Hausfrau bilden. Wenn diese Zeit gekommen ist, dann wird die ungebildete Frau, als das Ungewöhnliche, dem Tadel und Spott anheim fallen, der Name »Blastrumpf« aber wird zur Mythe werden.

MARIE VON LINDEMAN

*Die rathende Freundin*

1886

[3] Erwachsene Töchter  
sind der Schmuck des Hauses.

Junge Mädchen sind die Blumen des Hauses. Das ist ein nicht selten gehörtes und gewiß oft zutreffendes Wort. Bei aller Lieblichkeit des Vergleiches möchten wir ihm aber nicht die volle Geltung wünschen, die man heutzutage an jungen Mädchen nur zu oft bemerken kann, indem sie nur hübsch und freundlich erscheinen, sich aber nicht rühren und bewe-



gen, und sich, wie Blumen, pflegen lassen, statt dies Andern zu thun. Um das liebe Bild aber festzuhalten, so soll die äußere Erscheinung eines jungen Mädchens wohl, wie die einer Blume, eine freundliche und heitere sein. Gleichviel, ob sie mehr oder weniger hübsch ist – [4] die Jugend verleiht Jeder einen gewissen Reiz, den sie durch Kleidung und Wesen unterstützen soll.

Will ein Mädchen aber wirklich der »Schmuck des Hauses« sein, so muß sie nicht, wie eine Blume, nur am Fenster stehen und auf die Straße hinaussehen, sondern sie muß thätig im Hause schaffen und der Mutter überall als freundliche, bereitwillige Stütze zur Seite sein. Doch wie der Duft einer Blume still und ungesehen das ganze Haus durchzieht, so sei auch ihr Schaffen geräuschlos und bescheiden, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Den Eltern gegenüber soll sie freundlich und heiter, wie ein Sonnenstrahl im Winter sein, dienstbereit ihnen die Wünsche ablauschend, nicht erst warten, bis sie ausgesprochen werden, um sie zu erfüllen. Bescheiden in ihren Ansprüchen, nehme sie jedes ihr von den Eltern Gebotene mit herzlichem Danke hin.

Wenn sie kleinern Geschwistern gegenüber nicht herrisch, sondern ein liebvoller Beistand, gleichaltrigen Brüdern oder [5] Schwestern eine freundliche Gefährtin ist, Befreundeten der Eltern, die das Haus besuchen, eine rücksichtsvolle Aufmerksamkeit widmet, so wird sie ein Schmuck all' dieser kleinen Kreise sein. Mit freundlicher Artigkeit und Respect – ein Wort, von dem die heutige Jugend oft nicht viel wissen will – begegne sie Fremden und ältern Personen.

Sind Gäste geladen, so darf die Tochter nie der Mutter die Bedienung derselben überlassen, sondern muß sich zeitig üben, sie mit Geschick zu besorgen. Ein Mädchen soll sich nicht vorlaut in die Unterhaltung Aelterer mischen, doch freundlichen Bescheid geben, wenn man sie dazu auffordert. Unangenehm berührt von jungen Mädchen ein scharfes, absprechendes Urtheil und das entschiedene Behaupten einer entgegengesetzten Meinung. Auch ältern Herren gegenüber gelten diese Angaben.

Von jungen Männern aber ist das gebildete Mädchen berechtigt, Artigkeit und Zuvorkommenheit zu erwarten. Sie [6] darf und soll sich keine Vertraulichkeit von ihnen gefallen lassen und dieselbe, im Nothfalle, streng zurückweisen. Gegen die im Hause Dienenden sei die Tochter freundlich, ohne Vertraulichkeit. Sie lasse sich so wenig als möglich bedienen, verlange die nötigen Dienstleistungen nur mit Bitte und nehme sie mit Dank an. Wie schön ist es, wenn sie auch den Dienstboten Theilnahme in Krankheit oder Kummer widmet!

Wenn so die Tochter des Hauses Jedem, der mit dem Hause in Berührung kommt, wohlthuend und erfreuend begegnet, dann nur wird sie wirklich ein Schmuck des Hauses sein.

AMALIE BAISCH (Hrsg.)

### *Aus der Töchterschule ins Leben*

1889

[417] *Der wissenschaftliche Beruf.*

Mit alle dem verschiedenartigen Thun und Wirken, das wir bisher beobachtet, ist das Bestreben, dem weiblichen Geschlecht erweiterte Wirkungskreise und ausgiebigere Erwerbsquellen zu erschließen, noch keineswegs erschöpft. Der Mann, sagte man sich, ist dem Weibe an Körperkraft überlegen; daß auch auf geistigem Gebiete ein ähnliches Verhältnis herrsche, ist eine Annahme, deren nachdrückliche Bestreitung sich die Vorkämpferinnen der modernen sogenannten Frauenbewegung in erster Linie angelegen sein ließen. Noch heute schwelt der Streit darüber, wie weit die Schädel- und Gehirngröße, hinsichtlich deren das weibliche

Geschlecht tatsächlich ein geringeres Durchschnittsmaß aufweist als das männliche, mit der Größe und Kraft der geistigen Begabung Hand in Hand gehe oder nicht. Der Erörterung dieser schwierigen wissenschaftlichen Streitfrage hier irgendwie näher zu treten, kann natürlich nicht in unserer Absicht liegen. Für uns genügt es, zu wissen und darauf hinzuweisen, daß es zu [418] allen Zeiten Frauen gegeben hat, deren geistige Bedeutung selbst von ihren hervorragendsten Zeitgenossen willig anerkannt und bewundert worden ist. Diese Thatsache allein genügt ja, um darzuthun, daß das weibliche Wesen keineswegs von den höchsten geistigen Gütern als zum voraus ausgeschlossen gelten kann. Sobald das feststeht, hat es auch seine volle Berechtigung, daß man denjenigen Mädchen, die sich zu höherer Ausbildung und Wirksamkeit berufen fühlen und befähigt glauben, die Möglichkeit zur Verfolgung ihrer Bestrebungen erschließt. Wie weit in jedem einzelnen Falle die tatsächliche Begabung mit dem persönlichen Wunsche Hand in Hand geht, muß sich durch die Erfahrung entscheiden, und erst nach einer ziemlich umfangreichen Reihe solcher Erfahrungen wird sich das Durchschnittsmaß der geistigen Begabung des weiblichen Geschlechts mit einiger Sicherheit angeben lassen. Bis dahin werden sich die Gruppen hervorragender Vertreterinnen des geistigen Ringens um eine ansehnliche Zahl glänzender Erscheinungen vermehrt haben; aber wird nicht noch viel größer die Schar der beklagenswerten Opfer sein, die sich zu viel zugetraut haben und mit ihren Bestrebungen jämmerlich gescheitert sind? Ja, meine lieben jungen Freundinnen, an der Spitze dieser Erörterungen über geistige Bethätigung des weiblichen Geschlechts muß vor allen Dingen eine eindringliche Mahnung stehen. Mögen alle diejenigen unter euch, die sich dem aufreibenden Beruf geistigen Forschens und Schaffens in die Arme werfen wollen, vor allem mit ihren Kräften auf das gewissenhafteste zu Rate gehen; nicht nur mit den geistigen, [419] sondern nicht minder mit den körperlichen, denn die Bahn, die ihr betreten wollt, ist eine steile und mühsame.

Aus der

# Töchterschule ins Leben.

Ein allseitiger Berater

für

Deutschlands Jungfrauen.

Unser Mitwirkung hervorragender Kräfte  
herausgegeben

von

**Amalie Baisch,**  
geb. Marggraff.

Mit einem Titelbild von Emanuel Spiker.



Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.  
Deutsche Verlags-Anstalt.

1889.

selige. Sie erfordert Anstrengungen, von denen ihr euch schwerlich zum voraus in dem Augenblick begeisterter Schwärmerie für ein vorgestocktes Ziel eine auch nur entfernt zutreffende Vorstellung macht. Nur eine ganz kräftig ausgerüstete zähe Natur vermag den Strapazen stand zu halten, die in der Verfolgung dieses Ziels auf Schritt und Tritt eurer harren. Glaubt ihr nun aber nach sorgfältigster Selbstprüfung der Ueberzeugung sein zu dürfen, daß eure geistigen und körperlichen Kräfte zur Durchführung solch kühnen Unternehmens ausreichend sind, so rüstet euch vor allem mit Entzagung und Opfermut, denn die Bahn, die ihr zu betreten gedenkt, ist auch eine dornenvolle. Der Jüngling, der sich dem wissenschaftlichen Studium widmet, sieht in seinen Studentenjahren die rosigste Zeit seines Lebens. Mag er es mit seinen Studien noch so ernst nehmen, was ja keineswegs immer der Fall ist, so entschädigt er sich für die Stunden angestrenger Arbeit durch ausgelassene Fröhlichkeit im Kreise der Genossen. Die Erholungen, die er sich in thunlichst reichem Maße gönn't, tragen dem jugendlich überschäumenden Drange, sich in ungezwungenster Weise auszuleben, ergiebige Rechnung. »Freiheit, die ich meine«, singt er aus voller Brust, und er meint die Freiheit, die sich in den Mußestunden alles erlaubt, was nicht in zu schroffem Widerspruch gegen göttliche und menschliche Satzungen steht. Ganz anders das junge Mädchen, das sich einem ähnlichen Geistesstreben hingeben will. Aus dem [420] altgewohnten Geleise der weiblichen Lebenswege heraustrretend, sieht sie sofort aller Augen mit Verwunderung und strenger Kontrolle auf sich gerichtet. Wehe ihr, wenn sie sich den Anschein gibt, als sei es ihr nicht ganz und ausschließlich um den Ernst der Sache zu thun! Als bald wird sie verfehmt werden als ein entartetes Wesen, das nur darauf ausgehe, der männlichen Jugend ihr angestammtes Vorrecht auf burschikose Ungebundenheit streitig zu machen. Erinnert euch nur, wie oft und viel man über russische Studentinnen um ihres extravaganten Wesens und Benehmens willen den Stab gebrochen

hat! Und doch war es diesen jungen Mädchen – seltenste Ausnahmen abgerechnet – mit heiligem Ernst um die gute Sache zu thun, und was man an ihnen so scharf zu tadeln fand, entsprang lediglich der allerdings höchst gefährlichen und mit einer gewissen Eitelkeit zur Schau getragenen Lebensanschauung, vermöge deren sie sich für berechtigt hielten, alles, was Form und Schein bedeutet, zu mißachten. Indem sie so in ihrem äußerlichen Auftreten mit allem brachen, was die gute Sitte vorschreibt, setzten sie sich tausendfältig dem, wie gesagt, in den meisten Fällen unbegründeten Verdacht aus, als ob sie es auch mit der Sittlichkeit in ihrem tieferen, jedem echten Mädchenherzen heiligen Wesen nicht genau nähmen. Um vor ähnlichen schlummen Mißdeutungen bewahrt zu bleiben, muß das dem Studium sich widmende Mädchen ihre jungfräuliche Zurückhaltung und Unnahbarkeit auf das ängstlichste hüten. Wenn ihre Geschlechts- und Altersgenossinnen sich harmlos und froh den unschuldigen Vergnügen [421] hingeben, die das Leben denen bietet, die es leichten Herzens erfassen, bleibt ihr allein der Ernst des Studiums, das mühevolle Ringen nach dem schwer erreichbaren Ziele, der Kampf mit tausenderlei Schwierigkeiten, die ihr dabei in den Weg treten. Beklagenswert, wenn ihre Freude an Erringung geistiger Güter keine so vollkommene ist, um ihr hinlänglichen Ersatz zu bieten für alles, was sie in die Schanze schlagen muß! Haben doch ihre oberflächlicheren Schwestern weit ausgiebigere Aussicht selbst darauf, Liebe zu erwerben. Denn der Mann, – darüber täuscht euch nur nicht – sucht in dem Weibe nicht seinesgleichen, sondern seine Ergänzung. Er mag mit derjenigen, die mit ihm wett-eifernd um die Palme der Erkenntnis ringt, gute Kameradschaft schließen, seine Liebe aber gewinnt unendlich viel leichter das anspruchslose Kind, dessen heiteres Lächeln ihn alle Mühen der Stunden eifrigsten Schaffens vergessen läßt. Ebenso sucht derjenige, der mehr mit der kühlen Vernunft als mit dem glühenden Herzen seine Gattin wählt, zehnmal eher ein häusliches Wesen, von dem er sich versprechen darf,

daß ihr ganzes Streben darauf gerichtet ist, ihm ein behagliches, wohlgeordnetes Heim zu schaffen und zu erhalten, als eine Genossin, bei der er statt des gewünschten Ausruhens nur aufstachelnden Wetteifer zu finden Aussicht hat. Laßt euch nicht durch einzelne glänzende Ausnahmen zu dem Glauben verleiten, diese Wahrheit sei hinfällig; Ausnahmen bestätigen ja bekanntlich nur die Regel. »Ei«, werden mir vielleicht die wissensdurstigen unter euch entgegnen, »wir wollen ja gar nicht heiraten, wollen nicht jene Fesseln tragen, [422] die das Weib zur Sklavin ihres Mannes und ihres Hauswesens machen!« Gut, wenn das eure feste und unabänderliche Meinung ist, so strebt getrost euren geistigen Idealen nach, aber hütet euch, daß euch nicht früher oder später die ihnen gebrachten Opfer reuen. Ihr seid gewarnt!

[...]

[Franziska Tiburtius]

LINA WALTHER

*Reisekost auf den Lebensweg*

1889; 3. Aufl. 1895

[123]

*Von der Wahl eines Berufes.*

Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige; leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich; denn du bist der Gott, der mir hilft, täglich harre ich deiner.

Psalm 25,25.

Dies ist ein ernstes Gebiet, auf welchem viele und schmerzhafte Täuschungen erlebt werden, wenn ein junges Mädchen ihren natürlichen Neigungen und Phantasieen folgt, und nicht vor allem zum Herrn aufblickt mit dem ernstlichen

und aufrichtigen Willen, ihm allein zu gehorchen, und mit der innigen Bitte: Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige; leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich!

Als wir aus der Schule ins Leben traten, lag unser Gang sehr einfach vor uns; man gab uns Besen und Wischtuch, Kochlöffel und Küchenschürze, und die Parole, welche wir empfingen, hieß: Nun lerne jede Hausarbeit gründlich, damit du deiner Mutter eine tüchtige Hülfe, und später einmal selbst [124] entweder eine gute Hausfrau, oder eine treue und geschickte Familientante werden kannst. Dies waren so ziemlich die einzigen Möglichkeiten, die vor uns lagen. Darin haben sich die Zeiten sehr geändert. Daß ein junges Mädchen sich verheiratet, ist, besonders wenn sie nicht sehr bemittelt ist, durchaus nicht selbstverständlich. Es dauert jetzt für viele junge Männer sehr lange, bis sie in Amt und Brot kommen. Der Luxus ist in allen Ständen gestiegen, der Wohlstand hat nicht gleichen Schritt damit gehalten; tausend, zum teil recht hübsche Gegenstände, die wir in unserer Jugend nicht kannten, erscheinen jetzt für einen neu zu begründenden Haussstand unerlässlich; ihr seid alle immerhin anspruchsvoller erzogen, als dies früher Sitte war; so ist es für einen jungen Mann kein leichter Entschluß, eine Häuslichkeit zu gründen, und mancher, der gerne statt seiner öden Junggesellenwirtschaft ein trautes Heim hätte, steht davon ab aus Furcht vor den Sorgen, mit welchen ein eigener Haushalt ihn zu beladen droht.

[...]

[127] Hast du zu wählen, frei zu wählen, so muß wohl deine erste Frage sein: Wozu hat mir Gott wohl am meisten Talent und Befähigung gegeben? Um diese richtig zu beantworten, heißt es ganz besonders inbrünstig beten: Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich! Die Täuschungen unseres Herzens und unsere ungeordneten Wünsche können uns da manchen übeln Streich spielen. Laßt euch erzählen! Meinen eigenen Lebensweg kenne ich am besten, und wenn ihr aus

meinen Irrwegen Nutzen ziehen könnt, so soll es mir lieb sein. Ich war in meiner Jugend ein großer Musikenthusiast, besonders als ich zuerst die Händelschen Oratorien, die Bachschen Motetten, Beethovens Symphonieen und Sona-ten, Mendelssohns Lieder ohne Worte und Bachs wohltem-periertes Klavier kennen lernte, kannte meine Freude keine Grenzen. Wie die Sachen klingen mußten, um lebensvoll zur [128] Erscheinung zu kommen, das erfaßte ich bald; nur daß mir sehr viel dazu fehlte, sie so darzustellen, wie ich sie inwendig hörte. [...]

[131] Der weiblichen Bestimmung näher liegt der Beruf einer Lehrerin. Aber auch hier muß es heißen: »Leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich.« Zuerst frage, ob dir nicht der Herr durch Mangel an Gesundheit und Kraft diesen Weg verlegt. Es gehören dauerhafte Nerven, ungeschwächte Kraft sowohl zur Vorbereitung als zur gesegneten Ausübung dieses schweren Berufes. O, wieviel kranke, angegriffene [132] Lehrerinnen füllen die Bade- und Erholungsorte! Dann prüfe, ob wirklich warme Liebe, brennender Eifer dich zu diesem Berufe treibt, und vor allem frage nach, ob deine bisherigen Lehrer mit Freuden die Hoffnung aussprechen können, daß du die Fähigkeit dazu vom lieben Gott empfangen hast. Bedenke, wieviel junge Mädchen jetzt das Lehrerinnen-Examen machen, und wieviel Lehrer sogar spät erst ein Arbeitsfeld finden. Nur wer sehr tüchtig ist, wird einen guten Platz erlangen; also, wenn du nicht voll dazu befähigt bist, so bleibe davon.

Es giebt ja außerdem jetzt so manch ein Fach, das für junge fleißige strebsame Mädchen offen steht; die vielen, zum Teil sehr guten Gewerbschulen für Frauen bereiten auf zweck-mäßige sorgsame Weise junge Mädchen vor zur Leitung von Wäschegeschäften, zu verschiedenen Thätigkeiten im Kunst-gewerbe, zur doppelten Buchführung u.s.w. All diese Bestre-bungen sehet euch an, bevor ihr entscheidet, was eures Lebens Aufgabe werden soll; irgend eine Thätigkeit werdet ihr dann schon herausfinden, die für eure Anlagen und Nei-

gungen paßt, und wenn ihr treu und fleißig seid, könnt ihr auf jedem Platze Gott dienen und eurem Nächsten nützlich sein.

Und nun komme ich zu dem schönen und schweren Berufe einer Diakonissin. Auch zu ihm muß der Herr in erster Linie eine gesunde Seele in einem [133] gesunden Leibe schenken, und, quellend aus seiner Liebe, eine brünstige Liebe zu den leidenden Brüdern. Man kann keinem jungen Mädchen zureden: Werde Diakonissin! Wie beim Geistlichen, wie beim Missionar, muß durch Gottes Geist im Herzen die Flamme sich entzünden, die zu voller Hingabe an den Herrn und die leidenden Brüder treibt. Brennt sie aber, heißt es wie bei Zinzendorf: »Ich habe nur eine Passion, und die ist Er, nur Er!« dann ist es ein hoch beglückender und reich geseg-neter Beruf. »Ich sah schon viele verdrießliche, nervöse Lehrerinnen, aber noch keine verstimmte Diakonissin«, sagte mir schon vor Jahren jemand; und ich fand es seitdem fast ausnahmslos bestätigt. Es ist ein so ganz weiblicher Beruf, seine Hauptpflichten Liebe und Gehorsam. Die Hauptver-antwortung liegt auf dem Mutterhause, die junge Schwester steht im Schutze desselben wie einst in dem ihrer Eltern, fühlt sich hier wie dort als Glied einer großen Familie; hat sie innerliche Anfechtungen oder äußere Not, so sind die Oberin und der Anstaltsgeistliche bereit, ihr zu helfen; verlassen ist sie niemals. Daß freilich Nachtwachen thun, schwere, oft ansteckende Kranke pflegen, 80 Kinder auf ein-mal beaufsichtigen, Blöde warten, Arbeiten sind, die ein großes Maß von Selbstverleugnung fordern, das ist sicher, und darum unternehme es niemand, der nicht in Wahrheit sagen kann: Die Liebe Christi dringet mich also! [134] Ach, sie muß uns ja auch das einfachste Arbeitsfeld erklären, wenn etwas daraus werden soll. Was du auch wählst, was du auch treibst, treibe es ganz, treibe es tüchtig; halbe Arbeit hilft nicht dir und nicht anderen; treibe es mit der fröhlichen Zuversicht: Du bist der Gott, der mir hilft, täglich harre ich deiner. Und rufe ihn brünstig an; dann werden alle Täuschungen schwin-

den, du wirst sichere Tritte thun mit deinen Füßen, und du magst arbeiten in der Stille des Hauses oder in einem öffentlichen Berufe; mit ihm wird deine Arbeit allzeit eine treue und darum auch gesegnete sein.

FRIEDRICH J. PESENDORFER

*Goldenes Alphabet für christliche Mädchen*

1892; 9. Aufl. 1900

[80]

R

*Rose im Thal.*

O englische Tugend, du blühst an Leib und Seele wie eine Rose und erfüllst das ganze Haus mit dem Duftes deines Wohlgeruches.

Hl. Ephrem.

Ich habe bereits im Capitel: »Lilie im Dornenhag« über die Unschuld und Herzensreinheit gesprochen, nun auch ein Wörtlein über den Gipelpunkt und die Krone der Reinheit, die *Jungfräulichkeit*. Die Jungfräulichkeit besteht darin, daß man sich durch ein Gelübde, sei es in der Welt, sei es in den Klostermauern, verpflichtet, dem Ehestande aus Liebe zu Gott zu entsagen, sich vor jeder Befleckung der Reinigkeit zu hüten und im sterblichen Fleische als ein Engel zu leben.

Will ich dich also überreden, die Welt zu verlassen und ins Kloster zu geh'n? Nein! Das sei ferne von mir. Denn so herrlich dieser Stand ist, so schwere Opfer legt er auch dem Menschen auf; wenn du auch einen geheimen Zug im Herzen führst.

len würdest, als Braut Christi dich ganz dem jungfräulichen Jesus zu weihen, so müßte diesem fürs ganze Leben entscheidenden Schritte viel [81] Gebet, eine reifliche Ueberlegung, eine gründliche Selbstprüfung vorausgehen, vor allem die Erlaubnis deines Seelenführers eingeholt werden. Wenn ich hier von der Jungfräulichkeit spreche, so will ich nur ihre Schönheit und die Vorurtheile der Welt in dieser Beziehung beleuchten.

Die Jungfräulichkeit ist ein vollkommener Stand, schöner und erhabener als der Ehestand, wie der Apostel sagt, der königlichste von allen Ständen. Der hl. Augustinus schreibt von ihm: »Die jungfräuliche Reinigkeit ist himmlischer Natur und sie ist das Vorbild des Zustandes der Seelen in der Ewigkeit«, der hl. Ephrem vergleicht sie aber mit der Königin der Blumenwelt, der durch ihr Purpurkleid und ihren Wohlgeruch ausgezeichneten Rose, darum nenne ich sie »*die Rose im Erdenthal*«. Welchen Wert diese Tugend vor dem Himmel hat, beweist, daß Jesus selbst, sein heiliger Nährvater und sein Lieblingsjünger, der an seinem Herzen ruhte, jungfräulich war. Und wer ist denn die Königin aller Erdrosen, aller Jungfrauen, wer anders als die Gottesmutter Maria selbst, die *rosa mystica*, die geheimnisvolle Rose?

In einem herrlichen Gedichte: »Die Rose im Thal« hat Gerok diese Tugend und die Vorurtheile der Welt gezeichnet. Er beginnt:

Einsame Rose, blühst so verlassen,  
Willst hier im Thale stille verblasen?  
Hat denn kein Knabe deiner begehr?  
Hielt denn kein Wandrer Pflückens dich wert?

Senkest wie schamroth leise das Köpfchen,  
Weinst wie in Trauer Thaues ein Tröpfchen;  
Schad' um die Farben, schad' um den Duft,  
Schmückst nur die Wildnis, labst nur die Luft!

[82] Ja, so spricht die Welt, wenn ein junges Mädchen die Ehe zurückweist oder gar den Schleier nimmt: Ist doch schad' um so ein junges Blut, ist schad' um ihre Schönheit, ihre Talente,

ihre Fähigkeiten, jetzt will sie sich im Kloster vergraben! – Als ob sich dem lieben Gott nur krüppelhafte, häßliche, geistesschwache Personen als Bräute weihen sollten! Doch hören wir weiter:

Einsame Rose, heute wie gestern  
Blühst du im Schatten ferne den Schwestern,  
Aber beneide du nicht ihr Glück –  
Friedlich und freundlich fiel dein Geschick!

Ja, in der Enthaltsamkeit findest du das wahre, tiefe Glück deines Herzens. Wärest du in der Welt, in der Ehe glücklich geworden? Wer weiß? Höre den Dichter:

Manche ach! sah ich wonniglich pflücken,  
Brätlich des Jünglings Busen zu schmücken,  
Aber den Rohen reute der Raub,  
Schnöde zertreten starb sie im Staub.

Manche verpflanzt sah ich in Scherben,  
Stille verkümmern, langsam verderben;  
Knospen und Zweige trieben sie matt,  
Sorgengeziefer nagte am Blatt!

O wie viel unglückliche Ehen gibt es! Und selbst in äußerlich glücklichen Ehen, wie viel Sorgen, Kummer und Kreuz! Jetzt kommt eine wunderschöne Mahnung:

Einsame Rose, blühe alleine,  
Bleibe die Einsame, Züchtige, Reine!  
Lacht dir kein Auge, blinkt dir kein Stern,  
Blühst du nicht Menschen, blühe dem Herrn!

[83] Selig, dem Höchsten stille zu halten,  
Ihm nur zum Dienste fromm sich entfalten,  
Ihm nur zu Liebe duften und blüh'n,  
Ihm nur zur Ehre leise verglüh'n!

Welch' süßer Trost liegt in diesen Worten für alle Mädchen, die nicht zum Ehestand, aber auch nicht zum Ordensstand berufen sind! Und nun der Schluß:

Einsame Rose, blühende Nonne,  
Bleibe der Wildnis heimliche Wonne,

Bleibe des Heilands »Rose im Thale«,  
Bis dich sein Engel pflücket einmal.

Sollst dann in schönen, ewigen Lenzen,  
Rose von Saaron, herrlicher glänzen,  
Sollst bei des Lamms himmlischen Mahl,  
Bräutliche Jungfrau, prangen im Saal!

Wie schön weist der fromme Dichter zum Schlusse hin auf die Belohnung, welche die Jungfrauen im Himmel erwarten; sie werden ja nach der hl. Schrift dem Lamme folgen und ein Jubelliad singen, das sonst niemand singen kann!

Liebes Mädchen, achte die Jungfräulichkeit recht hoch, ehre die geistlichen Personen, die in diesem Stande sind, und wenn du auch nicht berufen bist, des Heilands »Rose im Thal« zu werden, so bewahre doch in fleckenloser Schöne die Lile der standesgemäßen Reinigkeit!

Gedenkperlen zu »Rose im Thal«.

Die jungfräuliche Seele ist eine reife Rose, aus der, sobald ein Blatt gezogen ist, leicht alle nachfallen.

Jean Paul.

[84]

Ueberselig reine Herzen,  
Unbefleckter Jungfrau Sinnen,  
Denen Liebeslust das Scherzen,  
Denen Himmelshauch das Minnen,  
Die rein wie Altareskerzen  
Endeten ihr klar Beginnen:  
Unbefleckter Jungfrau Sinnen,  
Ueberselig, reine Herzen!

Annette Droste-Hülshoff.

Suche zu früh nicht das Myrthenreis,  
Schöner steht dir das Lilienweiß!

Muth.

In dieser Welt des Trugs und Scheins,  
O daß dich Gott behüte!  
Daß nie sich trübe deines Seins  
Jungfräulichschöne Blüte!

Hoffmann von Fallersleben.

Maria, Gnadsenderin,  
Gib uns jungfräulich reinen Sinn!  
Wir weihen dir als Königin  
Ein reines Herz, o nimm' es hin!  
Lied: »Wie lieblich, o Maria, klingt«.

LOTTE GUBALKE (Hrsg.)

*Scherls Jungmädchen-Buch*

1914-27

[1914; XI]

*Der Krieg und die Mädchen.*

Von Gabriele Reuter.

Den erwachsenen Mädchen zwischen achtzehn und dreißig Jahren hat der Krieg ein reiches Tätigkeitsfeld geöffnet. Noch niemals, seit die Welt Kriege geführt, hat eine so mächtige und zahlreiche Armee hinter den männlichen Kämpfern gestanden, wie wir sie jetzt in unserem Vaterland sehen: eine Armee von Frauen und Mädchen, die da Wunden heilen und pflegen, die warme Kleidung und Erquickung für die Helden beschaffen, die daheim in eisernem Fleiß, in unablässiger Arbeit sich dem schrecklichen Gefolge des Krieges: dem Hunger, der Arbeitslosigkeit entgegenstemmt, in kluger Übersicht und mit weisen Maßregeln diesen Feind bekämpft, die da zu rechter Zeit zu sparen, zu rechter Zeit auszugeben versteht. Und voller Neid, voll Ungeduld blicken die Backfische – die Mädelchen von dreizehn bis zu siebzehn Jahren – auf ihre gereifteren Schwestern. Ach, könnten wir nur auch als Rote-Kreuz-Schwestern ins Feld ziehen! Ach, warum müssen wir zur Schule gehen, statt in den Lazaretten Labung zu spenden, die verlassenen Kinder unserer Wehrmänner zu hüten, den Armen in den Stra-

ßen Suppe und Speisen auszuteilen! Warum sind die Tage so schnell vorübergegangen, an denen wir wenigstens mit der Sammelbüchse von Haus zu Haus wandern durften, Liebesgaben zu erbitten! Selbst wenn wir unsere langen Zöpfe abschneiden wollten, es wäre nur eine klägliche Nachahmung der einen herr-[XII]lichen Tat der Ferdinand von Schmettau! Und für alle Kettchen und Anhängerchen, die wir gern opfern wollten, obwohl es sehr liebe Patengeschenke sind – für sie will der Goldschmied nur eine ganz lächerlich kleine Summe geben – so daß wir mit unseren Schätzen beschämmt wieder nach Hause ziehen. . . .

Wie mancher Backfisch neidet jetzt den Heldenmädchen der Befreiungskriege die wilde Energie, mit der sie sich in die Reihen der Kämpfer stellen, möchte um die Welt gern die zarte Brust in Feldgrau hüllen und den Tornister schultern, oder stellt es sich in kühnen Träumen höchst romantisch vor, wenn sie im weißen Gewand mit wehendem Blondhaar, die Fahne mit dem Reichsadler in der Hand, den Truppen voran in die Schlacht eilen würde. Unfaßbar will es solche jungen Sturmgeister dünken, daß das Ringen der Nationen vorübergehen soll, ohne ihnen selbst ein gewaltiges Persönlichkeiterlebnis gebracht zu haben. Sind die Zeiten zwischen Kindheit und Reife doch gerade die, in denen das Wollen immer so weit hinausreicht über das Vermögen. Nie vorher, nie später sind Träume, Phantasien und Wirklichkeiten durch so tiefe Klüfte getrennt wie in diesen Jahren. Nie ist man glühender bereit, sein Alles zu opfern, als in dem Alter, da niemand ein solches Opfer begehrte. Nie auch schleicht sich leichter Verbitterung, ein heimlich schwärendes Gift, ins Herz als in Augenblicken, in denen die Erwachsenen solcher feurigen, jungen Hingebungsfähigkeit kühl und höhnisch begegnen. Viel knospende Seelenkraft ist durch solchen Hohn gelähmt und für immer ertötet worden.  
Laßt euch nicht entmutigen, ihr Mädchen, wenn hier und da ein Erwachsener über eure Glut, euren Eifer lächelt.  
Denn in Wahrheit harrt eurer eine hohe, hehre Aufgabe! Nie

zuvor hat man so viel, so Großes von Kindern [XIII] erwartet, als man nun von euch erwartet, ihr deutschen Mädchen. Einst, in den religiös so tief bewegten Zeiten der Kreuzzüge – da sandte man eine Schar von Kindern aus, damit ihre Unschuld das Heilige Grab erobere – eine Aufgabe, die wie die Eroberung Gottes selbst den Menschen des Mittelalters erschien. Einspringen sollten die Kinder in die Reihen derer, die den Heldentod für jenes Ideal erlitten hatten. Nichts ist erschütternder als die Glut der Begeisterung, mit der die zarte Jugend von ihren Müttern entlassen wurde in die grausige Ferne, als der Mut, mit dem Tausende von Mägdelein eures Alters an der Seite der Knaben hinauszogen in Gefangenschaft und Tod.

[...]

[xv] Und seht – die Taten, sie harren euer – die Opfer, sie müssen gebracht werden! Und ihr – gerade ihr seid ausgewählt, sie zu tun, sie zu bringen. Denn euer ist die Zukunft.

Schon jetzt beginne euer Werk! Ist der grause Krieg zu Ende geführt, so hat eure Arbeit sich erst auszubreiten, zu vertiefen, in ihrer ganzen stillen Macht zu bewahren.

Das Gegensätzliche wird von euch verlangt, zwei Aufgaben, die sich beinahe auszuschließen scheinen, und die jede, zu gewöhnlichen Zeiten, einen ganzen Menschen fordert. Doch in der Stunde der Not wächst die Kraft ins Doppelte. Das sehen wir heute rings um uns her. So muß auch eure Kraft nun doppelt wachsen.

Tausende und aber Tausende unserer besten Männer bleiben auf den Schlachtfeldern – welche Einbuße an Geist, Wissen, Begabung wird unser Vaterland dadurch erleiden! Um diesen Verlust nur einigermaßen zu ersetzen, muß nicht nur jeder heranwachsende Knabe, sondern ebenso sehr auch jedes aufblühende Mädchen danach ringen, das Höchste zu leisten, alle Fähigkeiten, die die [xv] Natur ihm mitgegeben hat, zum Schönsten zu entfalten! An Fleiß und Eifer darf keine von euch erlahmen! In reiner, lauterer Gesinnung sich

selbst zu einer Zierde des Vaterlandes zu machen, sei eure heilige Begierde. Auch ihr Mädchen dürft es niemals vergessen, daß ihr würdig werden müßt der Helden, die für euch starben. Heldenhaft leben aber heißt: alles Kleinliche in sich überwinden. Der Sinn der jungen Mädchen wird nur allzu sehr gefesselt von der Nichtigkeit des eignen winzigen Daseins. Aber das Vaterland braucht euch, um an die Stelle von Männern zu treten. Mehr als je zuvor werden der Staat, die Gemeinde das Mitwirken der heranwachsenden Mädchen bedürfen. Da müßt ihr frühzeitig lernen, euch für die Dinge der Allgemeinheit mehr und tiefer zu interessieren als für eure Kleider, eure Vergnügungen, eure kleinen Liebeleien und Herzenswünsche.

Harten, kriegerischen Zeiten gehen wir entgegen. Es heißt auch für die Mädchen, hart gegen sich selbst zu werden, hart, ohne Sentimentalitäten und Empfindlichkeiten, bedürfnislos, klar, praktisch, und mit Frohsinn gerüstet. Bereitet euch, die Gefährtinnen von Helden zu werden oder mit Tapferkeit allein zu bleiben und kräftig mitzuarbeiten am Neuaufbau des Vaterlandes.

Aber während so alle Notwendigkeiten euch nach außen drängen, hinaus ins tätige Sein, in die Öffentlichkeit, fordern Gegenwart und Zukunft in gleicher Weise eure Kräfte für das Verborgene, das Herzlichste, das Seelenzarteste.

[...]

[xvii] Wer ist berufen, eure Mütter und Schwestern zu trösten, wenn ihr euch diesen Forderungen entziehen wollt? Dünken sie euch zu schwer? »Wie kann ich der Mutter den Vater ersetzen? Wie der Schwester den Verlobten oder den Mann? Ich, selbst noch ein halbes Kind! Das wäre ja ein ganz vergeblicher Versuch!« So denkt ihr – und mit Recht. Seid nur demütig. Ersetzen könnt ihr niemals. Das müßt ihr auch gar nicht versuchen wollen, es wäre vergebene Mühe. Aber wieviel kann eine Tochter von vierzehn, von sechzehn Jahren ihrer Mutter an Hilfe, an Trost, an Herzenserquickung spenden, sobald sie mit allen Kräften ihres Wesens strebt, nachzu-

fühlen, was sie in dem Vater verlor! Wenn sie sich nicht verschließt, sondern ihr Herz weit öffnet, um es anzufüllen mit heißem Mitleid, mit dem glühenden Wunsch, in dem engen Kreis der Familie die Dienste der Liebe zu tun, die gerade jetzt so innig begehrts, so grenzenlos dankbar angenommen werden, dann wird mancher unter euch erst der tiefe Sinn des Wortes »Mitleid« aufgehen, denn ihr werdet fühlen, daß »mitleiden« sehr, sehr weh tun kann, und daß zu einem wahrhaften Mitleid gar nicht nur eine gutmütige Herzens-[XVIII]wallung gehört, sondern ein tapferer, fester Mut und Wille, den Kummer mit einem anderen Menschen gemeinsam zu tragen, damit ihm die Bürde leichter wird. Wie viele Sorgen könnt ihr der Mutter völlig abnehmen, sie von ihr befreien, wenn ihr sie nur recht verstehen wollt und zu jedem Opfer und Verzicht frohen Herzens bereit seid! Wie manchen schweren Augenblick könnt ihr der Armen ersparen, wenn sie nicht erst abschlagen muß, sondern ihr die auf die Lippen steigende Bitte energisch unterdrückt.

In anderen Fällen haben eure Eltern erwachsene Söhne, eure älteren Schwestern den Verlobten, den eben angetrauten Gatten verloren. Man sollte meinen, es sei selbstverständlich, doppelte Liebe zu geben, wenn ein wertvolles Glied dem häuslichen Kreise entrissen wurde. Aber das ist es ja nicht. Denn in eurem Alter, in dem der werdende Mensch so ausschließlich mit sich beschäftigt ist, so leidenschaftlich nach Freiheit und Selbstbehauptung strebt, ist das Verhältnis zu den Eltern meist ein schwieriges, oft bis zur Feindschaft traurig getrübtes. Eine übermäßige Empfindlichkeit läßt euch tausend Kränkungen sehen, wo niemand solche beabsichtigt hatte. Da gehört schon ein gutes Teil Selbstbeherrschung dazu, um sich nicht innerlich abzuwenden, sich zu verhärteten in dem trotzigen Gedanken: »Der Vater oder die Mutter, die Schwester – sie wollen ja nicht sehen, daß ich sie lieb habe. Zweimal komme ich nicht – dazu bin ich zu stolz. Ich verschwende mein Gefühl nicht.« ... Oh, wie sehr ist jetzt die Verschwendug geboten! Es ist nicht genug mit der Liebe

selbst, mit der gewöhnlichen Kindesliebe, der Geschwisterfreude, die so ein träges, halb widerwilliges Dasein in den Herzen führt. Es gilt, eure Liebe zu zeigen! Jetzt ist es Pflicht, die Gefühlsweichheit nicht zu verbergen, sie in feinen, kleinen Zärtlichkeiten [XIX] hundertmal am Tage zu offenbaren! Nachspüren müßt ihr der Stimmung des Trauernden, ob er einer Ablenkung durch Gespräch und leise Heiterkeit zugänglich ist, oder ob ihn solche Versuche quälen und einverständnisvolles Schweigen ihm besser zusagt. Es gilt, den Takt des Herzens zu kultivieren, um zu verstehen, dem andern wohlzutun, ohne Worte. Es sollen ja doch Wunden-tiefe Wunden geheilt werden durch euch. Ein schwer Leidender ist nicht immer ein angenehmer Mensch. Es gibt ihrer viele, die zornig und erbittert werden unter allzu großen Schmerzen, die nur gebannten Blickes auf das Verlorene starren. Ihr, die ihr ihnen geblieben seid, erscheint ihnen plötzlich ganz wertlos. Vielleicht ist euer Mühen, ihnen Trost zu bringen, lange vergebens. Mutlosigkeit, eine böse Eifersucht gegen den toten Helden, dem all dieser Kummer gilt, und dem ihr es doch nicht nachtun könnet an großen Taten und ruhmvolltem Sterben, will euer Herz beschleichen. Da muß die Liebe, die den Unglücklichen über seinen Kummer hinausheben soll, eine Stärke erreichen, die über das Maß des Alltags weit hinauswächst. Wappnen müßt ihr euch mit unendlicher Geduld und einfacher Güte – niederringen in euch alle Selbstsucht des Gefühls, wenn ihr die Wunder der Liebe tun wollt, die in zerbrochenen Herzen neues Leben wecken.

Ach – es gibt heute viele Töchter, deren die Mutter wohl mit befriedigter Eitelkeit denkt, weil sie in Berufen stehen, die sonst nur von Männern ausgeübt werden, weil sie die Doktorwürde erlangt haben oder in der sozialen Arbeit Tüchtiges leisten. Doch ein schmerzlicher Seufzer mischt sich der Eitelkeit bei: »Was sind mir diese Tüchtigen, Ehrgeizigen? Mich halten sie mit Gleichgültigkeit, mit höflicher Kühle fern aus ihrem Leben, und gern gäbe ich den Stolz auf sie für

ein wenig Herzenswärmel! Es war viel Nüchternheit, viel triviale Kälte und harter Egoismus in [xx] unserem öffentlichen Leben. Diese drei Feinde hatten sich tief verheerend auch in unser Familienleben eingeschlichen. Nun, in der Stunde höchster Gefahr sind die Geister und die Seelen gereinigt durch die gemeinsame Not. Jeder besinnt sich auf die Wahrheit in sich selbst und tut ab das hohle äußerliche Wesen – das freche Wort – die Grimasse der Kälte! Neue warme Gefühle bewegen die deutschen Menschen. An euch, ihr Mädchen, ist es, sie in eurem Heim zu bewahren. Nicht auf die Schlachtfelder hinaus an unsres Landes Grenzen ruft euch die Zeit. Einen Kampf will sie dennoch – auch von euch. Den Gott der Liebe, der sich hinter den blutroten Kriegswolken zu verbergen droht – ihn sollt ihr erobern und im Triumph hineinragen in die Trauerhäuser, deren es nun so viele, viele in Deutschland geben wird! Ihr seid auserkoren, Gottes junge Priesterinnen zu werden und Wunder der Liebe zu tun vor unseren Augen, damit über den Gräbern dieses Krieges die Rosen eines neuen, starken Glückes in unserem Vaterland erblühen mögen!

### Jungmädchenwelt

1927-30

[1927; 128]

### Mode und Persönlichkeit

Von Adelheid Stier

Die Mode ist ein Kind des Tages, mit ihm sich ewig wandelnd, wechselnd in immer neuen Einfällen, die einander oft blitzschnell ablösen, so daß es kein Wunder ist, wenn sie launisch gescholten wird.

Sie herrscht ringsum im Leben auf weit mehr Gebieten, als die meisten Leute annehmen, die ihre Herrschaft nur auf das

Gebiet der Kleidung und allerlei, was damit zusammenhängt, beschränkt wähnen. Wenn wir auch zugestehen müssen, daß sie gerade hier am eifrigsten geschafft hat und noch schafft, am auffallendsten zutage trat und ihre größten Triumphe feierte, so wissen wir doch, daß sie sich damit allein nicht begnügt, sondern vielmehr ihre Einfälle und ihr Herrschertalent auch andern Dingen des Lebens zuwendet, sie mehr oder weniger mit ihren Launen beeinflussend. Wirkt sie doch unter der Bezeichnung »Zeitgeschmack« weithin mit an der Gestaltung unseres äußeren wie unseres geistigen Lebens.

Sie spricht mit bei der Einrichtung unserer Wohnräume, bei der Gestaltung unserer Geselligkeit, bei der Wahl unserer Vergnügungen, sie mischt sich in Großes und Kleines ein. Kunst und Kunstgewerbe lassen sich von ihr mehr oder weniger beeinflussen, und selbst die Dichter und Schriftsteller folgen nicht selten dem Zeitgeschmack und schreiben der jeweiligen Moderichtung zu Gefallen. Ja, man spricht sogar von Modekünstlern und Modeschriftstellern.

Wenn man aber nun das Wesen der Mode charakterisieren wollte, so täte man unrecht, ihr nur Ungünstiges nachzusagen. Wohl darf man ihr Oberflächlichkeit, Gefallsucht und Launenhaftigkeit zuschreiben, sie auch wegen der Tyrannie tadeln, die sie auszuüben sucht; aber sie hat zweifellos auf der andern Seite auch manches Gute. Denken wir nur an den Reichtum von Phantasie, aus dem sie in unerschöpflicher Fülle immer Neues hervorzaubert, das in Erstaunen versetzt und für sie einnimmt. Sie hat dabei einen Wagemut, der – namentlich in bezug auf die weibliche Kleidung – auch vor den kühnsten Neuheiten, den gewagtesten Zusammenstellungen nicht zurückschreckt, und man muß ihr unbedingt ebensooft auch Anmut und glückliche Wahl ihrer Mittel zuschreiben, wie man sie wegen des Gegenteils tadeln darf. Sie berührt sich deshalb oft mit dem Schönen, ohne daß sie in Wahrheit den Gesetzen der Schönheit zu folgen bestrebt ist. Denn diese sind beständig [129] und haben eine dauernde

Geltung; Madame Mode aber ist viel zu beweglich und zu eigenwillig, um sich an etwas zu binden, was da bleibt. Wie stehen nun die einzelnen Menschen zur Mode, vor allem die Frauen, denen sie auf dem Gebiete der Kleidung besonders nahetritt? Da sind die vielen, die von früh an gewöhnt sind, ihr zu huldigen, manchmal sogar ganz unbedingt. Das Zauberbwort: »Es ist Mode!« bringt sie dazu, Verkehrtheiten und Geschmacklosigkeiten aller Art blindlings mitzumachen. Sie kennen keinen andern Geschmack als den der Mode. So war es schon zu allen Zeiten, und so ist es leider in vielen Fällen auch heute noch. Welche närrischen Einfälle sie auch haben möchte, man folgte ihr. Durch die Jahrhunderte schreitet so der Triumphzug der Mode, deren Gefolge unabsehbar ist. Freilich sind außer den Frauen auch die Herren der Schöpfung daran beteiligt, die in Pluderhosen einherstolzierten und einen Aufwand mit kostbaren Stoffen, Spitzen und Schmuckstücken trieben, die sich Allongeperücken aufs Haupt setzten und riesige Federhüte und als friedliche Bürger mit Galanteriedegen kokettierten.

Sie paßten zu ihren Damen, denen oft genug der ungebührliche Luxus ihrer Kleidung von der weltlichen Obrigkeit durch Gesetze verboten werden mußte, während die Kirche von den Kanzeln herab wider den Modeteufel eifern ließ. Mit leisem Spott denken wir jetzt zurück an so manche Modetorheit vergangener Tage; wir belächeln den Reifrock und die lange Schleppé, die Wespentaille und die hochaufgetürmte Haarfrisur, mit der man sogar höchst unbequem nachts im Bett liegen mußte, weil ihre kunstvolle Erneuerung nicht jeden Morgen vorgenommen werden konnte. Und bei solchen und ähnlichen Verkehrtheiten meinen wir wohl, daß wir derartige Dinge sicher nicht mitgemacht haben würden. Sehen wir uns aber vor und betrachten wir lieber unser eigenes Verhältnis zur Mode von heute! Ist diese Tageskönigin nicht heute noch eine Tyrannin, vor der sich die meisten beugen? Und hält sie sich etwa jetzt von Verkehrtheiten frei? Wohl hat sie Konzessionen machen müssen

an den Geist der Zeit, der größere körperliche und geistige Bewegungsfreiheit fordert, aber wie hat sie gerade auf Grund dieser Zugeständnisse sich in Übertreibungen gefallen! Der vernünftige fußfreie Rock wurde zum unvernünftigen Knieröckchen, die unnütze Stofffülle desselben auf das Mindestmaß beschränkt. Stöckelschuhe und Florstrümpfe spotten der Gesundheitsregeln unserer Großmütter.

Stehen aber nicht doch jetzt viele weibliche Wesen schon ganz anders der Tyrannie der Mode gegenüber? Das heutige Geschlecht hat nicht mehr so viel Zeit übrig für eingehende Beschäftigung mit ihr, und die Forderungen des Berufslebens, das ernste Eingehen auf höhere Interessen lassen Kleiderfragen oft nichtig und nebensächlich erscheinen. Unsere jungen Mädchen sind [130] selten mehr die oberflächlichen, mit den Nichtigkeiten der Geselligkeit beschäftigten Wesen, sie streben danach, sich zu festen, zielbewußten Persönlichkeiten auszubilden. Als solchen allein kann es ihnen auch gelingen, in ein richtiges Verhältnis zu der Mode zu treten. Da besinnen sie sich ihr gegenüber – ebenso wie in bezug auf andere Dinge – darauf, daß sie nicht blind mit der Menge mitlaufen dürfen, sondern sich aus eigener Anschaugung ein eigenes Urteil und eine eigene Meinung bilden müssen. Damit allein ist's freilich noch nicht getan; es gilt auch die gewonnene eigene Ansicht mutig in die Tat umzusetzen.

Ebenso wie jeder Mensch, der danach strebt, eine eigene Persönlichkeit zu werden, Urteil und Meinung über die Umwelt gewinnen muß, so erst recht über sich selbst, sowohl äußerlich als innerlich. Solche Selbsterkenntnis ist unerlässlich.

Gewöhnen wir uns nun daran, den Maßstab eigener Kritik an das Verhalten der launischen Mode zu legen und zugleich an unsere eigene Erscheinung, so wird es uns nicht schwer fallen, in ein richtiges Verhältnis zu ihr zu treten. Sie ist nun einmal da, sagen wir uns, und wir müssen ihr in gewissem Grade zu Willen sein, um nicht durch allzu absichtlich zur Schau getragenen Widerspruch Aufsehen zu erregen. »Gut«, sagen wir aber beispielsweise weiter zu der Mode von heute,

»wir nehmen von dir, was uns irgend gut scheint und was sich mit den Gesetzen der Schönheit verträgt. Wir tragen die Röcke kurz, aber nicht so übertrieben, daß ihr Saum kaum die Knie deckt, wählen uns wohl einen modernen Hut, aber keinen, in dem unser Kopf wie in einer Sturmhaube versinkt. Wir kleiden uns in Form und Farbe zu unserer äußeren Erscheinung passend.« Was der Freundin gut steht, braucht deshalb ja noch längst nicht für uns geeignet zu sein, wenn wir einen andern Wuchs und andere Formen haben. Großkarierte Stoffe passen nicht für kleine Figuren, breitgestreite nicht für große, überschlanke. Und nun gar die Wahl der Farben betreffend, sollen wir der Harmonie nicht vergessen, in der sie durchaus zu den Farben von Gesicht und Haar stehen müssen, wenn sie eine gute Wirkung hervorbringen sollen.

Die Farbenwahl für die einzelne Erscheinung ist in der modernen Kleidung ein Kapitel für sich. Da lockt manche schöne, neue Modefarbe, die die eine unbedingt wählen darf, während die andere darauf verzichten sollte. Doch es ist gut, daß heute der Reichtum an Farben und Tönungen so groß ist, daß jede das Passende herausfinden kann. Da sind die kräftigen, manchmal sogar grellen Farben für die frisch und lebhaft gefärbten Gesichter, denen selbst ein stark leuchtendes Grün, Blau oder Gelb keinen Eintrag tun, die die matte Tönung eines zarten Gesichtes ganz auslöschen würden. Für diese Zarten, Feinen aber gibt es die Fülle matter Pastellfarben, unter denen sie nach Belieben wählen dürfen.

[131] Doch wir wollen da nicht zu weit ins einzelne gehen, sondern nur darauf hinweisen, daß sich eben jede nach ihrer persönlichen Eigenart auch ihren besonderen Stil in der Kleidung herausbilden kann und auf Grund dieser gewonnenen Erkenntnis sich mit der Tagesmode auseinandersetzen muß. Bei solchem Bestreben bildet sich der Geschmack; ein guter, gebildeter Geschmack aber wird es immer verstehen – auch ohne daß allzuviel Beschäftigung mit den Modefragen nötig ist – durch seine Wahl von For-

men und Farben einen harmonischen Einklang der äußerer Erscheinung hervorzubringen.

Mancher Frau ist der gute Geschmack sozusagen angeboren; sie hat es leicht, ihn überall zutage treten zu lassen; andere dagegen müssen ihn sich erst mehr und mehr anerziehen, weil das eigene Gefühl dafür nicht stark genug ist. Da aber der gute Geschmack nur mit den Gesetzen der Schönheit vereinbar ist, so gilt das Studium edler Kunst, darin sie sich den Menschen am verständlichsten offenbaren, von jeher als das beste Mittel zur Geschmacksbildung. Vor allem das Vertiefen in eine große Kunst, wie sie uns die alten Meister früherer Zeit geboten haben und viele nach ihnen bis auf den heutigen Tag, die nicht unter dem Einfluß der Mode, des vergänglichen Zeitgeschmacks, gestanden haben. Die hier gewonnenen Anschauungen und Erkenntnisse beeinflussen ganz unwillkürlich unser Ich in seinen Geschmacksäußerungen und bilden das beste Gegengewicht gegen alles Verkehrte und Unschöne, das uns vom Tagesgeschmack der Mode entgegengebracht wird, auf welchem Gebiete immer dies geschehen möge.

Wir wissen ja, es geschieht auf allen Seiten. Haben wir unsren Geschmack gebildet, so wird es uns leicht werden, von der Mode nur das für unsere Kleidung anzunehmen, was zu unserer äußeren Erscheinung paßt, und wir werden lieber unmodern gekleidet sein als unkleidsam und unpassend. Hat doch einmal jemand gesagt, daß eine schöne Frau nie nach der neuesten Mode gekleidet sein dürfe, weil das den Eindruck ihrer Persönlichkeit beeinträchtige. Darin liegt viel Wahres auch für solche, die nicht gerade zu den besonderen Schönheiten zu rechnen sind. Wer sich zu modern kleidet, gibt stets etwas auf von der Besonderheit seiner Persönlichkeit, vor allem, wenn die moderne Kleidung noch dazu auffallend und nicht der Gelegenheit entsprechend gewählt ist. Man darf lieber zu schlicht als zu geputzt gekleidet sein für ein festliches Beisammensein; ersteres wirkt ungleich vornehmer als das letztere. Vor allem aber

sei die äußere Erscheinung der Frau immer »wie aus einem Guß«, worauf ihr harmonischer Eindruck beruht. Da darf keine Einzelheit besonders hervortreten, die das Gesamtbild störend beeinträchtigt.

Nun von der Kleidung zur Ausgestaltung unserer Wohnräume! Auch da [132] will die Mode herrschen, und viele leisten ihr Gefolgschaft. Aber gerade hier findet sie heute schon zahlreiche Gegner, die die richtige Ansicht vertreten, daß jedes Heim nur dann behaglich und interessant ist, wenn es den Stempel des persönlichen Geschmacks seiner Bewohner trägt und nicht den der augenblicklichen Mode. In diesem Punkt war für uns die Zeit der großen Einschränkungen nach dem Kriege sehr lehrreich, wo das Geld zu Neuanschaffungen nur bei wenigen vorhanden war. Da kam der schöne alte Hausrat vergangener Tage wieder zu Ehren, und mit seiner Hilfe wurde mancher Haushalt junger Eheleute so behaglich, wie es schwerlich geworden wäre, hätte man nur so wie früher in den vollen Beutel hineingreifen und eine neue Einrichtung fix und fertig in die vier Wände hineinsetzen lassen können.

»Ja, wo bleibt aber bei so zusammengewürfeltem Hausrat der Stil?« werden vielleicht manche einwenden. Sie übersehen nur, daß Mode an sich selten einen wirklichen Stil hat, jedoch häufig genug sich in vollkommener Stillosigkeit gefällt. Manches Heim aber, das Möbelstücke aus allerlei Zeitepochen aufweist, die geschmackvoll zusammengestellt sind, hat mehr als Stil, es hat Tradition und wirkt dadurch einheitlich und vornehm. Zugleich aber wirkt es auch anheimelnd und interessant, weil die alten Möbel Geschichten erzählen können, was die neuen noch nicht zu tun vermögen. Was nun gar erst den Bildschmuck der Wände anbetrifft, da sind altmodische Räume immer im Vorteil. Moderne Einrichtungen vertragen sich schlecht mit guten, alten, nachgedunkelten Ölbildern, mit den Bildnissen der Vorfahren, mit den köstlichen Kupferstichen des achtzehnten Jahrhunderts, die alle so wunderbar hineinpassen, selbst in eine ganz

gemischte Gesellschaft von Möbelstücken aus Rokoko-, Empire- und Biedermeierzeit.

Genau so wie mit den Bildern, ist es mit dem übrigen Zimmerschmuck. Nicht alles, was das moderne Kunstgewerbe hervorbringt, ist mustergültig und wirklich schön, so sehr auch in den letzten Jahren das Bestreben nach reinerer Herausbildung schöner und zugleich zweckentsprechender Erzeugnisse anerkannt werden muß. Aber auch in früheren Zeiten wurde ja vieles nur den Launen der Tagesmode zu Gefallen geschaffen, weshalb es gilt, bei Altem wie bei Neuem das Gute herauszusuchen und das Schlechte abzulehnen. Gewiß wird man dies oder jenes geschmacklose Stück aus Rücksicht auf den Geber in Ehren halten; im allgemeinen aber soll man lieber – seinem guten Geschmack folgend – Unschönes fortgeben oder in die Tiefe von Schrank und Truhe verbannen, als sein Heim damit verunzieren.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir wohl auch auf das reiche Gebiet der weiblichen Handarbeiten hinweisen, wo sich gleichfalls die Mode oft als [133] schlimme Führerin erwiesen hat. Da wurde gar vieles als »künstlerische Handarbeit« ausgegeben, das nur die Mode dazu gestempelt hatte, und das nichts weniger als künstlerisch war. Tausende fleißiger Hände aber mühten sich an der Herstellung, und viele redeten sich selbst oft nur ein, daß solche modernen Arbeiten ihnen gefielen. So mancher wurde die Sache bald verleidet, und die Vollendung gab kein Gefühl der Befriedigung. Auch hier also gilt es, den persönlichen Geschmack im Gegensatz zum Modernen zur Geltung zu bringen und – bietet ihm dieses nichts Zusagendes – lieber eine schöne Arbeit zu wählen, auch wenn sie heute nicht gerade mehr in der Mode ist.

Wer an großer, edler Kunst seinen persönlichen Geschmack bildete, wird aber erst recht nicht sich blenden lassen von der modernen Kunst des Tages, weder in Malerei noch Plastik, nicht in der Musik und nicht in der Literatur. Seine innere

Persönlichkeit mit den gefestigten Anschauungen eines guten Geschmacks wird ihm nicht erlauben, einzustimmen in das Lob der vielen, die es sich schuldig zu sein glauben, das zu preisen, was alle Welt lobt, weil es neu ist und von des Tages Gunst emporgetragen wird.

Es ist schon mancher große Künstler mit seinen bedeutenden Gaben in den Dienst der Mode getreten und hat es schnell zum Erfolge gebracht. Die Kehrseite davon aber war stets, daß er auch seinen Ruhm mit der Mode schwinden sehen mußte, weil sie mit allem, was sie schafft, vergänglich ist, während die Kunstwerke, die nicht dem Zeitgeschmack zuliebe, sondern nach den ewigen Gesetzen des Wahren und Schönen geschaffen wurden, Aussicht auf dauernden Bestand haben.

Für uns aber gilt es, mit gebildetem, eigenem Geschmack unter allem Neuen das wirklich Wertvolle herauszufinden und anzuerkennen, vor allem aber uns davon innerlich bereichern zu lassen. Das, was unserer Eigenart und unsern künstlerischen Anschauungen aber nicht entspricht, oder was wir klar als wertlos erkennen, dürfen wir unbekümmert ablehnen, ob wir auch in Widerspruch treten mögen zu einer großen Zahl Andersdenkender. Es gehört freilich oft ein gewisser Mut dazu, unsere ketzerischen Ansichten über moderne, allzu moderne Bilder, Bücher, Theaterstücke, Musikwerke offen auszusprechen, und in gewissen Fällen empfiehlt es sich vielleicht auch, lieber zu schweigen. Aber anderseits werden wir auch mit dem offenen Aussprechen manchem andern, der nur ein zaghafter Mitläufer im Haufen der allgemeinen Meinung war, die Augen öffnen und ihm Mut machen, sich gleichfalls dem Strom entgegenzustellen.

Handeln wir so, dann werden wir allmählich immer mehr, nicht nur der Mode gegenüber, sondern auch sonst im Leben eine feste Persönlichkeit wer-[134]den. Denken wir im Streben nach persönlicher Entwicklung nur an die beherzigenswerte Mahnung folgender Worte:

Lerne auf eigenen Füßen stehen,  
Mit eigenen Augen lerne sehen,  
Eigene Gedanken im Kopfe tragen,  
Mutig die eigene Meinung sagen!  
Wer so viel Eigenes errungen auf Erden,  
Der hat das Zeug, etwas Rechtes zu werden.

HELENE JOHANNA ZELLER

*Mutterland*

1929

[203]

*Das Dienstjahr der Frau*

Ogleich über diesen Gegenstand schon viel gesprochen und geschrieben worden ist, gibt es noch immer weite Kreise der Frauenwelt, die davon wenig erfahren haben und sich keine richtige Vorstellung machen können, was eigentlich darunter zu verstehen ist.

Der Gedanke an ein weibliches Dienstjahr ist herausgeboren aus dem Gefühl, daß ein wirkliches Zusammenfassen der weiblichen Arbeitskraft dem Vaterland dienen, aber gerade dadurch auch den unmittelbar Beteiligten in reichstem Maße nützen könnte. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß ein weitgreifender, erzieherischer Wert in gemeinsamem Tun liegt. Alles gemeinsame Tun erfordert ein bestimmtes Maß von Disziplin, und diese Disziplin hinwiederum bedeutet Gehorsam, Selbstzucht, Hingabe an eine große Sache.

Wir Frauen und Mädchen wollen einmal ganz ehrlich das Wort gelten lassen, daß uns mehr Disziplin gar nicht schaden könnte! Die meisten Frauenorganisationen leiden unter dem Mangel an Disziplin, an Solidaritätsgefühl, das heißt, dem

Bewußtsein: ich muß etwas so und so machen, weil es nur in dieser Weise für die Allgemeinheit das Richtige und Nützliche ist. Ich muß es, selbst wenn für mich persönlich die Sache auch in einer etwas anderen Weise möglich wäre.

Die heutige Zeit mit ihrer Unerbittlichkeit, ihrem harten Hineingreifen in die eigensten Gebiete der Frau, verlangt von uns Frauen, daß wir nicht nur allein an uns und an den kleinen Kreis unseres Haushalts denken, sondern ebenso an die große Masse des Volkes. Es handelt sich nicht darum, daß die einzelne Frau dies oder jenes für sich erreicht hat, sondern darum, ob es für die Gesamtheit erreicht worden ist. Nicht darauf kommt es an, ob von den vielen tausend Haushaltungen ein Prozent seine Winterkartoffeln im [204] Keller hat, sondern darauf, ob die Maßnahmen getroffen wurden, daß alle die vielen tausend Haushaltungen ihren Bedarf bekommen könnten.

Um Großes für die große Masse zu erreichen, braucht man Geduld, Ordnung, Gehorsam – Disziplin. Geduld, Ordnung sind Eigenschaften, die wir den Frauen mit gutem Gewissen zusprechen können. Auch Gehorsam gegenüber den Wünschen des Mannes. Dagegen Disziplin? nein, die müssen wir uns erst noch erwerben. Aber sie würde vieles erleichtern und uns allen Segen und praktischen Nutzen bringen.

Weil nun die Disziplin ein Teil, wir wollen einmal sagen: ein notwendiger Bestandteil des Dienstjahres der Frau ist, so wollen wir uns auch von den weiteren Bestandteilen desselben ein Bild machen.

Das Dienstjahr der Frau möchte in gemeinsamer Arbeit, von der niemand in einem bestimmten Alter sich ausschließen dürfte, all die Fähigkeiten der Frau zu gemeinsamem Nutzen zusammenfassen, aber auch den Einzelnen dienen. Nehmen wir einmal das Alter für die »Dienstpflichtigen« von 17 bis 21 Jahren an: 17jährige nur, wenn sie körperlich kräftig sind und ihre Schulzeit abgeschlossen haben. Mädchen, die eine

höhere Schule besuchen, können erst nach Beendigung derselben in Betracht kommen.

Aber nach der langen Schulzeit mitten hinein in die Fabrikarbeit, in so viel mechanische Betätigung, käme auf einmal ein Jahr der Arbeit im Großen, im großen Kreis! Die Einteilung dürfte umfassen: Kochen, Waschen, Bügeln, Zimmerservice, Krankenpflege, Kinderpflege, Gartenarbeit, Nähen. In Gruppen würde die Arbeit getan; die sich ergebenden Unterschiede an Geschicklichkeit würden sich ausgleichen, manch besonderes Talent käme zum Vorschein, Stadt und Land würde sich in die Hände arbeiten. Wenn das Mädchen vom Land in Gartenarbeit zum Beispiel gewandter und erfahrener ist als die Städterin, die in den wenigsten Fällen ein Stückchen Gartenland zu eignen hat, so kann diese dem Dorfmädchen die erwiesene Hilfsbereitschaft beim Zimmerservice oder [205] bei mancher Arbeit in der Küche erwidern, wo dem Landmädchen viel Neues begegnet. Gerade dieser Austausch hätte so viel Versöhnliches, besonders in der heutigen Zeit, wo die Gegensätze schon wieder aufeinander zu prallen beginnen. Und für alle Teilnehmerinnen würde sich der Gesichts- und Interessenkreis erweitern, weil sie Dinge kennen lernen könnten, von denen sie seither nichts oder kaum etwas gewußt.

Je mehr aber dem Mädchen, der künftigen Gattin und Mutter, der Blick geweitet und das Verständnis geöffnet wird, desto mehr wird sie auch später ihren eigenen Kindern gegenüber die Befähigung haben, sie zu fördern und anzuleiten. –

Es bedarf selbstverständlich einer großen Organisation, um die geleistete Arbeit wirklich nutzbringend anzuwenden und die Arbeitskräfte so einzuteilen, daß die entstandenen Ausgaben wieder ersetzt werden. Waschen und Bügeln könnte zum Beispiel in großen staatlichen Betrieben erlernt werden, wo durch die ausreichende Anzahl von Arbeitskräften viel Gutes geleistet werden könnte. Und gar manche überlastete Hausfrau würde eine Nähstube begrüßen, wohin sie den

übergönnen Flickkorb geben oder das Neuanfertigen von allerhand Wäsche bestellen könnte. Wie fleißig müßten erst die »Koch-Abteilungen« sein, um außer so viel emsigen Dienstpflichtigen auch noch manche Lehrerin oder Beamtin oder kaufmännische Angestellte an ihrem Kosttisch mit schmackhaften Gerichten zu versorgen.

Vergegenwärtigen wir uns aber, was es für unsere jungen Töchter heißt, ein Jahr solch vielseitiger Arbeit durchzulaufen zu haben. Gewiß – es wird noch viel zu lernen, zu vervollkommen übrig bleiben. Aber ein fester, dauerhafter Grund wäre gelegt, auf dem sich weiterbauen ließe. Die junge Fabrikarbeiterin, deren Arbeit so eintönig ist, hätte gelernt, wie man sich im Haushalt tummelt, wie man stramme Ordnung hält, wie man auskommt mit dem, [206] was vorhanden ist. Sie hätte vor allem auch den Segen solcher Arbeit kennen gelernt. Hausarbeit bringt ja allerdings nicht direkt Geld in die Kasse, aber sie nützt das Vorhandene aus, weiß viel damit zu machen und kann deshalb den Gliedern der Familie viel mehr bieten. Darum darf man Hausarbeit und Hausfrauen-tätigkeit nicht gering schätzen, sondern sollte darin das Fundament sehen, auf welchem das ganze Haus und Geschlecht sich aufbaut.

Es geschieht so häufig, daß diejenigen Mädchen, die jahraus, jahrein in die Fabrik gehen, bei ihrer Heirat dem Haushalt und seinen Forderungen ganz hilflos gegenüberstehen. Sie sind viel zu unerfahren, um ihre Arbeit richtig einteilen zu können, folglich wird vieles zu früh oder zu spät begonnen, alles erfordert weit mehr Mühe, während man bei einiger Erfahrung in der halben Zeit die Arbeit tun könnte. Hat aber eine junge Frau das Empfinden, sie stehe mit ihrem Haushalt im heimlichen Kampf, so wird sie sich nach der Fabrikarbeit zurücksehnen, die zwar langweilig war, aber ihr geläufig geworden und keine Mühe macht. Dann wird aber nie ein glückliches Familienleben entstehen, weil auch der Mann nicht gut versorgt ist und beide Teile bald einsehen müssen,

daß zwar reichlich Geld verdient werden kann, es aber damit noch lange nicht getan ist.

Weiß ein Mädchen aber – zufolge ihrer verschiedenartigen Tätigkeit während ihres »Dienstjahres« – Bescheid in Haus und Garten, Waschküche und Kinderstube, so ist sie damit in ihr eigentliches Arbeitsfeld eingerückt, und kann darin nun nach Herzenslust wirken – zum Segen ihrer Familie.

Man muß es ja wohl als ein Rätsel bezeichnen, wie es kommt, daß verheiratete Dienstmädchen in ihrem eigenen Haushalt häufig so vieles verlernt oder vergessen zu haben scheinen, was ihnen in ihrer Stelle ganz unerlässlich vorkam: Sauberkeit, Ordnung, – sie hätten sich bitter beklagt, hätte ihnen die Herrschaft zugemutet, in solch unordentlichen Kleidern herumzulaufen, in solch verkommenen Stuben zu wohnen. Das »Dienstjahr« würde hier viel-[207]leicht doch intensiver wirken, weil die Teilnehmerinnen nicht das Gefühl hätten, für ihre Herrschaft zu arbeiten, sondern für sich selbst und ihnen daher auch die Vorteile der pünktlichen Arbeit mehr am eigenen Leibe spürbar wären.

Vielleicht auch würde das gemeinsame Arbeiten, wobei doch so manche besondere Begabung auf einen künftigen Beruf hinführen könnte, das bessere Verständnis der Frau für die Frau fördern, was die Männer unter sich noch vor uns voraus haben.

Gar vieles könnte noch gesagt werden. Aber wir wollen hier nur anregen, den Weg ebnen. Es mag doch da und dort Leute geben, welche sich die Sache mit dem Dienstjahr der Frau durch den Kopf gehen lassen.

Eins zum Schluß – die Frage: was sagt die Männerwelt dazu?

Zu ihrer Beantwortung mögen zwei Urteile dienen, die ich nach einem Vortrag über das Dienstjahr der Frau zu hören bekam.

Ganz in meiner Nähe saß ein älterer, schon etwas grauhaariger Mann, neben ihm ein junger, der den Arm in der Schlinge trug. Es war mir aufgefallen, während ich sprach, mit welch

gespannter Aufmerksamkeit sie zugehört hatten. Ihre Kritik war mir wertvoll. Darum bat ich nachher um ihre Äußerungen. Der ältere Mann sah mir voll ins Gesicht und sagte: »Das wäre etwas Gutes – und wenn es eingeführt wird, bin ich der allererste, der seine Mädchen dazu schickt.« Und von den Lippen des jungen Verwundeten kam es leise und schwermütiig: »Wenn wir das schon hätten, dann wäre meine Jugend nicht gar so trostlos gewesen.« Dies letztere Wort – war's nicht wie eine schmerzliche Anklage?

Ich kann es nicht vergessen, es liegt so viel Unwiederbringliches darin. Aber sorgen müssen wir Frauen dafür, daß es nicht mehr gesprochen werden muß. Darum: bis das Dienstjahr der Frau Wirklichkeit wird, wollen wir schon anfangen, uns darauf einzustellen und dafür einzusetzen.

HILDE MUNSKE (Hrsg.)

*Mädel im Dritten Reich*

1935

[9]

*Wille und Weg*

Von Trude Mohr, Reichsreferentin des BDM.

Wir waren Kinder, als der große Krieg kam. Wir sahen die Tränen der Mütter, das Abschiednehmen der Väter, wir sahen die Verzweiflung, die Treue, die Einsatzbereitschaft und auch den Stolz um uns herum. Wir wurden gepackt und geschüttelt von der Schwere dieser Zeit. Wir horchten auf, wir weinten mit den Frauen, wenn es hieß: dort ist der Vater gefallen, hier kommt ein Junge niemals wieder, dieser Mann bleibt ein Krüppel für sein Leben ... Und ohne daß wir es

wußten, wuchsen wir und wurden geformt, nicht allein von der Schwere, sondern auch von der Größe dieser Zeit. Die Jugend, die durch solches Erleben hindurchgegangen, die bewußt oder nur ahnend durch Entwicklungen hindurch mußte, von denen ein winziger Teil in früheren Zeiten für eine ganze Generation ausgereicht hätte, ist anders als die, die vor ihr waren.

Diese Jugend ging wach und aufgeschlossen durch den geistigen und politischen Wirrwarr, der nach der Revolte 1918 überall entstand. Sie erlebte nicht nur die geldliche, sondern auch die geistige Inflation der Zeit. Sie wurde kritisch, sie nahm Abstand, sie wollte um jeden Preis sich selbst ihr Urteil bilden und distanzierte sich mehr und mehr von den »Größen« jener Zeit, je mehr man diese Jugend für diese sogenannten Ziele der Revolte einfangen wollte. Jugend ist unbestechlich, ehrlich, instinktsicher; und kein Wort ist wahrer als das, was Dr. Goebbels im Herbst 1930 auf einer Jugendkundgebung in Berlin sagte: »Wer die Zukunft hat, der hat die Jugend.«

Es mußte so kommen, wie der Führer es für sein Volk voraussah. Zu seiner Fahne strömten Männer und Frauen; am bedingungslosesten, am leidenschaftlichsten aber strömte die Jugend. Dieser Führer und diese Fahne bedeuteten und bedeuten für die Jugend schlechthin alles: Heimat, Elternhaus, Kameradschaft, Glaube.

Ein Volk, das zur Freiheit will, braucht die Treue und die Einsatzbereitschaft und die Leidenschaftlichkeit all seiner Glieder. Stehen für die Freiheit nach außen die Männer und Jungen, so haben für die Freiheit nach innen die Frauen und Mädel zu stehen.

In unserem Volk sind unendlich viel verborgene Kraftströme, die an das Tageslicht geholt werden müssen. Mädel und Frauen haben daher die Aufgabe, all das herauszuschälen, was sich an Volks- und Brauchtum unserer Ahnen bis in unsere Zeit erhalten hat. Wir müssen das geistige und seelische Leben unseres Volkes lösen von dem Fremden, dem uns

nicht Artgemäßen, das seit Jahrhunderten immer wieder versuchte, die schöpferischen Kräfte des deutschen Lebenswillens zu überwuchern.

In der Jugendorganisation, die als einzige den Namen des Führers tragen darf, stehen Jungen und Mädel in einer Front, in gleicher Ausrichtung zum ewigen Deutschland hin. *Der BDM ist Erziehungsbund. In ihm soll eine ganze junge Mädelgeneration zur Trägerin der nationalsozialistischen Weltanschauung geformt werden.* In diesem einen Satz ist alles einbeschlossen. Die Mädel, die heute bei uns stehen, und die morgen zu uns kommen werden, werden einst die Frauen und Mütter der Nation sein.

Der Weg weist folgerichtig in die Zukunft. In unsere Hände ist das Weiterleben der Nation [10] gelegt, denn ein Volk steht und fällt mit der Haltung seiner Frauen. Das erschütterndste und letzte Opfer der Männer ist umsonst, wenn die Frauen nicht um den Sinn dieses Opfers wissen; wenn sie nicht imstande sind, aus einer starken, heldischen Haltung heraus dieses Opfer um ihres Landes und Volkes willen selbst zu fordern, und wenn sie nicht imstande sind, ihren Söhnen und Töchtern von diesem Opfer und seinem Sinn zu künden, und wenn es not ist, es von neuem zu fordern.

Je stärker und lebendiger wir die Jugend heute in diese mitreißende und verpflichtende Gedankenwelt des Nationalsozialismus hineinführen, um so sicherer und selbstverständlicher muß die nächste Generation, die dann den Staat zu tragen hat, stehen. Wenn es um die Belange der Nation geht, gelten dieselben Forderungen für Mann und Frau. Es ist die Größe des Führers, daß er auch dies für das Volk als Verpflichtung aufgestellt hat. Im Wehrgesetz vom 17. März 1935 heißt es im § 1 Absatz 3: »Im Kriege ist über die Wehrpflicht hinaus jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau zur Dienstleistung für das Vaterland verpflichtet.« –

Der Volksgemeinschaft, der Zukunft dient somit unsere heutige Arbeit. Mädel, die heute als Selbstverständlichkeit Kameradschaft, Zucht, Einsatzbereitschaft und Treue leben,

die bewußt die Gesundheit des Leibes und der Seele wollen, die wissen, daß sie – mögen sie stehen, wo sie wollen – für ihr Volk stehen und niemals als Einzelmensch Rechte haben können, die dem Volksganzen schaden würden, solche Mädel, die man zu Zehntausenden heute aufwachsen sieht, müssen morgen eine Frauengeneration bilden, wie unser Land sie braucht.

Die nationalsozialistische Idee kann nicht gelehrt und kann nicht gelernt werden, sie muß durchblutet sein von dem Erleben kraftvoller, stolzer Menschen. Sie muß aus diesem Erleben heraus, in das wir die ganze Jugend unseres Volkes stellen wollen, weitergetragen werden von Geschlecht zu Geschlecht. Sie muß morgen von den Frauen und Müttern unseres Volkes ihren Kindern und Kindeskindern in der gleichen Klarheit und Lauterkeit vorgelebt werden, wie sie uns heute vom Führer vorgelebt wird. Dann erst werden wir zu dem großen wahren Volk der Deutschen kommen, das in einer unerhörten Treue und Gemeinschaft zusammensteht, wo unbekannt sein werden fremde, orientalische Begriffe, wo in stolzer Würde die Frau neben dem Mann gleichwertig, aber wesensverschieden als sein treuester Kamerad steht, und wo der wahre Mann in selbstverständlicher Ritterlichkeit für die Frau seines Volkes eintritt.

Wir stehen in einem geistigen Umbruch auf allen Gebieten des Lebens. In unglaublich kurzer Zeit ist ein ganzes Volk imstande gewesen, neue, freie und zuchtvolle Gedanken zu denken. In diesem Umbruch stark mit einbeschlossen ist die Stellung der Frau. Befreien wir sie von orientalischem Einfluß, der ein Jahrtausend hindurch versucht und erreicht hat, sie aus den, den Germanen selbstverständlichen Gesetzen zu lösen; und kommen wir als Volk wieder dorthin, wo unsere Ahnen schon einmal standen, zu der stolzen, heldischen Haltung aller Teile des Volkes: aller Männer und Frauen, aller Jungen und Mädel, denen nichts höher stand als die Sauberkeit des Blutes, die Treue zum Land und die Hingabe an das Volk, in das Gott sie hineingestellt hat.

## Lieder und Gedichte

Die Lyrik als Kunst auf der Grenze zwischen Literatur und Musik galt immer, vor allem aber in romantischer Tradition, als eine Literatur, die dem »weiblichen Geschlechtscharakter« besonders entspricht. Anthologien, Almanache und Jahrbücher für Mädchen nehmen verschiedene Lied- und Gedichttraditionen, vor allem die Volksliedtradition, die Tradition des religiösen Liedes, aber auch Traditionen des vaterländischen Liedes auf und fügen sie im 19. Jahrhundert mit den neueren aufklärerischen, klassischen und romantischen Traditionen zu einem »volkstümlich-klassischen« Kanon lyrischer Tradition zusammen, dessen Grundzüge sich bis zum Zweiten Weltkrieg erhalten haben. Innerhalb dieses Kanons gibt es einen kleinen festen Bestand an Texten, in denen ein Mädchen- und Frauenbild entworfen wird, das zwar durchaus nicht glatt und widerspruchsfrei ist, dessen divergente Züge aber durch die Buchgestaltung, durch die Kontexte eines Gedichts und durch einheitlichen Buchschmuck und Illustrationen abgeschwächt oder neutralisiert werden.

Ein in diesem Prozeß kanonisierter Autor ist Goethe, der mit seinem berühmten »Heidenröslein« ein vielfach variiertes Volksliedmotiv aufnimmt. Anders als Krummacher in seinem »Röslein am Wege« gibt Goethe dem Motiv eine Deutung, die sich leicht auf das narzißtisch abgekapselte junge Mädchen und zugleich auf ein spezifisches Modell sexueller Anziehung beziehen läßt. Von Ernst Moritz Arndt nehmen Anthologien Vaterlandslieder und Lieder im Volksliedton auf. Auch Heines bekannte »Lorelei« wird in die Volksliedtradition integriert. Kanonisiert wird Adelbert von Chamisso, vor allem aber Ludwig Uhland, der mit seinen Liedern und Balladen bis ins 20. Jahrhundert hinein als der »volkstümlichste« deutsche Dichter überhaupt galt. Als »klassischer« Text kommt Schillers »Würde der Frauen« in

die Anthologien hinein, das Gedicht, das Friedrich Schlegel seinerzeit vernichtend rezensiert und August Wilhelm Schlegel in einer Parodie lächerlich gemacht hat. Die in Anthologien wiederkehrenden Gedichte über das »deutsche Mädchen« sind vermutlich von Klopstocks 1770 entstandener Ode »Vaterlandslied« angeregt. – Auffällig ist, daß Annette von Droste-Hülshoff in die Anthologien nur ausnahmsweise Eingang gefunden hat.

In der spezifischen Mädchenliteratur wird nun dieser Kanon durch eine von Frauen an Mädchen (und Frauen) gerichtete Lyrik ergänzt. Ungewiß ist, ob die Lyrikerin Agnes Franz die hier ausgewählten Gedichte für das nach ihrem Tode erschienne »Buch für Mädchen« selbst vorgesehen hatte. Das »Frauenalbum« nimmt Gedichte von Frauen auf, die in der bürgerlichen Frauenbewegung aktiv sind. Aus allen Mädchenjahrbüchern hebt sich das von Clementine Helm und Frida Schanz begründete, später allein von Frida Schanz herausgegebene Jahrbuch »Junge Mädchen« heraus. Frida Schanz, in ihrer Zeit selbst eine durchaus anerkannte Lyrikerin, nimmt in dieses Jahrbuch Repräsentantinnen der neuen Frauenlyrik des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts auf und gibt dem Band für das Jahr 1901 sogar einen Beitrag über »Die deutsche Frauenlyrik der Gegenwart« mit.

Seit der Jahrhundertwende wird im Kontext der Kunsterziehungsbewegung und der Wandervogelbewegung die Volksliedtradition mit ihren spezifischen Mädchenliedern neu belebt. Mit dem Beginn der Organisierung der Mädchenjugend auch der Unterschichten, vor allem der Arbeiterinnen und Dienstmädchen, nehmen spezielle Liederbücher wie »Bachems Liederbuch« auch das Mädchenarbeitslied in diese Tradition auf. – Ein spezifisches nationalsozialistisches Mädchenlied, also ein in der nationalsozialistischen »Bewegung« für Mädchen geschriebenes Lied, gibt es offenbar nicht. Die beiden nationalsozialistischen Liederbücher für Mädchen, »Wir Mädel singen« und das speziell für den Arbeitsdienst für

die weibliche Jugend gedachte Buch »Lieder der Arbeitsmädchen«, enthalten neben einer umfangreichen Liedersammlung aus der Volksliedtradition einige vaterländische Lieder und spezifische Kampflieder der Hitlerjugend. In den Mädchen- und Jungenliederbüchern der Hitlerjugend werden die Akzente allerdings unterschiedlich gesetzt.

PAUL FRIEDRICH ACHAT NITSCH (Hrsg.)

*Für deutsche Mädchen*

1781–82

[1781; 31]

*Das deutsche Mädchen.*

Ich bin ein deutsches Mädchen – ich  
Bin edel, stolz und gut;  
Und unverdorben fließt in mir  
Ein jeder Tropfen Blut.

[32]

Der Tugend hoher Name war  
Nie meines Mundes Spott,  
Ich liebe die Religion  
Und meiner Väter Gott.

Von eitlem Stolz und niederm Trug  
Ist meine Seele frey;  
Ich kenne süßer Freundschaft Werth,  
Und meine Lieb' ist treu.

Des Lebens Freuden flied' ich nicht,  
Die nicht die Unschuld fliedt,  
Und wo die späte Reu' ins Herz  
Nicht blutige Furchen zieht.

Ich ziehe keinen Jüngling nicht  
Verräthrisch in mein Netz;  
Durch Tugend nur zu reizen – ist  
Mir ewiges Gesetz.

Doch fürcht' ich auch die Schmeicheley  
Des kühnen Mannes nie;  
Ein diamantnes Schild ums Herz  
Vereitelt seine Müh.

Auch schreckt mich nicht des Unglücks Arm,  
Der wider mich sich regt;  
So lang' ein gut Gewissen noch  
In diesem Busen schlägt.

So spiel' ich froh die Rolle aus  
Die mir die Vorsicht gab;  
Und fällt für mich der Vorhang zu, –  
So tret' ich freudig ab.

R.

[47]

HEINRICH DITTMAR (Hrsg.)

*Der Mägdelein Lustgarten*

1822

*Das Marienblümchen.*

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Es blüht ein schönes Blümlein,  
das blüht auf grünen Auen,  
von innen und von ausen fein,  
gar lieblich anzuschauen,

246  
Der Mägdlein

L u s t g a r t e n.

Erster Theil.

Mit 9 Kupfern.

Und ein ——————  
Bei jedem Drapten Blatt.

Erlangen,

bei J. J. Palm und Ernst Enke

Leinenblümchen ich zärtlich,  
Die kleinen Blümchen sind niedlich  
Und wir müssen nur beschwören noch  
Nichts einzutragen, was uns doch schadet zug

[48]

bald bunt, bald roth und bald schneeweis  
ist es des Lenzes frühster Preis,  
des Herbstes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es sehen,  
die klatschen in die Hände  
und schmeicheln: »Gänseblümchen schön!«  
»O Tausendschön!« ohn Ende;  
sie winden es in jeden Kranz,  
sie treten drauf bei jedem Tanz:  
Das süse Tausendschönchen!

Und alle Jungfrau, die es sehn,  
sie rufen: »Sieh, Zeitlosen!«  
Sie können nicht vorübergeln  
und müssen mit ihm kosen.  
Das Blümchen ist der Jugend Bild,  
die noch in tausend Farben spielt:  
O bunte Blumenjugend!

Und siehet es ein zärtlich Herz  
auf grünem Anger prangen,  
so fühlt es sich von süsem Schmerz  
und süser Lust gefangen:  
»Maßliebe!« ruft es, »her zu mir!  
und lehre mich der Jugendzier  
in Freude rein bewahren!«

[49]

Und sieht es eine fromme Frau,  
sie nennt's *Marienblümchen*,  
und herzt es: »Schönstes Kind der Au,  
und kleines Gottesmühmchen!«  
und betet zu dem Sternenglanz:  
»Laß mich, o Gott, im Engelkranz  
so still demüthig stehen!«

So blüht das schöne Blümlein,  
das viele Namen träget  
und in der Demuth stillem Schein  
so hohe Wunder heget.  
Du, der das Blümlein schön gemacht,  
nimm deine Blümlein all' in Acht,  
daß sie so lieblich blühen!

[56]

*Das Röslein am Wege.*

(Von Krummacher.)

Wohl ein einsam Röslein stand  
welk und matt am Wege,  
von des Sommers Glut verbrannt,  
armes Röslein, unbekannt,  
ohne Lieb und Pflege.  
Armes, armes Röslein, ach!  
welk und matt am Wege.

Kam ein Mägdelein her und sah  
Röslein an dem Wege.  
»Röslein steht so einsam da!  
Sei getrost, ich komme ja,  
daß ich deiner pflege.  
Armes, armes Röslein, ach!  
welk und matt am Wege!«

[57]

Mägdelein sprang in schnellem Lauf  
zu dem Quell am Wege,  
traut des Quellchens Thau darauf,  
Röslein that das Knöspchen auf,  
dankend holder Pflege.  
Röslein, schönes Röslein blüht,  
duftend nun am Wege.

[82]

*Erdbeerlied.*

(Von Krummacher.)

Ein Mägdelein an des Felsen Rand  
ein naktes Erdbeerstrauchlein fand,  
von Sturm und Regengüssen  
zerzaust und losgerissen.  
Da sprach das Mägdelein leise:  
Du arme,nakte Waise,  
komm mit mir in das Gärtchen mein,  
du sollst mir wie ein Kindlein sein!

[83]

Drauf macht es wohl die Würzlein los  
und trug das Pflänzchen in dem Schos,  
und spähte still und wonnig  
ein Plätzchen, kühl und sonnig,  
und wühlte in der Erde mit emsiger Gebärde,  
und pflanzte nun das Pflänzchen drein  
und sprach: Das soll dein Bettchen sein!

Und als die Frühlingszeit erschien,  
begann das Pflänzchen schön zu blühn,  
wie sieben weiße Sterne;  
das sah das Mägdelein gerne,  
die wurden sieben Beren,  
als ob's Rubinen wären.  
Gelt, sprach es, es will dankbar sein,  
und meint, ich sei sein Mütterlein.

[160]

*Die drei Blümlein.*

(Von Ernst Moriz Arndt.)

Es wächst ein Blümlein *Bescheidenheit*,  
der Mägdelein Kränzel und Ehrenkleid.  
Wer solches Blümlein sich frisch erhält,  
dem blühet golden die ganze Welt.

Auch wird ein zweites, das *Demuth* heist,  
als Schmuck der Mägdelein hoch gepreist;  
die Englein, singend an Gottes Thron,  
es tragen als Demant in güldner Kron.

Ein drittes Blümlein, wo diese zwei  
nur stehen immer, ist dicht dabei,  
heist *Unschuld*, siehet gar freundlich aus;  
das schönste Blümlein im Frühlingsstraus.

So pflege, Mägdelein, der Blümlein drei  
mit frommer Sorge und stiller Treü.  
Denn wer sie wahret, wird nimmer alt,  
er trägt die himmlische Wohlgestalt.

[285]

*Loblied auf die Mutter des HErrn.*

(Von F. A. Krummacher.)

O du heilige,  
du jungfräuliche  
holde Mutter, Maria!  
Selig gepriesne  
herrlich erwiesne,  
heil dir, hohe Maria!

Gottgeweihte!  
Benediete!  
jauchzen Engel und Hirten.  
Himmlische Lieder  
tönen hernieder:  
Heil dir, Mutter Maria!

Du demüthiglich  
schweigst und neigest dich  
deinem Kindlein, Maria!

hörest die Weisen  
selig dich preisen:  
Heil dir, holde Maria!

[287]

O unschuldige,  
o geduldige  
treue Mutter Maria!  
Ach in dem Herzen  
Wunden und Schmerzen!  
Wehe, Mutter Maria!

Treibewährete,  
hochverklärete,  
heilige Mutter Maria!  
Nun bei dem Sohne  
schmückt dich die Krone.  
Preis dir, Preis dir Maria!

AGNES FRANZ

*Buch für Mädchen*

1850

*Was nie verblüht.*

Du fragst, wie dauernd man entzücken,  
Wie Allen man gefallen kann? . . . .  
Und schau'st dabei mit Schelmenblicken  
Dein holdes Bild im Spiegel an.

Wohl hat Natur es reich geziert,  
Dies Bild, aus dem die Anmuth lacht;

Mit jedem Reiz, der Herzen röhret,  
Ward es verschwenderisch bedächt.

Des seidnen Haares reiche Wogen,  
Die Wange, wo der Frühling blüht,  
Der Brauen schön gewölbter Bogen,  
Der sich um Veilchenaugen zieht;

[48]

Der schlanken Arme leichte Regung,  
Die Stirn, von Locken weich umwallt,  
Die ganze liebliche Bewegung  
Der kleinen Graziengestalt:

Genug, um Herzen zu entzücken,  
Und – bei so vieler Schönheit doch –  
Um wahr und dauernd zu beglücken,  
Bei allem Reiz zu wenig noch!

Der ew'gen Schönheit ächten Stempel  
Kann *Seelenanmuth* nur verleih'n,  
Drum lade in den holden Tempel  
Geschäftig jede Tugend ein!

Zeig' diese Stirn der sanften Milde,  
Dem edlen Ernst zur Wohnung an;  
Laß Weisheit mit dem ehrnen Schilder  
Dem leichtbewegten Sinne nah'n!

Laß aus dem Strahle Deiner Augen  
Die Engel frommer Liebe schau'n,  
Laß Trost aus ihm das Elend saugen,  
Erbarmen aus ihm niederthau'n!

Laß mit dem Aug' im festen Bunde  
Die holdberedte Lippe sein,  
Sie schone, lindre jede Wunde,  
Sei wahrhaft, innig, treu und rein!

[49]

Der Wangen Purpur zu behüten,  
Sei holde Scham die Wächterin!  
Sie streue ew'ger Anmuth Blüthen  
Und ew'ge Jugend auf sie hin!

Und diese feinen Hände, – schmücke  
Mit Wohlthun sie, mit regem Fleiß!  
Daß segnend man an's Herz sie drücke,  
Wenn längst verblüht ihr zartes Weiß.

In Deines Herzens stillen Gründen,  
Da aber bau' die Demuth an!  
Sie wird den schönsten Kranz Dir winden,  
Den je die Schönheit angethan.

Der Unschuld Glanz wird sie erhöhen,  
Verschönen jede Liebesthat,  
Wird freundlich aus dem Aug' Dir sehen,  
Wenn schüchtern sich der Kummer naht.

Weißt Du nun wohl sie aufzufinden,  
Die Blüthe, die kein Sturm zerknickt?  
Die Reize, welche nie verschwinden,  
Die Schönheit, welche stets entzückt?

Ein höher Roth färbt Deine Wangen:  
Du kehrst vom Spiegel Dein Gesicht! –  
O, Freude! – Deines Lenzes Prangen  
Fehlt auch die schönste Blüthe nicht!

[61]

### *Das Mägdlein und die Rose.*

Sag', was spricht mich doch so innig  
Aus der Rose Antlitz an?  
Kann's nicht lassen, sie zu pflücken,  
Sie an's trunk'ne Herz zu drücken;

Schaut sie doch mit Schwesterblicken  
So vertraut zu mir hinan!

Für des Ruhmes Stirn erkoren,  
Prangt das grüne Lorbeerreis;  
Frische Myrthe, sagt man, deute  
Auf den Schmuck beglückter Bräute,  
Und des Friedens Engel weihte  
Palmengrün zum Siegespreis.

Aber Rosen, junge Rosen –  
Wir nur können sie versteh'n!  
Ihre unschuldsvolle Blüthe,  
Die am Kuß des Lichts erglühete,  
Wurde von des Schöpfers Güte  
Zu des Mägdeleins Kranz erseh'n.

Seiner Liebe Odem hauchte  
Beider Wangen purpurn an.  
Beide wahrt er in der Hülle  
Kühlen Schattens, frommer Stille,  
Weil des jungen Lebens Fülle  
Dort nur froh gedeihen kann.

Darum kränz' ich mich mit Rosen  
In des Lebens Blüthenmai.  
Will ein Dörlein mich auch stechen,  
Dennoch will ich Rosen brechen:  
Vieles kann die Rose sprechen,  
Vieles denkt mein Herz dabei!

Harmlos blüht im Lebenslenze  
Ros' und Mäglein, treu bedacht.  
Er, der Dornen gab dem Stengel,  
Gab in einer Welt voll Mängel  
Auch der Unschuld ihren Engel,  
Und dem Herzen seine Wacht. –

[62]

### *Ein deutsches Mädchen.*

Was ist des deutschen Mädchens Ruhm?  
Ein edler Sinn, ein rein Gemüth,  
Ein Herz, das für das Gute glüht,  
Bescheidenheit und milde Tugend, –  
Das sind die Zierden ihrer Jugend.

[63]

Wem weiht sich deutscher Mädchen Sinn?  
Nicht eitlem Prunk, noch Flitterlug!  
Sie fleht der Mode leeren Trug.  
Sich höh'rer Anmuth Reiz zu geben:  
Danach geht ihres Herzens Streben!

Wem weiht sich deutscher Mädchens Geist?  
Dem Nützlichschönen, das den Kreis  
Der Häuslichkeit zu schmücken weiß;  
Der Kunst, das Große mit dem Kleinen  
In holder Anmuth zu vereinen.

Denn nicht der Musen Gunst allein  
Ist das, wonach ihr Blick sich hebt!  
In deutscher Mädchen Herzen lebt  
Der Wunsch, von allen frommen Pflichten  
Sich innig tief zu unterrichten.

Wem schlägt des deutschen Mädchens Herz?  
Dem flatterhaften Schmeichler nicht,  
Der anders denkt und anders spricht!  
Den Weg zu ihrem Herzen findet  
Nur Der, der Wahrheit ihr verkündet!

Wem lohnt des deutschen Mädchens Hand?  
Dem Biedermann, der treu und mild  
Der Menschheit heil'ge Pflicht erfüllt;  
Der Recht, Vernunft und Tugend übt,  
Und deutsche Sitte ehrt und liebet.

[64] Was schlägt in deutscher Mädchen Brust?  
Der Wunsch, im großen Weltverein  
Dereinst ein nützlich Glied zu sein,  
Für Menschenwohl und Menschensegen  
Auch Hand an's große Werk zu legen!

Was ist des deutschen Mädchens Lohn?  
Es lohnt sich in der eignen Brust  
Die fromme That mit Lieb' und Lust!  
Und dieser Friede ward dem Leben  
Als schönster Lohn von Gott gegeben!

*Album für Deutschlands Töchter*

1852; 8. Aufl. 1874

[117] *Das Mädchen.*

Mutter, Mutter! meine Puppe  
Hab' ich in den Schlaf gewiegt,  
Gute Mutter komm, und siehe,  
Wie so englisch sie da liegt.  
Vater wies mich ab und sagte:  
Geh', du bist ein dummes Kind;  
Du nur, Mutter, kannst begreifen,  
Welches meine Freuden sind.

Wie du mit den kleinen Kindern,  
Will ich Alles mit ihr thun,  
Und sie soll in ihrer Wiege  
Neben meinem Bette ruhn.  
Schläft sie, werd' ich von ihr träumen,  
Schreit sie auf, erwach' ich gleich, —  
Meine himmlisch gute Mutter,  
O wie bin ich doch so reich!

Ad. von Chamisso.



[166]

*Würde der Frauen.*

Ehret die Frauen! sie flechten und weben  
Himmlische Rosen in's irdische Leben,  
Flechten der Liebe beglückendes Band,  
Und in der Grazie züchtigem Schleier  
Nähren sie wachsam das ewige Feuer  
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken  
Schweift des Mannes wilde Kraft;  
Unstät treiben die Gedanken  
Auf dem Meer der Leidenschaft;  
Gierig greift er in die Ferne,  
Nimmer wird sein Herz gestillt;  
Rastlos durch entleg'ne Sterne  
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke  
Winken die Frauen den Flüchtlings zurücke,  
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.  
In der Mutter bescheidener Hütte  
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,  
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,  
Mit zermalmender Gewalt  
Geht der wilde durch das Leben,  
Ohne Rast und Aufenthalt.  
Was er schuf, zerstört er wieder,  
Nimmer ruht der Wünsche Streit,  
Nimmer, wie das Haupt der Hyder  
Ewig fällt und sich erneut.

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,  
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,

[167]

Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,  
Freier in ihrem gebundenen Wirken,  
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken  
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz, sich selbst genügend,  
Kennt des Mannes kalte Brust,  
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,  
Nicht der Liebe Götterlust,  
Kennet nicht den Tausch der Seelen,  
Nicht in Thränen schmilzt er hin;  
Selbst des Lebens Kämpfe stählen  
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,  
Schnell die äolische Harfe erzittert,  
Also die fühlende Seele der Frau.  
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,  
Wallet der liebliche Busen, es strahlen  
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herrschgebiete  
Gilt der Stärke trotzig Recht;  
Mit dem Schwert beweist der Scythe,  
Und der Perser wird zum Knecht.  
Es befehden sich im Grimme  
Die Begierden wild und roh,  
Und der Eris rauhe Stimme  
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte  
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,  
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,  
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,  
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,  
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Schiller.

[214] *Die Lorelei.*

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
Daß ich so traurig bin?  
Ein Märchen aus alten Zeiten  
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

[215]

Die Luft ist kühl und es dunkelt,  
Und ruhig fließt der Rhein;  
Der Gipfel des Berges funkelt  
Im Abendsonnenschein. —

Die schönste Jungfrau sitzt  
Dort oben wunderbar,  
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,  
Sie kämmt ihr goldenes Haar. —

Sie kämmt es mit goldenem Kamme,  
Und singt ein Lied dabei;  
Das hat eine wundersame  
Gewaltige Melodei. —

Den Schiffer im kleinen Schiffe  
Ergreift es mit wildem Weh;  
Er schaut nicht die Felsenriffe,  
Er schaut nur hinauf in die Höh! —

Ich glaube, die Wellen verschlingen  
Am Ende Schiffer und Kahn;  
Und das hat mit ihrem Singen  
Die Lorelei gethan.

Heine.

[221] *Vor dem Marmorbilde der Königin Louise.*

Du schlafst so sanft – die stillen Züge hauchen  
Noch deines Lebens schöne Träume wieder,  
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,  
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlumm're fort, bis deines Volkes Brüder,  
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,  
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,  
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.

[222]

Tief führt der Herr durch Nacht und durch  
Verderben;  
So wollen wir im Kampf das Heil erwerben,  
Daß uns're Enkel freie Männer sterben.

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache:  
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau! erwache,  
Ein guter Engel für die gute Sache.

Th. Körner.

[232]

*Des Goldschmieds Töchterlein.*

Ein Goldschmied in der Bude stand  
Bei Perl' und Edelstein:  
»Das beste Kleinod, das ich fand,  
Das bist doch du, Helene,  
Mein theures Töchterlein!«

Ein schmucker Ritter trat herein:  
»Willkommen, Mägdelein traut!  
Willkommen, lieber Goldschmied mein!  
Mach' mir ein köstlich Kränzchen  
Für meine süße Braut!«

Und als das Kränzlein war bereit,  
Und spielt in reichem Glanz,  
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,  
Wohl als sie war alleine,  
An ihren Arm den Kranz:

»Ach, wunderselig ist die Braut,  
Die's Krönlein tragen soll.  
Ach, schenkte mir der Ritter traut  
Ein Kränzlein nur von Rosen,  
Wie wär' ich freudenvoll!«

[234]

Nicht lang, der Ritter trat herein,  
Das Kränzlein wohl beschaut:  
»O fasse, lieber Goldschmied mein,  
Ein Ringlein mit Demantinen  
Für meine süße Braut!«

Und als das Ringlein war bereit,  
Mit theurem Demantstein,  
Da steckt' Helen' in Traurigkeit,  
Wohl als sie war alleine,  
Es halb ans Fingerlein:

»Ach, wunderselig ist die Braut,  
Die's Ringlein tragen soll.  
Ach, schenkte mir der Ritter traut  
Nur seines Haars ein Löcklein,  
Wie wär' ich freudenvoll!«

Nicht lang, der Ritter trat herein,  
Das Ringlein wohl beschaut:  
»Du hast, o lieber Goldschmied mein  
Gar fein gemacht die Gaben  
Für meine süße Braut.

Doch daß ich wisse, wie ihr's steh,  
Tritt, schöne Maid, herzu,  
Daß ich an dir zur Probe seh'  
Den Brautschmuck meiner Liebsten,  
Sie ist so schön, wie du.«

Es war an einem Sonntag früh,  
Drum hat die feine Maid  
Heut angethan mit sondrer Müh',  
Zur Kirche hinzugehen,  
Ihr allerbestes Kleid.

[235]

Von holder Scham erglühend ganz  
Sie vor dem Ritter stand;  
Er setzt' ihr auf den goldenen Kranz,  
Er steckt' ihr an das Ringlein,  
Dann faßt' er ihre Hand:

»Helene süß, Helene traut,  
Der Scherz ein Ende nimmt:  
Du bist die allerschönste Braut,  
Für die ich's goldne Kränzlein,  
Für die den Ring bestimmt.

Bei Gold und Perl' und Edelstein  
Bist du erwachsen hier;  
Das sollte dir ein Zeichen sein,  
Daß du zu hohen Ehren  
Eingehen wirst mit mir.«

Uhland.

EMMA LADDEY (Hrsg.)

Frauen-Album

1880

[15]

Glück und Zufriedenheit.

(Ein Albumblatt.)

Glück ist die Sonne, die der Strahlen Fülle  
Versengend heiß herab zur Erde schickt;  
Zufriedenheit der Stern, der mild und stille,  
Ein Freundesauge, auf uns nieder blickt.

Glück ist der Strom, daß ungestüme Welle  
Gar oftmals trübt die Klarheit seiner Flut;  
Zufriedenheit der See, drin rein und helle  
Das Bild des blauen Himmels lächelnd ruht.

Glück ist die Rose, deren Purpurblätter  
Uns heut entzücken, morgen schon verblühn;  
Zufriedenheit die Tanne, die dem Wetter  
Und Sturme trotzt in ewig frischem Grün.

Sei Dir, mein Kind, viel Sonnenschein beschieden,  
Des Stromes Rauschen und der Rose Glühn;  
Doch mehr noch wünsch ich Dir des See's Frieden,  
Den milden Stern, der Tanne ewges Grün!

Marie Calm.

[16]

O säume nicht!

O säume nicht, dem Freund die Hand zu reichen,  
Mit dem Du um Geringes Dich entzweit;  
Heut kann ihn noch ein gutes Wort erweichen, –  
Schon morgen schüret Mißgunst wohl den Streit.

[17]

O säume nicht, dem Darbenden zu geben,  
Der Deine Hilfe anfleht in der Noth;  
Heut schenkt ihm Deine Gabe noch das Leben,  
Schon morgen – fällt er um ein Stückchen Brod.

O säume nicht, zum Kranken hin zu eilen,  
Ein tröstend Wort allein ist sein Begehr.  
Heut kannst Du noch an seinem Lager weilen, –  
Schon morgen findest Du ihn wohl nicht mehr.

O säume nicht, Dich selbst empor zu raffen  
Und Deinen Blick zu lenken himmeln;  
Noch ist es Tag, noch kannst Du streben, schaffen –  
Es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.

Marie Calm.

Duftige Blüten

1887; 18. Aufl. 1901

[47]

Gefunden.



Ich ging im Walde  
So für mich hin,  
Und nichts zu suchen  
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich  
Ein Blümlein stehn,  
Wie Sterne leuchtend,  
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,  
Da sagt' es fein:  
»Soll ich zum Welken  
Gebrochen sein?«

Ich grub's mit allen  
Den Würzlein aus,  
Zum Garten trug ich's  
Am hübschen Haus,

Und pflanzt' es wieder  
Am stillen Ort;  
Nun zweigt es immer  
Und blüht so fort.

Joh. Wolfgang v. Goethe.



Heidenröslein. [49]

ah ein Knab' ein Rös-  
lein stehn,

Röslein auf der Heiden,  
War so jung und morgenschön,  
Lief er schnell es nah zu sehn,  
Sah's mit vielen Freuden.  
Röslein, Röslein, Röslein rot,  
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: Ich breche dich,  
Röslein auf der Heiden!

Röslein sprach: Ich steche dich,  
Daß du ewig denkst an mich,  
Und ich will's nicht leiden.  
Röslein, Röslein, Röslein rot,  
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach  
's Röslein auf der Heiden;  
Röslein wehrte sich und stach,  
Half ihm doch kein Weh und Ach,  
Mußt' es eben leiden.  
Röslein, Röslein, Röslein rot,  
Röslein auf der Heiden.

J. W. v. Goethe.

[100]

*Vaterlandslied.*

Ich bin ein deutsches Mädchen!  
 Mein Aug' ist blau und sanft mein Blick,  
 Ich hab' ein Herz,  
 Das edel ist und stolz und gut.

Ich bin ein deutsches Mädchen!  
 Zorn blickt mein blaues Aug' auf den,  
 Es haßt mein Herz  
 Den, der sein Vaterland verkennt!

Ich bin ein deutsches Mädchen!  
 Erkäre mir kein ander Land  
 Zum Vaterland,  
 Wär' mir auch frei die große Wahl!

Du bist kein deutscher Jüngling!  
 Bist dieses lauen Säumens wert,  
 Des Vaterlands  
 Nicht wert, wenn du's nicht liebst, wie ich.

Du bist kein deutscher Jüngling!  
 Mein ganzes Herz verachtet dich,  
 Der's Vaterland  
 Verkennt, dich Fremdling! und dich Thor!

Ich bin ein deutsches Mädchen!  
 Mein gutes, edles, stolzes Herz  
 Schlägt laut empor  
 Beim süßen Namen: Vaterland!

So schlägt mir's einst beim Namen  
 Des Jünglings nur, der stolz wie ich  
 Aufs Vaterland,  
 Gut, edel ist, ein Deutscher ist!

Friedrich Gottlieb Klopstock.

CLEMENTINE HELM und FRIDA SCHANZ (Hrsg.)

*Junge Mädchen*

1895–1902

[1895; 1]

*Junge Mädchen.*

Zu dem Titelbilde von Werner Zehme.

Junge Augen voll Glanz, junge Seelen voll Schwung,  
 Junge Herzen, die glühen und hoffen und streben,  
 Junge Mädchen, recht sonnig und blütenjung,  
 Was gibt es wohl Liebres im ganzen Leben?

Ein fröhliches Mädchengelächter von fern,  
 Helle Kleider, durch blühende Büsche lugend,  
 Ich lieb' es, ich hör' es und seh' es gar gern.  
 Ich seh' noch von ferne die eigene Jugend.

Ich hör' noch von fern den verklungenen Klang,  
 Ich seh' noch von weitem den sonnigen Garten.  
 Ich war auch solch ein Ding, dem das Herz fast sprang  
 Vor heimlichem Freuen und Glückerwarten.

Junge Augen voll schelmischer Seligkeit,  
 Und warme Herzen und flinke Zungen. --  
 Dies Buch, jungen Mädchen sei es geweiht,  
 Jungen Mädchen, recht sonnigen, blütenjungen!

Frida Schanz.

[1897; 1]

*Mädchenherz.*

Zu dem Titelbilde von A. Zick.

Eine Laute bist du, Mädchenherz,  
 Die aus Edelgold ein Meister baute.  
 Mädchen, halte dir in Lust und Schmerz  
 Stark und klar gestimmt die zarte Laute!

Selig bist du, wenn der Freuden Chor  
Rhytmisch hält aus deinem Jugendliede!  
Trage dich die Freude nur empor!  
Bleibe in der Lust dir nur der Friede!

Sorge, daß der Ernst dich tief durchhällt!  
Dämpfe nicht den Ton mit feigem Grausen,  
Wenn ein Schmerz mit heiliger Gewalt  
Dir der Laute Saiten will durchbrausen!

Trage sie versteckt durchs Menschenland!  
Nur die Liebsten laß den Wohllaut spüren!  
Nur von einer starken, zarten Hand  
Laß dir an die goldenen Saiten rühren!

Sind einmal die Saiten, junges Kind,  
Dir verwirrt von Neiden und Ergrimmen,  
Bitte heiß und mächtig, daß geschwind  
Engelsfinger sie dir wieder stimmen!

Frida Schanz.

[1898; 21]

## Die Försterei.

Verloren liegt im Wald die Försterei,  
Verloren nur für Lärm und lautes Treiben.  
Tagtäglich ging der Friede dort vorbei,  
Im großen Zimmer war so gut das Bleiben. —  
Helläugig lacht der Lenz herein und frisch;  
Er klingelt mit den kleinen Maienglocken.  
Ein offnes Kästlein steht auf altem Tisch,  
Darüber beugen tief sich Mädchenlocken,  
Und Mädchenaugen schauen in das Grün.  
Sie schauen in die Frühlingssonnenstrahlen,  
Und wandern durch den Raum, den trauten hin,  
Bis sich zwei Thränen langsam niederstahlen;

Die trübten lange schon der Augen Licht.  
Dann aber heben zögernd sich die Lider,  
Und auf dem blassen, kindlichen Gesicht  
Liegzt zitternd nun ein tapf'res Lächeln wieder.  
Die krausen Lökchen strich sie leicht zurück,  
Die lustig eine klare Stirn umrahmten,  
Und in das Kästchen fiel aufs neu der Blick,  
In dessen Inhalt ihre Finger kramten.  
Wertlose Schätze lagen drin zu Hauf.  
Gepreßte Blumen, — da ein Rabenflügel, —  
Ein Vogelnest, — ein toter Falter drauf, —  
Ein Tannenreis — von Moos ein kleiner Hügel. —  
Doch lag von stillem Glück ein zarter Duft  
Ob diesen armen, kleinen Herrlichkeiten.  
Wie blaue, sonnenwarne Frühlingsluft,  
Wie frischer Hauch aus stillen Waldesweiten,  
So zog es in das Mädchenherz hinein.  
Ein heißes Sehnen in den Augen brannte,  
Dann klang es stockend: »Diese Kinderei'n  
Gehn nimmer an für eine Gouvernante.« —  
Und langsam ward der Deckel zugemacht;  
Das Schlüßlein dreht sich langsam in der Runde.  
Als sei ein Stücklein Heldenwerk vollbracht,  
Schlich sich ein Seufzer von dem roten Munde. —  
Die Mutter plötzlich in der Thüre steht;  
Sie muß des Kindes Haar mit Thränen netzen;  
Ihr Kind, das morgen in die Fremde geht!

—  
Sie weiß die kleine Heldenthat zu schätzen.

Dora Stieler.



[271]

*In der Veilchenzeit.*

Ich möchte jauchzen und singen laut  
Und kann doch nur träumen heut,  
Die Veilchen duften zu lieblich und traut.  
»Gott schütze die Veilchenzeit!«

Ich möcht' es sagen und kann's doch nicht,  
Wovon mir so selig, so weit.  
Nur leise, leise mein Herz spricht:  
»Gott schütze die Veilchenzeit.«

Luisa von MENTZ.

*Im Lenz.*

Im blütenbedeckten Fliederstrauch  
Zwitschert ein Vogelpärchen.  
Und der Wind geht über die junge Saat  
Und erzählt ihr flüsternd ein Märchen!

Und ich liege begraben im frischgrünen Gras,  
Und über mir schütteln die Bäume  
Leis ihre schneeweissen Lasten herab,  
Und die fliegen in all meine Träume!

Alice Falckenthal.

[1899; 123]

*Mädchenlied.*

Ach du herzgoldige Mutter mein,  
Ich kann nicht sitzen und fleißig sein!  
Ich mag nicht Nadel um Nadel tauschen,  
Wenn draußen so lind die Bäume rauschen!  
Ach sieh! – Die Sonne spielt auf dem Grün,  
Im Wiesengrund Himmelsschlüssel blühn!  
Ich meine, ich hör' die Drossel singen,  
Drum will mir keine Masche gelingen.  
Der Faden reißt immer wieder dabei,  
Ich glaube, ich reiße noch selbst entzwei!

Wie herzig auch flehn die Schelmengrübchen –  
Erst mußt du fleißig sein, Tochterliebchen!  
Denk nur an das kranke Peterlein  
Mit seinem schmerzenden, lahmen Bein.  
Du hast ihm die warmen Söckchen versprochen,  
Er solle sie haben nach wenig Wochen.  
Er kann nicht spielen und springen im Grün,  
Er sieht keine einzige Blume blühn!

Da haben die Fingerchen emsig geschafft,  
Bis – endlich! zu Ende die Arbeitshart.  
Dann geht's hinaus, – ei! so geschwind,  
Es flattern die Röckchen im Maienwind.  
Was hat aber in all der Frühlingspracht  
So nachdenklich heut' das Kind gemacht?  
Den großen Schlüsselblumenstrauß,  
Den bringt's dem kranken Peter ins Haus.  
Gar fröhlich schläft heut' das Mägdelin ein,  
Es durfte ja selbst ein Sonnenstrahl sein.

Clementine v. Hellermann.

[265]

*Fern von Daheim.*

Keine Boten gehn von dir zu mir,  
Hat die Ferne jedes Band zerrissen?  
Mutter, und dein Kind, es sehnt sich hier,  
Kunde, glückliche, von dir zu wissen!

Mutter, wieder um ein Lebensglück  
Ist mein nimmer kluges Herz betrogen,  
Und ich komme arm zu dir zurück,  
Ärmer, trüber, als ich ausgezogen.

Aber deine zarte Liebe wird  
Balsam sein für meine Herzenswunden.  
Mutter, wenn dein Kind, das sich verirrt,  
Endlich wieder zu dir heimgefunden!

Elisabeth Kolbe.

[1900; 366]

*Backfischträume.*

Backfischchen träumt! – die lust'gen Brüder necken,  
Die Mutter schilt, daß es die Pflicht versäumt;  
Seit kurzem liebt's die heimlich-stillen Ecken  
Und sitzt so gern und träumt.

So lange kannt' es Frohsinn nur und Lachen,  
Hat keinen tollen Streich versäumt,  
Jetzt läßt es die getrost von andern machen  
Und sitzt ganz still und träumt.

Wovon? Wer's wüßte! Könnten wir belauschen,  
Was in dem jungen Herzen widerhallt!  
Es klingt, als ging' ein ahnungsvolles Rauschen  
Durch jungen Frühlingswald.

Adelheid Stier

[1901; 272]

*Das Märchen.*

Wo das Märchen haust? –  
Wo kein Zeichen, kein Zeiger mehr weiter  
weist  
In den Dämmerschein, --  
Wo der Pfad entgleist  
In verworrene Waldeswildnis hinein,  
Wo noch Veilchen stehn,  
Wenn sie überall anders schon gepflückt,  
Und die grossen weissgoldnen Orchideen,  
Wo der Bach gebückt  
Unter dichten Haseln verloren, schleicht,  
Da weiter, immer weiter durchs Grün  
Auf unbetretenen Wegen,  
Da siehst du vielleicht seine Krone glühn,  
Da kommt's dir vielleicht entgegen,  
Das Haar von den Rosenbüschchen zerzaust,  
Um den Hals eine goldene Schlange. –  
Dann sei nicht bange!  
Küss' es, wenn dir nicht graust!

Frida Schanz.

LOTTE GUBALKE (Hrsg.)

*Scherls Jungmädchen-Buch*

1914–27

[1914; Widmungsblatt] *Ihr Mädchen!*

Ihr seid die Kinder ehrner Zeit,  
Ihr Mädchen, des großen Weltenbrandes,  
Eure Jugend hat der Krieg geweiht,  
Die harte Not des Vaterlandes.

Vor allen seid Ihr auserkoren,  
Ihr geht in Nacht und doch im Licht.  
Ach! Daß die Stunde nicht verloren,  
Die hell zu Euren Herzen spricht.  
Sie will nicht Furcht und Zittern sehen,  
Nicht Kleinmut, der vergeht im Leid.  
Ein neu' Geschlecht soll auferstehen,  
Für ihr gewaltiges Geschehen  
Will GröÙe unsere große Zeit!

Ihr Mädchen, kommende Geschlechter,  
Sie schau'n auf Euch zurück und fragen:  
Wie haben sie ihr Los getragen?  
Was sind sie ihrer Zeit gewesen?  
Ach, daß sie hellen Blicks dann sagen:  
»In alten Liedern könnt Ihr lesen:  
Im Leiden fest, im Lieben zart,  
Voll deutscher Treue, echter, rechter,  
In Lust und Leid: von deutscher Art«.

Dorothee Goebeler.

[188]

*Bruder und Schwester.*

Von Peter Fernau.

Bruder, die Zeit ist schwer und rauh.  
Wir beide müssen uns trennen!  
Wann wird wieder im lichten Blau  
Der Ernsthimmel brennen?  
Zieh froh ins Feld! Dein stiller Mut  
Fließt aus reinen Quellen!  
Ich will inzwischen das Elterngut  
Sauber und still bestellen!

Schwester, die Zeit ist leicht und hell!  
Mich drängt's zu den Genossen!  
Und würde auch manch junger Gesell,  
Und würde auch ich erschossen:  
Es geht ein Frühling durch unser Land,  
Der rüttelt an vielen Zweigen!  
Sorge du ruhig mit fraulicher Hand  
Für unserer Eltern Eigen!

[1918; 240]

*Zerkas Lied.*

Ballade von Frida Schanz.

Unter den braunen Frauen Arabiens war sie die lichteste  
Frau.

Unter den schwarzen Liebesaugen waren nur ihre blau.  
Schene Augen waren's, sie sahen weit,  
Weiter als jemals Frauenaugen seit Menschenzeit,  
Schärfer als jemals Augen von Kind oder Mann.

Auf den Späherritten des Stammes ritt Zerka allen voran.  
Sie zählte die Feinde ab an den Spuren im Sand.  
Sie sah den Schliff im Schildstein des Reiters am äußersten  
Wüstenrand,  
Zählte die Tauben im Fluge, die Blätter im Wind. –

Aber Zerkas Augen erkrankten: Zerka ward blind. –  
Traurig standen die Freunde und lauschten bang.  
Aber Zerka saß unterm Zeltdach im dunklen Zelte und sang,  
Sang sich mit ihrem sehnenden Liede vor Allahs Thron:

»Allah, der du das einzelne Mohnkorn siehst im Sacke voll  
Mohn,  
Der du die schwarze Ameise siehst auf dem schwarzen Stein,  
Dem jedes Sandkorn der Wüste bewußt ist für sich allein,  
Vor dem die roten Blüten des Hanfes einzeln stehn, –  
Solltest du, Allah, nicht auch die Not meines Herzens sehn?«  
Hell klang das Lied der Frau, die im Dunkel saß.  
Und Allah sah. Allah hörte. Zerka genas.  
Ihre blinden Augen wurden ihr wieder aufgetan.  
Bis ins Alter ritt Zerka im Kampf ihrem Stamm voran.

### Bachems Mädchen-Liederbuch

1925

[*Hurtig regt euch, Mädchen, frisch!*]

[48] 1. Hurtig regt euch, Mädchen, frisch! Scheut die Arbeit nicht! Dem, der sich zur Arbeit regt, Segen nicht gebriicht. Tragen and're trotzig nur Sie als schwere Pein, Sei es stets uns liebe Pflicht: Tätig schaffend sein.

[49] 2. Reichtum ward uns nicht beschert, Doch ein flinker Arm – Und ein reiner Sinn, ein Herz Froh und lebenswarm. Hurtig greift die Arbeit an Frische Mädchenhand, Und das Auge schaffensfroh Blickt ins Zukunftsland!

3. Und im Schaffen schau'n wir oft Still zu Gott empor; Wissen ja, warum er uns Diesen Stand erkor: Ueber jedem Menschen weg Waltet seine Hand, Und für unser Erdenmühl'n Winkt ein schön'res Land.

[*Rührig muß das Mädel sein*]

[54] 1. Rührig muß das Mädel sein, Juchheidi, juchheida, Tritts in Herrschaftsdienste ein, Juchheidi, heida! Füßchen flink und hell der Kopf, Fein die Hand am Suppentopf, Freundlich mit dem Besenstiel, Und der lieben Kaffeemühl'! Juchheidi, heidi, heida, [55] juchheidi, heidalala, juchheidi, heidi, heida, juchheidi, heida.

2. Mädel muß schon früh aufsteh'n, Juchheidi, juchheida, Morgens wenn die Hähne kräh'n, Juchheidi, heida! Machet Herd und Stiefel blank, Hausest an dem Küchenschränk, Zauberst die Gemütlichkeit In die Wohnung weit und breit. Juchheidi usw.

3. Ob das Leben teuer sei, Juchheidi, juchheida, Mädchen, die sind steuerfrei, Juchheidi, heida, Wo nur Herrn und Damen sind, Braucht man ein geschicktes Kind; Und die Gräfin, stolz und fein, Kann nicht ohne Mädchen sein. Juchheidi usw.

4. Wenn ich Frau Baronin wär', Juchheidi, juchheida; Ach, wie wär' die Schlepp'e schwer, juchheidi, heida, Müßte manches lernen dann, Was ich so nicht mag und kann: Tiefe Knixe, Kompliment, Bückling, Kratzfuß' ohne End'. Juchheidi usw.

5. Sind auch nicht die Hände zart, Juchheidi, juchheida, Sie wie Schmirgel rauh' und hart, juchheidi, heida, Ist das Herz nur rein und weich, Fliegt es doch ins Himmelreich, Ruft Sankt Petrus uns herein. Kommt, ihr wackern Mägdelein! Juchheidi usw.

## [Mädchenchar]

[57] 1. Mädchenschar, Frauen gar bieten ihre Dienste dar; Industrie, spät und früh, brauchet zahlreich sie. Wie gerufen, Industrie recht, kommt das weibliche Geschlecht Willig her, bil- lig sehr, hat nicht viel Begehr.

2. Männerlöh'n', ist das schön? bleiben dadurch niedrig steh'n. Solch Geschick bringt kein Glück, hält den Stand zurück. »Gleiche Leistung, gleicher Lohn!« rufen längst Kol- legen schon. Christenpflicht widerspricht, wer dies achtet nicht.

3. Jede Maid wünscht die Zeit, wo ein Bursch die Hand ihr beut; Eignen Herd sie begehrt, ist erstrebenswert. Doch wie will sie kommen aus, Bringt er knappen Lohn nach Haus? Wird nicht jetzt eingesetzt, kommt die Reu' zuletzt.

4. Ein Verband hebt den Stand, christlich ist sein Ziel benannt. Tretet ein, es muß sein, stärket seine Reih'n! Mit Kollegen wirkt und schafft! Eintracht gibt dem Bunde Kraft. Was er bringt und erringt, sonstwie nie gelingt.

5. Schwachen Schutz, Feinden Trutz, zum gemeinen Wohl und Nutz; Schnöder Druck und Hohn mußten weichen schon. Wo sich der Verband gerührt, bald den Lohn man reguliert. Stille steh'n, rückwärts geh'n, nimmer soll's gescheh'n.

6. End' vom Sang! Doch sein Klang töne in den Ohren lang, Daß ihr wißt, wie ein Christ wirkt zu jeder Frist. Drum ver- sprechet heut' aufs neu': dem Verbande stete Treu', Der uns nützt, der uns schützt, fest auch Ordnung stützt.

## [Es ist von allen Häusern hier]

[77] 1. Es ist von allen Häusern hier Das Mädchenheim das liebste mir; Ja, nirgends weile ich so gern, Seitdem ich von der Heimat fern. ;: Hier find' ich Hilfe, Trost und Ruh'; ;: Und auch Erholung noch dazu. ;:

2. Da rät man mir so treu und gut, Wie es nur eine Mutter tut. Da hilft man mir mit Rat und Tat, Und wenn sich die Ver- suchung naht ;: Und ich nicht weiß, wo ein noch aus, ;: ;: Dann flücht' ich mich ins Mädchenhaus. ;:

3. Und kommt der Sonntagnachmittag, Wo jeder gern sich freuen mag, Dann finden sich in dem Verein Recht viele gute Mädchen ein. ;: Und bei Gesang und gutem Wort ;: ;: Vergeht die Zeit uns fröhlich dort. ;:

[78] 4. Drum ist von allen Häusern hier Das Mädchenheim das liebste mir. O haltet fest an dem Verein, Laßt treue Glieder stets uns sein! ;: Und rufet alle mit mir aus: ;: ;: »Gott segne stets das Mädchenhaus!« ;:

## Erzählende Literatur

Die erzählende Literatur bildet qualitativ und quantitativ den Schwerpunkt spezifischer Mädchenliteratur. Sie entstand aus literarischen Traditionen der moralischen Erzählungen und des Romans des 18. Jahrhunderts, ging im 19. Jahrhundert durch romantische und realistische Erzähltraditionen hindurch und näherte sich dabei zugleich unterschiedlich stark der »populären« oder »trivialen« Unterhaltungsliteratur an. Auch im 20. Jahrhundert nahm sie an den allgemeinen Literaturbewegungen und den Bewegungen des literarischen Markts teil. Die in der Mädchenliteratur des 18. Jahrhunderts noch dominante moralisierende Tendenz zieht sich in diesem Prozeß zugunsten größerer Offenheit für eine psychologische Motivierung der Erzählhandlung oder – besonders in der seriellen Mädchenliteratur – zugunsten einer bloß »spannenden« und »entspannenden« Handlung zurück. Charakteristisch bleibt für lange Zeit die Dominanz »subjektiver« Schreibweisen, in der sich die erzählende Mädchenliteratur mit der »weiblichen Rede« der älteren ratgebenden Literatur eng verbürt. Bis ins 20. Jahrhundert hinein finden wir daher Erzählungen in Briefen. »Magdalenen's Briefe« von Clara Cron und »Felicia« von A. Stein sind noch zu lesen als Dokumente einer weiblichen Briefkultur, in der der Brief nicht nur Medium der Mitteilung äußerer Ereignisse, sondern auch Medium des Gefühlsausdrucks und des Nachdenkens war. In Sophie Verenas Briefen »Aus der Pension« und ganz besonders in Helene Fabers »Pensionsbriefen eines enfant terrible« treten diese Funktionen gegenüber der Funktion der Mitteilung interessanter, womöglich pikanter »Neuigkeiten« zurück. Daneben bleiben die Erzählung in Tagebuchform (s. Hermine Villingers »Mein Klosterstagebuch«) und Mischformen, teils mit eingestreuter Lyrik, Möglichkeiten der Mädchenliteratur. – Konsequenterweise kommen auch Formen autobiographischen und biographischen

Erzählens in der Mädchenliteratur vor. Schon in Thekla von Gumperts »Aus der Gegenwart« deutet sich das Interesse an der Frauenbiographie an. Hermine Villingers »Mein Klosterstagebuch«, Adelheid Popps »Jugend einer Arbeiterin«, Helene Raffs »Regina Himmelschütz«, Gertrud Prellwitz' »Drude« verarbeiten authentisches biographisches Material. Adelheid Popps Erzählung entsteht allerdings im Kontext der frühen Arbeiterautobiographie und war Mädchen und Frauen als Leserinnen zugeschrieben.

In der erfolgreichen, also der in hohen Auflagen »marktgängigen« Mädchenliteratur ist die Bindung an die literarischen Traditionen subjektiven und biographischen Schreibens weniger stark. Schon »Backfischchen's Leiden und Freuden« von Clementine Helm, die im übrigen verschiedene Formen auktorialen Erzählens durchaus beherrscht, noch deutlicher »Der Trotzkopf« und schließlich die Mädchen-Kolportageliteratur und die seriell hergestellte Mädchenliteratur folgen einer Tendenz zur Auflösung des Erzählens und zum Verschwinden des Erzählers in häufig anspruchslosen Dialogreihen, in denen das Geschehen zu kurzer Gegenwart zusammengezrumpft wird. Diese Tendenz entspricht vermutlich dem Leseverhalten und Leseinteresse eines breiter werdenden Lesepublikums, das keinen Anschluß mehr an eine bildungsbürgerliche Tradition hat. Zugleich folgt sie einem Zug in der Geschichte der Literatur insgesamt. Wie es im Prozeß der Auflösung traditioneller Erzählweisen des 19. Jahrhunderts gegenüber der marktgängigen Mädchenliteratur aber auch zu neuen literarischen Möglichkeiten kommt, das zeigt die knappe Skizze aus Elsa Asenijeffs »modernem Mädchenbuch« »Unschuld«, das schlaglichtartig Situationen aus dem Mädchenleben der Gegenwart einfängt. Eine andere neuartige Möglichkeit der Verbindung von Reportagestil und knappem charakterisierenden Dialog realisiert Irmgard Keuns »Gilgi – eine von uns« (1931), ein Buch, das keine spezifische Mädchenliteratur, aber, im Zusammenhang einer Beschäftigung mit der Mädchenliteratur der Weimarer Republik, ein interessanter Gegenpol ist.

Unterschiedliche Lebens- und Entwicklungsräume kommen in der spezifischen Mädchenliteratur vor. Im Zentrum steht lange Zeit der Binnenbereich der Familie, der sich punktuell, wie in Olga Eschenbachs »Vergißmeinnicht«, zur »Gesellschaft« hin öffnen kann. Wie in Clementine Helms »Backfischchen's Leiden und Freuden« kann der Entwicklungsräum auch der Lebensraum einer befreundeten oder verwandten Familie oder Person sein. Die Pensionatsgeschichte (Helene Unger, Sophie Verena, Emmy von Rhoden, Hermine Villinger, Helene Faber, Gertrud Prellwitz) ist die prototypische Mädchen-Entwicklungs literatur (vgl. Einleitung). A. Steins »Felicia« und Clara Crons »Magdalenen's Briefe« führen in die Situation junger Frauen (»erwachsener junger Mädchen«) in dem frauentyptischen Erzieherinnenberuf ein. Vermutlich erstmals in Johanna Spyris »Sina« wird – allerdings mit negativem Einschlag – der seinerzeit für Frauen offene Studienort Zürich als Erfahrungsort vorgestellt. Ein ganz besonderer Ort ist das Krankenzimmer, das in »Gustas Kure« von Frida Schanz zum Ort einer Therapie wird, in der sich die Entwicklungskrise Gustas auflösen kann. Auch die Reise, sogar in der Form einer Robinsonade, kann in der Mädchenliteratur Entwicklungsmoment sein. Bedeutsam sind aber vor allem auch Handlungsräume, die nur die historische Erzählung (häufig als Kriegserzählung) oder die zeitgenössische Kriegsliteratur anbieten kann, eine Literatur, die, wie die Kriegswirklichkeit selbst, den Mädchen und Frauen gesellschaftliche Positionen außerhalb ihrer üblichen bürgerlichen Bestimmung zuweist. Schon in Jakob Glatz' früher Erzählung »Mütterliche Liebe und weiblicher Muth« aus der Zeit der Französischen Revolution ist eine Struktur vorgebildet, die in der Mädchen-Kriegsliteratur bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs hinein variiert wird. Die in diesem Text gespiegelte Mutter-Sohn-Liebe steht im übrigen in genauer Korrespondenz zur Vater-Tochter-Liebe, die Campes »Väterlicher Rath« postuliert hat.

FRIEDERIKE HELENE UNGER

*Julchen Grünthal*

1784; 3., verm. und veränd. Aufl. 1798

[In die Pension]

[1,26] Mein Mädchen war nun dreizehn Jahre geworden, und so gut und lieblich, daß ihr Anblick uns Eltern recht im Herzen wohl that. Ich habe von je her das Erndtetest zu einem allgemeinen Freudentage für meine Dorfgenossen bestimmt, und ihnen jede frohe Unterhaltung gestattet, wozu ich nach allen Kräften beitrug. Voran ließ ich aber stets ein frommes Dankfest gehen, dessen Einrichtung Sie, mein lieber Pastor, selbst gebilligt haben. Julchen, als ein herangewachsenes Mädchen, war diesmal die Königin des Tages, und brachte [27] den Kranz. Von einem Hügel sahen meine Frau und ich den frohen Zug ankommen. Julchen ging zwischen ihren Brüdern, ebenfalls einem paar frischen blauäugigen rothwangigen deutschen Jungen. Julchens schneeweisces Kleid prangte mit hellgrünen Bändern, und Kopf und Brust mit Blumen, wie der einfache Landgarten sie gab. Ihre langen blonden Locken spielten im Winde. Nie, nie sah ich ein holderes Geschöpf! Auf ihrer blendenden Stirn und in dem dunkelblauen Auge saß Verstand, und in dem liebreizenden Munde Wohlwollen und Herzensgüte. Mein inniges Wohlgefallen an meinen schönen guten Kindern zerfloß in heißes Dankgebet; Thränen strömten über meine Backen, und nie wurde wohl das kräftige Lied: *Nun danket alle Gott!* mit herzerhebender Gefühle gesungen. Mein Weib stand an meine Schulter gelehnt, auch sie war sanft ge-[28]führt. O mein Weib, sagt' ich, und drückte sie innigst an mein Herz, sieh unsre Kinder! Danke mit mir Gott für diesen reichen Segen! »Ja, bester Mann, sagte sie, mich küßend, ist es nicht Jammer, – ja, nun muß es heraus, – ist es nicht Jammer und

Schade, daß dieser Engel von Tochter hier auf dem Dorfe vergraben bleiben soll? – Wasser dämpft nicht schneller Glut, als jetzt meine Freude durch die unvorsichtige Äußerung meiner Frau gedämpft wurde. Warum Jammer und Schade? sagte ich wehmüthig, und ließ kalt mein Weib aus meinen Armen gleiten. Dies Gespräch wurde durch die Annäherung von Landleuten unterbrochen, und – mit meinem Vergnügen war es aus. Ich sah mein Julchen so traurig an, als ob sie mir gewaltsam entrissen werden könnte. Meiner Frau konnte ich in einigen Wochen, des einfältigen Jammer und Scha-[29]de wegen, nicht recht freundlich ins Gesicht sehen.

Und dennoch wäre alles gut geblieben, hätte uns nicht ein feindseliger Dämon einen neuen Forstmeister ins Dorf gebracht. Er war ein Edelmann und hatte eine gnädige Frau und gnädige Fräulein Töchter. Diese waren in Berlin in einer französischen Pensionsschule verbildet worden, schämten sich nun ihrer deutschpommerschen Namen, und nannten sich *ma soeur Julie*, und *ma soeur Adelaide*, den derbdeutschen Vater, der kaum ahnete, daß es noch andre Franzosen in der Welt gäbe, als die er als Kornet bei Rosbach hatte schlagen helfen, *mon cher père*; sie sangen Liederchen aus den *Etrennes aux Dames*, putzten und zupften sich den ganzen Tag vor dem Spiegel, und behohnlächelten jedesmal in der Kirche den ländlichen Aufzug meiner Frau und Tochter, die [30] dann ganz trostlos zu Hause zu kommen pflegte, obschon sie ihre Jahre hindurch geschonten Kleider, alle nach der Reihe vorführte, die dann wohl freilich durch ihre Eingezogenheit nicht an Eleganz gewonnen hatten, und also dem Endzwecke meiner guten Frau, sich ein wenig sehen zu lassen, schlecht entsprachen. Es half alles nichts; jedes Stück wurde belacht und bekrittelt. Endlich erhielten wir den hochadlichen Besuch in unsrer Wohnung, als die Familie mit allen Adlichen, fünf Meilen im Umkreise, fertig war. Die unbehülfliche gnädige Frau fand in der Gegend alles *insupportable*, brachte allerlei kleine *nippes* zum Vorschein, die sie

von ihrer Mutter hatte, welche Hofdame an einem kleinen Hofe, und respektive intime Freundinn Sr. Durchlaucht des Fürsten gewesen war, sprach von großen Gesellschaften, in welchen sie zu Berlin hatte seyn [31] müssen, die so *unverantwortlich gemischt* gewesen wären, daß sie den *plattitudes der krassem Bürgerlichen* beständig ausgesetzt gewesen sey, es wär' entsetzlich, wie sich dort der Adel im bürgerlichen Umgange herabsetze; daher denn diese rohe Race sich anfangt einzubilden, sie könne es endlich durch die Erziehung dem Adel wohl gleich thun! Man könne wohl populär seyn, aber sich doch mit dem Bürger nicht gemein machen. Meiner Frau Zupfen und Fußtreten unterm Tisch, und ihr bitzendes Gesicht, bändigte einigermaßen den Geist, der aus mir reden wollte; doch entfuhrn mir einige Kernsprüche, die ich der albernen adlichen Frau scharf ans Herz legte. Diese thaten gut; die Dame lenkte ein, und verfiel nun auf das Kapitel der Moden. Zu meinem Schrecken und Ärger verleideten sie nun meiner Frau jedes ihrer [32] Kleidungsstücke, so daß meine armen Frauenzimmer ganz beschämt da saßen, als wären sie nur im Kostüme der alten Mutter Eva gewesen. »Sie können sich ja dergleichen Kleinigkeiten leicht aus Berlin kommen lassen.« O freilich, fiel ich etwas derb in den Text, der Verwalter kann, wenn ich ihn mit Wolle oder Korn hinschicke, das Korn gleich gegen Hüte und Kopfputz, und die Wolle gegen Kleiderflor umsetzen. Das geht recht gut. Und kommt denn der Pachttermin, je nun Lieschen, so bieten wir der Kammer – je was denn? – alten Flor? – an. Meiner Frau, der das plötzlich einleuchtete, trat eine Thräne ins Auge, der ich leider nie zu widerstehen vermochte, und ich verließ das Zimmer.

Seit dem Tage ging mein Elend eigentlich an. Meine Frau sah beständig mißmuthig auf mich. Meine herzlichste Lieb-[33]kosung erwiederte sie verdrossen, oder durch ein: geh' nur, du böser Mann, du hast mich doch nicht lieb, würdest du sonst nicht mehr für deine Kinder thun? – Die Natur hat Julchen mit allem, was ein Mädchen zur lieblichsten

Blume macht, reichlich ausgestattet. Wir haben gethan was uns oblag, wir haben nichts von dem was sie gegeben hat, verkünstelt, sagt ich dann wohl. – Freilich ist Julchen von Natur sehr angenehm, aber sie hat doch kein Air, wie die Forstmeisterinn sagte, wendete mir dann mein Lieschen ein. »Du bist wunderlich Liese, hat unsre Tochter nicht Verstand und ein gutes Herz?« – Antwortete ich härter, so fiel sie mir weinend um den Hals: nur auf zwei, zwei kurze Jahre sollt' ich Julchen nach Berlin lassen. Noch wollte ich nicht darauf hören; endlich kam es gar heraus, daß die gnädige Frau deshalb schon nach Berlin an eine sogenannte [34] Erzieherinn geschrieben hätte. Ich ergrimmte, schalt, und – ward wieder gut; des ewigen Streitens und Ankämpfens gegen die Lieblingsideen geliebter Personen wird das Herz bald müde. Ohnedem sind die Weiber (mit ihrer Erlaubniß Frau Pastorinn) schwach wie die neugebornen Kinder, wenn sie gegen irgend eine ihrer Neigungen kämpfen sollen: aber gilt's eine Lieblingsidee durchzusetzen, o dann ist keine Löwinn beherzter, und keine Amazoninn unternehmender.

Ich nahm Julchen bei Seite, um ihre eignen Wünsche über diese Angelegenheit auszuforschen. Sie äußerte zwar viel Gehorsam gegen mich; aber ich sah leicht, daß die Mutter ihrem biegsamen Herzen schon die ihr selbst gefällige Richtung gegeben hatte. Ihrem jungen unerfahrenen Sinne war Berlin in die glänzendsten Perspektive gestellt; [35] sie selbst sah sich schon dort im Geist als eine vielgeltende Erscheinung; das hatte der Fräulein frivoles Geschwätz bewirkt. Überdem fand ich, daß meine Frau der verächtlichen Begegnung dieser gnädigen Gänselein zu viel Gewicht bei ihr gegeben hatte. Dies beugte vollends meinen Muth. »Auch du wieder mich, meine Tochter?« – Kurz nach einigen Wochen, die unter häuslichem Zwist verflossen waren, kam die Nachricht, daß Madame *la Porte* sich gefallen ließe, gegen ein Kostgeld von 200 Rthl., die Maitres ungerechnet, meine Tochter in ihre Pension aufzunehmen, wo sie zugestutzt und

zu einem Caquet abgerichtet werden sollte, daß sie hoffentlich in ihrem Leben nicht weiter gebraucht haben würde. Mein Weib hatte das alles, um sicher zu gehen, durch ihre adlichen Gönnerinn, in der Stille betrieben. »Also willst du denn doch deine Tochter Preis [36] geben?« sagt' ich zu ihr, als sie mir diese Nachricht, freilich etwas schüchtern, überbrachte, weil sie einem Sturm' entgegen sah. Wie? Preis geben? sagte sie sehr weise, wobei ihr gutmütiges Gesicht sich zwang, schlau auszusehen; ich liebe Julchen wie mein Leben, aber ich sehe weiter als du mein Kind. Es würde dir denn doch wohl recht lieb seyn, wenn ich eine bessere Erziehung gehabt hätte? – Nie, nie wärst du mein Weib geworden, wärest du gewesen, was man aus Julchen machen wird. – Du erschreckst mich; was werden sie denn aus ihr machen? – Eine Nährinn, die weder für die Stadt, noch für das Land, wo sie mit ihrer sanften Einfalt hingehört, mehr taugt; – und du wirst es zu verantworten haben. Mein armes Weib weinte bitter; so stark hatte ich noch nicht geredet, und der alte Narr, Grünthal, ließ sich durch diese Thränen [37] weich machen, gab wieder nach, ward aufs neue mit Vorstellungen bestürmt, überstimmt, und – Gott weiß wie? unwillkürlich fortgerissen, so, daß ich endlich wie ein müdegejagter Hirsch kraftlos mich zum Ziel legte.

[. . .]

[40] Doch ich eile zu dem letzten traurigen Abend vor ihrer Abreise. Tröstend war mir [41] die Bemerkung, daß sie den Tag nicht in kindischer Unbehaglichkeit, sondern vernünftig gerührt zubrachte. Wie mein Herz unter der Last seines Grames arbeitete, und meiner Frau erkünstelte Standhaftigkeit wie Wachs zusammen schmolz, werden Sie sich leicht vorstellen. Indefß die Mutter noch mancherlei im Hause besorgte, ging ich mit Julchen aufs Feld. Eine Zeitlang schlenderten wir schweigend neben einander; sie sah mit auffallender Rührung alle sie umgebenden Gegenstände an, um sie gleichsam ihrem Andenken auf ewig einzuprägen. Ihre Thränen floßen nun unverhalten, ich aber hütete mich, die-

sen heilsamen Strom überfließenden Gefühls zu hemmen. So erreichten wir grade die Anhöhe, von der wir Julchen als Kranzträgerinn am Erntefest hatten ankommen sehen. Eben sank die Sonne hinter den gegenüberliegenden Wald. Gott! wenn, [42] ach! wenn wird mir die Sonne *hier* wieder untergehen! schluchzte sie, indem sie sich kindlich an mich schmiegte. Liebes Kind, – erwiederte ich, indem ich sie zärtlich an mein bekümmertes Herz drückte, – liebes Kind, die Trennung soll nur kurz seyn, du hast sie zwar selbst gewollt, arme Tochter, ich weiß es; ich hoffe du wirst dich bald aus der erstickenden Stadtluft hinwegsehn. Denke dir indeß lebendig Gottes Auge über dir, und deines Vaters Herz bei dir. Morgen um diese Zeit bist du dorthin, schon weit, weit von uns weg. Dann gedenke, wenn die Sonne untergeht, deines betrübten Vaters, dessen Sonne nun vielleicht auf immer untergegangen seyn wird. – O wolle doch das Gott nicht, mein theurer ehrwürdiger Vater! Was kann ich thun, diese Liebe zu vergelten? rief sie tief erschüttert. – Ich fuhr wehmüthig fort: Hier auf diesem Hügel werd' [43] ich stehen, und für meine entfernte Tochter beten; und du, meine fromme Tochter, bete für deinen einsam zurückgelaßenen Vater. Ich habe deinem Herzen, so viel in meinen Kräften stand, fromme Gesinnungen und Redlichkeit gegeben; diese laß dich vor der herzlosen Frivolität der Stadtfrauen bewahren. Überlaß dich nicht dem Müßiggang der Großstädterinnen, er gereicht ihnen zum Fall, und gebiert jene unleidliche Rastlosigkeit, der nirgend wohl ist. Als ein vorzüglich gutes Stärkungsmittel empfehl ich dir, alle deine Gedanken und Empfindungen, über die dir auffallenden Gegenstände, in ein Tagbuch aufzufassen. Solltest du gleich dadurch in Ängstlichkeit und Peinlichkeit verfallen, so ist dies deiner Moralität heilbringender, als gedankenleere Sorglosigkeit. Ein solches Tagebuch wird dir die Stelle eines Freundes, wenn ich sagen darf, eines per-[44]sonifizirten Gewissens vertreten. Und dann gewähre mir zuweilen den Trost der Mittheilung dieses Tagebuchs. Fürchte nicht den Richter in mir zu finden,

mein Herz vertritt das deinige zu nachdrücklich, als daß du zu fürchten hättest.

Im Angesicht des allgegenwärtigen Vaters der Menschen, gelobte sie mir Treue und Gehorsam; ich segnete die liebe mit überströmenden Vaterherzen. Ihr Blick durchlief noch einmal die Gegend, die sich allmählich im Schatten verlor, und wir kehrten still und ernst zu unsrer Wohnung zurück.

JAKOB GLATZ

*Theone*

1806; 2., verb. Aufl. 1810

[1,248] *Mütterliche Liebe und weiblicher Muth.*

Mehrmals wütete während der letzten französischen Revolution der fürchterlichste aller Kriege, der *Bürgerkrieg*, im Innern Frankreichs, und ließ Ströme von Blut fließen; Bürger kämpften gegen Bürger, und machten ihr Vaterland zum Schauplatze der empörendsten Grausamkeiten. Besonders war dies in der *Vendee*, einer der vielen Provinzen Frankreichs, der Fall, wo eine Menge Unzufriedner die Waffen gegen die neugebildete Republik ergriffen, und wider die Truppen derselben muthig ankämpf-[249]ten. Des Bürgerblutes floß in diesem Bürgerkriege, der unter dem Namen des *Vendeekrieges* bekannt ist, nur allzuviel.

Zärtlich liebte eine Mutter ihren Sohn, der sich aus ihren Armen rang, um als Soldat dem Vaterlande zu dienen. Traurig war der Abschied; Segenswünsche, von Thränen begleitet, gab das mütterliche Herz dem muthvollen Sohne mit auf den Weg zur Armee. Bei mehrern Gelegenheiten gab er Pro-

ben von kühnem Sinne und Gewandtheit. Er befand sich bald unter denjenigen, die nach der Vendee beordert wurden, um die dasigen Insurgenten zum Gehorsame gegen die Republik durch die Gewalt der Waffen zu zwingen. Es werden mehrere blutige Scharmützel geliefert; er hat das Unglück, in einem derselben gefährlich verwundet zu werden.

[250] Kaum erfuhr die liebende Mutter das Schicksal ihres Sohnes, als sie mit hastiger Eile nach dem Lazarete reiste, in welchem derselbe daniederlag. Der Augenblick des Wiedersehens ihres zwar sehr schwachen, aber doch noch lebenden Sohnes, war für sie ein Augenblick der seligsten Wonne. Sie wünschte, den Kranken mit sich nach Nantes\*) zu nehmen, um ihn dort mit mütterlicher Sorgfalt zu pflegen. Sie fand keine Schwierigkeiten, und reiste mit ihrem Sohne aus dem Lazarete fort.

Die Gegend, durch welche die Reisenden kamen, war in hohem Grade unsicher. Ueberall streiften Insurgenten herum, die alles, was nicht zu ihrer Parthei gehörte, an-[251]hielten und niedersäbelten. Die zärtliche Mutter kannte diese Gefahren, sie wußte, daß sie, falls sie angefallen würde, nur auf die Treue eines Bedienten, auf den Widerstand ihres durch die Krankheit ganz geschwächten Sohnes aber durchaus nicht rechnen durfte; allein dies hielt sie von der Fortsetzung ihrer Reise nicht ab; viel baute sie auf ihren eigenen Muth.

Man erreichte die gefährlichsten Stellen des Wegs; es ließ sich kein Insurgent blicken. Nun sind wir geborgen, sprach sie, als dieselben zurückgelegt waren. Wir kommen bald an die Vorposten der Nationaltruppen; in ihrer Nähe haben wir nichts mehr zu besorgen.

Wie sehr täuschte sich die muthvolle Frau! Der Wald, in welchem man fuhr, war zu Ende. Beim Herauffahren aus dem-

\*) Nantes, die Hauptstadt im Departement der untern Loire, groß und wohlgebaut, mit einem Hafen, ansehnlichen Manufakturen und großer Schiffahrt.

# Theone.

## Ein Geschenk für gute Töchter

Weckung <sup>dhr</sup> und Veredlung  
ihres sittlichen und religiösen Geschlechtes

Jakob Glatz  
Erster Band.

## Ein Seitenstück zur Iduna,

einem moralischen Unterhaltungsbuche für die weibliche Jugend.

3 wegte, verbesserte Auflage.



Illustration der Erzählung Eleonore

Frankfurt a. M. bei Fr. Wilmans. 1810.

selben hörte sie plötzlich einige Flintenschüsse fallen. [252] Um ihren Wagen pfiffen mehrere Kugeln. Sie ließ sich durch Schrecken nicht betäuben, sondern faßte sich auf eine weiblich männliche Weise. Das erste, was sie that, war, daß sie nach den Pistolen griff, um sich, falls es nöthig wäre, mit Muth zu wehren. In diesem Augenblicke sah sie sich von einigen Reitern umringt. Der Anblick derselben machte sie stutzen. »Ausgestiegen, Madame!« rief einer von ihnen, in einem zwar befehlenden, aber nicht zu rauhen Tone.

Sie weigerte sich, dem Befehle zu gehorchen. »Es ist mir nicht möglich auszusteigen, sprach sie, ein Sterbender liegt neben mir; er ist meiner Sorgfalt anvertraut, ich kann ihn in seiner Ruhe nicht stören.«

Schon gut! riefen die Reiter, aber sagen mußt du uns, wer der Sterbende sey, der an deiner Seite liegt.

[253] Es ist mein einziger Sohn! erwiederte die verlegene Mutter.

Zum Unglück hatte sie diese Worte mit sichtbarer Verwirrung ausgesprochen, die den Insurgenten nicht entgangen war.

Nur heraus aus dem Wagen! schrieen die Bewaffneten, wenn ihr nicht alle erschossen werden wollt!

Einen Andern würde diese grausame Drohung in Schrecken gesetzt haben; auf das muthige Weib machte sie eine entgegengesetzte Wirkung. Sie faßte sich, und ihre vorige Uner schrockenheit kehrte wieder. Sich an ihren Sohn anschmiegend, bedeckte sie ihn mit ihrem Körper, und zählte ihre Feinde. »Es sind ihrer nur *neun*, sprach sie zu ihrem Bedienten, der neben ihr im Wagen saß, wir wollen uns wehren!«

Wirklich setzte sich die herzhafte Frau zur Gegenwehr, und es begann ein hitziges [254] Gefecht. Zu ungleich waren die Kräfte. Zwar schoß das kühne Weib zwei Insurgenten vom Pferde; aber Postillion und Pferde stürzten, von Kugeln durchbohrt, zu Boden, auch der Bediente fiel, und ihr kranker Sohn erhielt eine gefährliche Kopfwunde.

Als die Mutter die Wunde des Sohnes erblickte, erhob sie ein

Klaggeschrei, griff nach dem Säbel des Verwundeten, und stürzte wüthend aus dem Wagen.

Die Insurgenten umringten sie, wanden ihr den Säbel aus der Hand, und knebelten sie an einen Baum. Die Grausamen begnügten sich damit noch nicht. Auch den Sohn rissen sie aus der Kutsche; schleiften ihn zur Mutter, und machten Anstalten, ihn zu erschießen. Wer beschreibt die Qual der trostlosen Mutter bei dem Anblicke ihres geliebten, im Blute schwimmenden Sohnes. Ihre Marter zu erhöhen, zögerten die ge-[255]fühllosen Feinde mit der Ermordung des Sohnes. Voll Verzweiflung erwartete die unglückliche Mutter keine Rettung mehr; doch auf Einmal wendete sich die Sache; ein Strahl von Hoffnung leuchtete ihr von neuem.

In der Nähe des Waldes befand sich ein Posten Nationalsoldaten. Sie hatten die Schüsse der Insurgenten gehört, und sogleich wurden funfzig Reuter beordert, Untersuchungen im Walde anzustellen. Diese führten den erhaltenen Befehl mit solcher Schnelligkeit aus, daß sie bald den unglücklichen Platz erreichten, wo die hoffnungslose Mutter mit ihrem Sohne ihrem Tode entgegen sah. Die Insurgenten wurden überrumpelt und niedergehauen.

Diese unverhoffte Wendung ihres Schicksals wirkte so mächtig auf das Herz der Mutter, daß sie in Ohnmacht sank. Man band sie los, legte sie in den Wagen, [256] spannte die Pferde zweier Nationalsoldaten vor denselben, und brachte sie nach dem ersten Nationalposten. Hier that man alles Mögliche, sie wieder ins Leben zu wecken. Dies gelang. Sie schlug die Augen auf, und kam nach und nach zur Besinnung.

Forschend sah sie jetzt um sich; ihre Blicke suchten gierig den geliebten Sohn. Sie vermißte ihn. Ein neues Schrecken überfiel sie. Wo ist er? rief sie klagend, wo ist mein theurer, einziger Sohn?

Niemand konnte ihr diese Frage beantworten. Sie zweifelte nun nicht daran, daß der unglückliche Sohn vergessen worden, und auf dem Kampfplatze im Walde zurückgeblieben sey. Herzlich flehte sie, man möchte sie dahin zurückbrin-

gen; der Officier erfüllte mit der größten Bereitwilligkeit sogleich ihre gerechte Bitte. Funfzig Reiter, dieselben, denen sie [257] ihre Rettung zu verdanken hatte, bekamen Befehl, sie nach jenem Platze zu begleiten.

Einige von den Soldaten ritten voraus. Als sie nicht mehr weit von der Stelle des Kampfes waren, erblickten sie einen Menschen, dessen Kopf mit einem blutigen Tuche umbunden war. Es schien, als suche er ihnen zu entfliehen. Die vorausgerittenen Soldaten sahen seine Bestürzung, das viele Blut, womit er bedeckt war, machte ihn noch verdächtiger, und sie hielten ihn für einen Insurgenten, der dem Schicksale der übrigen entronnen sey.

In dieser Voraussetzung sprengten die Reiter auf den Unglücklichen los, versetzten ihm schwere Hiebe, und warfen ihn in einen Graben.

Bald kam der Wagen der trostlosen Mutter nach. Sie fuhr dicht bei der Stelle vorbei, wo der vermeinte Insurgent in seinem [258] Blute lag. Als sie ihn erblickte, schrie sie laut auf, sprang aus der Kutsche, und stürzte ohnmächtig auf ihn nieder. Es war ihr Sohn, der noch lebte.

Mutter und Sohn waren durch die erlittenen Unglücksfälle so niedergedrückt, daß sie mehr todten Leichnamen als lebendigen Wesen glichen. Sie wurden auf den ersten Posten getragen. Der hart verwundete Sohn war dem Tode nahe. Zur Freude seiner Mutter überstand er die Gefahr, in der er schwebte. Sie kam mit ihm in *Nantes* an. Eine langwierige sorgfältige Kur konnte es nicht verhindern, daß er ein Krüppel wurde; aber der zärtlichen Mutter war es schon genug, daß der geliebte, einzige Sohn nur am Leben blieb.

OLGA ESCHENBACH

## Der Seele Schönheit

1850

[3] Vergiß mein nicht.

Erst siebzehn Sommer, so begann *Gertrud*, waren im schnellen Fluge an mir vorübergeilt. In einer Pensionsanstalt erzogen, die der Stille eines Klosters Nichts nachgab, sollte ich nun in die Welt treten, sollte am Vorabende meines siebzehnten Geburtstages zum ersten Male in eine Gesellschaft geführt werden. Meine Mutter hatte mir ein weißes Kleid geschenkt, und einen rosa Gürtel dazu; sie selbst hatte mich angezogen, damit ich nicht nachlässig erscheinen möchte. Meine um zwei Jahre ältere Schwester hatte ganz denselben Anzug, doch trug sie noch eine frische Rose im Haar; sie sah so reizend aus in ihrem einfachen Putz, daß ich sie lange bewundernd anstaunte, und ihr endlich voll Freude um den Hals fiel. Da ich aber fest überzeugt war, daß die Blume in den dunkeln Locken ihr erst diese Reize verliehen hatte, ergriff ich mit der einen Hand die eben aufgebrochene Knospe eines Moosrosenstocks, der vor dem Fenster blühte, mit der andern eine Scheere, und die Mut-[4]ter bittend dabei ansehend, fragte ich sie: »Erlaubst Du?« – »Was willst Du damit, meine *Gertrud*?« – »Ich möchte sie mir anstecken, wie's *Cäcilie* auch gemacht.« – Meine Mutter antwortete nicht; sie betrachtete mich lange, und ich sah Thränen in ihren lieben Augen glänzen. Dann trat sie auf mich zu und streichelte sanft meine Wangen, indem sie leise sprach: »Lasse das, mein armes Kind, Du wirst so weniger auffallen.« Und ohne mir Zeit zu geben, über ihre Antwort nachzudenken, befestigte sie ein Tuch um meine Schultern, und führte mich nach dem schon bereit stehenden Wagen; meine Schwester folgte.

Mit hochklopfendem Herzen und glühenden Wangen trat ich in den hellerleuchteten Saal; mir schien es, als wären alle Blicke auf mich allein gerichtet, und als nun die Mutter mich der Dame des Hauses als ihre jüngste Tochter vorstellte, als diese mich mit erstaunten Blicken musterte, und dann verwundert ausrief: »Wie wenig gleicht dieses Mädchen den Mitgliedern Ihrer Familie!« – da war ich so beschämmt, so verwirrt, daß ich gar nicht aufzusehen wagte, und zitternd bat ich meine Schwester, mit mir in den entferntesten Winkel zu gehen. Sie that es; ihre freundlichen Worte brachten mich wieder zur Besinnung, und allmählich erholte ich mich von der ersten Bestürzung. – Da begann die Musik zu ertönen; die fröhlichen Klänge wirkten zauberisch auf mein Ohr, nie glaubte ich etwas Schöneres gehört zu haben. Ich schlug die Augen auf; die Paare der Tänzer ordneten sich; theilnehmend betrachtete ich diese frischen, jugendlichen Gestalten, auf deren Gesichtern sich Freude und Lust in unverkennbaren Zügen malte, und die sich bald darauf nach den Tacten eines Walzers herumdrehten. – »Komm«, sagte meine Schwester leise zu mir, »komm, Gertrud, wir müssen weiter nach vorne gehen; hier findet uns Niemand, wir würden den ganzen Abend sitzen bleiben.« – Ich tanzte sehr gern, obgleich ich dieses [5] Vergnügen bis jetzt nur selten und auf unvollkommene Art genossen hatte, da wir uns in der Pension ohne männliche Tänzer behelfen mußten; und so ließ ich mich denn nicht lange nötigen. Meiner Schwester die Hand reichend, ging ich wieder in den Vordergrund; wir fanden zwei leere Stühle in der ersten Reihe. Cäcilie winkte mir, mich zu setzen; eben wollte auch sie dasselbe thun, als einer ihrer Bekannten sie zu einem Tanz auffordern kam, der gerade beginnen sollte, und nachdem sie mir noch leise Muth zugesprochen hatte, eilten sie davon. Zitternd hatte ich ihre Hand losgelassen; kaum zu atmen wagend, zupfte ich in der größten Seelenangst an der Schleife, die meinen Gürtel zusammenhielt. Da hörte ich plötzlich neben mir dieselben Worte, die Du, liebe Olga, neulich auf der Promenade vernommen:

»Mein Gott, wie ist es möglich, so häßlich zu sein!« – »Sieht dieses Gesicht nicht genau so aus, wie ein frisch umgepflegtes Feld?« fragte halblaut eine andere Stimme. »Ach, und diese Finger«, ließ sich eine Dritte vernehmen, »eine Juno würde im Vergleich mit ihr sich für überwunden erklären müssen.« Ein spöttisches Lächeln begleitete diese Bemerkung, die durch mehrfachen Beifallruf belohnt wurde. Noch hatte ich keine Ahnung, wer zu diesen Witzeleien Anlaß gäbe; schüchtern sah ich auf, und der flüchtige Lauf einer Secunde reichte hin, mich darüber zu belehren. Alle Blicke waren auf mich allein gerichtet, doch aus keinem Auge sprach Mitleid mit der armen Gekränkten; Spott und Hohn las ich auf jedem Gesichte und noch manches verwundende Wort drang zu meinen Ohren. Ich saß wie auf Kohlen, der Boden brannte unter meinen Füßen, nur mit Mühe hielt ich die Thränen zurück. Kein rettender Engel befreite mich von diesen Martern; meine Mutter saß in einem Nebenzimmer am Spieltische; ich wollte zu ihr, aber es war mir unmöglich, meinen Stuhl zu verlassen, ich wäre ohnmächtig zusammengesunken. Meine Schwester tanzte fröhlich fort, [6] und noch eine volle halbe Stunde mußte ich dasitzen, wie eine Verurtheilte. Endlich kehrte Cäcilie auf ihren Platz zurück. »Nun, Gertrud«, fragte sie fast athemlos, »hast Du getanzt?« – und meine Verwirrung nicht bemerkend, fuhr sie, ohne meine Antwort abzuwarten, eifrig fort: »Wie glücklich bin ich heute! Ich hatte den liebenswürdigsten Tänzer. Es that mir beinahe leid, in den verschiedenen Touren so oft gewählt zu werden, da mir seine Unterhaltung noch mehr Vergnügen machte, als der Tanz selbst.« – In diesem Augenblicke näherte sich uns der junge Mann, von dem Cäcilie eben sprach, und da diese, eines unbedeutenden Hustens wegen, an dem sie damals gerade litt, nicht weiter tanzen durfte, mich aber Niemand wählen mochte, so blieben wir den Abend über zusammen. Oscar, der Bruder Deiner Mutter, liebe Olga, beschäftigte schon lange die Einbildungskraft Cäciliens. Sie hatte mich zur Vertrauten gemacht, und mir

auch nicht verheimlicht, wie wenig Aussicht sie habe, ihre heißesten Wünsche jemals in Erfüllung gehen zu sehen, da Oscar's Eltern, die sich sowohl im Besitze eines langen Stammbaumes, als auch eines bedeutenden Vermögens befanden, ganz andere Pläne zu hegen schienen, als den, ihren einzigen Sohn mit einer Bürgerlichen zu vermählen. Doch glaubte ich zu bemerken, daß auch meine Schwester dem jungen Manne nicht ganz gleichgültig sei, und die Freude, welche aus Cäcilie's Augen lachte, ließ mich für kurze Zeit mein eigenes Leid vergessen.

Noch waren wir weit von der zwölften Stunde, welche zu unserer Rückkehr bestimmt war, entfernt, als meine Mutter an uns herantrat; ihre Blässe erschreckte mich. »Es ist nichts Bedeutendes, mein Kind«, beantwortete sie meine ängstliche Frage nach ihrem Befinden; »ein heftiger Kopfschmerz hinderte mich, die Partie weiter fortzusetzen, die ich erst nach vielem Zureden begann, weil ich Euch nicht gern allein lassen wollte. Die große Helle in den Zimmern, [7] besonders aber das unaufhörliche Geräusch, wird mir von Minute zu Minute unerträglicher, und ich würde mich herzlich freuen, wenn Ihr mir schon jetzt nach Hause folgen möchtet. Es thut mir leid, Euch in Eurem Vergnügen stören zu müssen, aber nicht wahr«, fragte sie, indem sie Cäcilie und mir die Hände entgegenreichte. »Ihr kommt gern mit Eurer Mutter, die wohl noch mehr mit Freuden für Euch opfern würde.« Hastig ergriff ich die dargebotene Hand, und nachdem ich sie an meine Lippen gedrückt, rief ich aus: »O, wenn Du wüßtest, wie gern ich mit Dir gehe!« – Cäcilie sagte nichts; sie schlug die Augen nieder, erhob sich dann langsam, winkte Deinem Oheim, den sie so ungern verließ, und mit dem sie jetzt schon seit zwanzig Jahren in der glücklichsten Ehe lebt, noch ein Lebewohl zu, und reichte dann der Mutter den Arm, die, um Aufsehen zu vermeiden, nur der Wirthin einige Worte zum Abschiede sagte. –

Wie leicht wurde mir, als sich die Saalthüren hinter uns schlossen; noch leichter aber, als ich erst mein einsames Zim-

mer aufsuchen durfte. Die Mutter war schnell zu Bette gegangen, weil sie aus Erfahrung wußte, daß Ruhe allein im Stande sei, die Schmerzen zu lindern, von welchen sie schon seit einer Reihe von Jahren geplagt wurde. Cäcilie war ihrem Beispiele gefolgt, wahrscheinlich um ihren Gedanken besser nachhängen zu können. Beide waren hinlänglich mit sich beschäftigt, und diesem glücklichen Umstande hatte ich es zu verdanken, daß meine große Niedergeschlagenheit nicht bemerkt worden war. Ein brennendes Licht in der Hand, öffnete ich die Thür meines Stübchens; der helle Schein fiel auf den gegenüberhängenden Spiegel, und zeigte mir eine Gestalt, die vor wenigen Stunden einer glänzenden Versammlung den größten Abscheu einflößte, und mir die härtesten Demüthigungen zugezogen hatte. Unwillkührlich trat ich einige Schritte näher, setzte das Licht auf den Spiegeltisch, [8] und schaute in das Glas, das mit schrecklicher Wahrheit mein Bild zurückwarf. Diese niedrige Stirn, fast verdeckt von den dunkeln Haaren, diese Augen, von denen man kaum mit Gewißheit die Farbe angeben konnte, wenn man nicht geradezu sagen wollte: sie sind grün; die lange Nase, und die von unzähligen Blattnarben gefurchten Wangen; diese schmächtige, etwas zur Seite geneigte Gestalt, die noch kaum meine siebzehn Jahr vermuthen ließ – o, dieses Alles vereint machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich tief aufseufzend die Worte wiederholte, die ich seitdem wohl schon oft gehört habe: »Mein Gott, wie ist es möglich, so häßlich zu sein!« – Wie festgewurzelt stand ich da; meine Augen starrten mir mit einem so sonderbaren Ausdrucke aus dem Glase entgegen, daß ich mich nicht eher abzuwenden vermochte, als bis die überströmenden Thränen mich die ganze Jammergestalt, wie in einen Schleier gehüllt, erblicken ließen. Da fühlte ich meine Brust von einem unaussprechlichen Weh durchschnitten, mein Herz pochte fast hörbar, das Blut jagte wie bei einem Fieberanfall durch meine Adern; von meinem Schmerz überwältigt, sank ich zur Erde, preßte die glühende Stirn gegen die Wand, und schluchzte laut. Welche Gefühle

tobten in meinem Innern! Wie der zuckende Blitzstrahl, der auf Augenblieke die schwarze Nacht erhellt, uns unsere Umgebung im gruellsten Lichte zeigt, so durchfuhr ein Gedanke nach dem andern mein erregtes Gehirn, tausend Ideen tauchten in mir auf, die sich allmählich zu einem Bilde verschmolzen, das, so unklar es mir auch noch vorschwebte, mich dennoch mit Entsetzen erfüllte. Zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich das Unglück, häßlich zu sein. Woran ich bis jetzt so wenig gedacht, weil ich durch Nichts daran erinnert worden war, an mein Aeußeres – dies hatte man mir gewaltsam ins Gedächtniß gerufen, das erfüllte jetzt meine ganze Seele. Von Allen zurückgestoßen, von Allen verachtet, verhöhnt, welche Zukunft stand [9] mir bevor? – Welchen Reiz konnte ein solches Leben noch für mich haben? – Wie grausam waren auf einmal alle Ideale vernichtet worden, mit welchen ich die Welt betreten hatte! Alles, was ich sonst geglaubt, worauf ich mit dem innigsten, kindlichsten Vertrauen gebaut, erschien mir jetzt in einem ganz andern Lichte. »Nicht Liebe, nur Mitleid ist es, was sich in dem Herzen der Mutter für die häßliche Tochter regt«, sprach ich zu mir selbst. »Es ist nicht möglich, daß in Cäcilien Brust zärtliche Gefühle für die unähnliche Schwester schlummern können, nicht möglich, daß der Freundschaft Bande die Jugendgespielinnen an ein so elendes Wesen zuketten vermögen!« – O, ich gestehe es, daß ich in jener Stunde, in welcher ich nicht meiner Sinne mächtig, ja fast dem Wahnsinne nahe war, nicht nur an die Zuneigung und an die Aufrichtigkeit der Personen zweifelte, die mir auf dieser Welt am theuersten waren, ich bencidete sogar die eigene Schwester um die ihr von Gott verliehenen Gaben, ich bereute damals selbst eine That, deren Andenken ich heute um den Preis der höchsten Schönheit nicht hingeben möchte. Ich bereute sie, weil sie die Veranlassung zu meiner gänzlichen Entstellung gewesen war. Deine Mutter, liebe Olga, welche mit mir in derselben Anstalt erzogen wurde, war durch mich dem Leben wiedergegeben worden; meiner

Pflege, meiner unermüdlichen Sorgfalt verdankte sie nicht nur die Wiederherstellung von den Pocken, an welchen sie gefährlich danieder lag, sondern auch die gänzliche Befreiung von den Spuren dieser schrecklichen Krankheit, die mich nachher mit doppelter Gewalt ergriff, und mich fast unkenntlich machte. Aus diesem Grunde erinnerte mich in der Pension Niemand an meine Häßlichkeit. Deine Mutter aber wurde seitdem meine liebste, vertrauteste Freundin, welche aus Dankbarkeit gegen mich Alles aufbot, um von ihren Eltern die Einwilligung zu der Verbindung ihres Bruders mit meiner Schwester zu erlangen. Das sind die segens-[10]reichen Folgen einer Handlung, die ich damals zu bereuen vermochte, und ich ging in meinem Wahnsinne noch weiter, ich dachte selbst an Mittel, meinem traurigen Dasein ein Ende zu machen, weil ich mich für das unglücklichste Geschöpf auf der ganzen weiten Welt hielt. Ich weiß wirklich nicht, wie viel Zeit ich in diesem Zustande verbracht haben mag, aus dem ich plötzlich erweckt wurde. Ein wahrscheinlich schlecht verschlossen gewesenes Fenster sprang auf, und der dadurch entstandene Luftzug verlöschte mein Licht. Ich erhab mich, um das Fenster wieder zu schließen. Der laue Wind, der mir entgegen wehte, kühlte ein wenig meine glühenden Wangen, und that mir so wohl, daß ich mich noch weiter hinauslehnte, um die frische Luft in vollen Zügen einathmen zu können. Ich blickte hinab in den Garten, der sich unter meinem Fenster ausbreitete. Die warmen Maitage hatten Flieder und Jasmin zur Blüthe gebracht, die ihre balsamischen Wohlgerüche aushauchten; der Mond schien hell und klar durch die alten, dichtbelaubten Bäume, und malte ihre Riesenschatten auf die weißen Kieswege; so ruhig und friedlich war die Natur, während meine Brust, in Folge des innern Kampfes, sich stürmisch hob und senkte. In dieser Aufregung zu Bette zu gehen, war mir unmöglich; ich warf deshalb einen leichten Mantel über meinen Ballanzug, eilte in den Saal, der an mein Zimmer stieß, schloß behutsam die Gartentür auf und schlüpfte ins Freie. Schon unzählige

Male war ich in den langen Gängen auf und nieder gelaufen, als ich mich endlich, körperlich und geistig ermüdet, auf eine Rasenbank warf, die von den weit herabhängenden Aesten eines blühenden Fliederstrauches fast verdeckt wurde. So lag ich eine Weile zwischen Wachen und Traum auf dem schwelenden Moose, umfächelt von den lauen Lüften, die mich mit einem Blüthenregen bestreuten, und lauschte dem Gesange einer Nachtigall, welche ihr sanft klagendes Lied in dem nächsten Busche ertönen ließ. Da war mir's [11] mit einem Male, als legte sich eine weiche Hand auf meine Augen, als umfaßten mich zwei lebenswarme Arme, und als zögten sie mich immer höher und höher. Und fort ging es durch die bläulichen Lüfte im schnellsten Fluge, so hoch über der Erde, daß mir die Häuser wie Schnecken erschienen, und die Menschen an Größe den Ameisen gleich. Doch fürchtete ich mich nicht; denn wenn ich auch die Gestalt nicht sehn konnte, die mich so mit Windeseile davonführte, so fühlte ich mich doch sicher in ihren Armen, und mein Haupt ruhte sanft an ihrem leise schlagenden Herzen. Endlich senkten wir uns wieder der Erde zu, die wir auch bald erreichten; ein grünes Thal nahm uns auf, umschlossen von waldbewachsenen Anhöhen und durchströmt von einem klaren, sanft murmelnden Bache; und ich fühlte mich niedergelegt in das hohe, duftende Gras. Verwundert blickte ich um mich. »Keine Blume in diesem lachenden Thale!« rief ich staunend. Da stiegen, wie auf ein verabredetes Zeichen, eine Menge kleiner Gestalten aus dem silbern schwimmenden Wasser des Baches, und zerstreuten sich an seinen Ufern. Sie trugen weiße, hell glänzende Gewänder, und darüber Shawls von Sammet, deren köstliche blaue Farbe mir noch viel schöner und reiner erschien, als die des sich über mir wölbenden Himmels. Aufmerksam schaute ich auf das Treiben der kleinen Wesen, die mit emsiger Eile die reizende Hülle von ihren Schultern zogen, und daraus kleine, tellerförmige Kronen zu formen begannen, fünffach gespalten, mit ausgerandeten Einschnitten. Und als sie ihr Werk vollendet hatten, befestigten sie die,

von ihren zierlichen Fingern erschaffene Blüthe an grüne Stengel, legten ein goldenes, blitzendes Ringlein in jede der kleinen Kronen, und Thränen der Rührung über das gelungne Werk, die ihren gen Himmel gerichteten Augen entfloßen, fielen in die Kelche der reizenden Blümchen, und glänzten darin gleich hellen Diamanten. Da erhob das eine der kleinen Wesen, das sich von den anderen durch [12] ein strahlendes Diadem unterschied, die Stimme, und sprach: »Schwestern, unsere Arbeit ist vollendet; ihren schönsten Schmuck verdankt uns diese Flur; nur noch der Name fehlt diesen neuerschaffenen Frühlingskindern, und so wollen wir sie denn Vergißmeinnicht nennen, damit sie die Menschen immer an den gütigen himmlischen Vater erinnern mögen, dem sie Alles verdanken, damit es noch eine neue Stimme in der Natur gebe, die ihnen zurufe: »Vergesset, o vergesset Eures Gottes nicht!« Mit diesen Worten tauchte die Nymphe hinab in die krystalline Fluth, gefolgt von den lieblichen Schwestern; die kleinen Blümchen aber leuchteten durch das ganze Thal, und lockten durch ihre Schönheit eine Schaar froher Kinder an, die sich auf den walдумkränzten Höhen in munteren Spielen herumtummelten. Jubelnd sprangen die Kleinen hernieder, laut aufjauchzend über den herrlichen, unverhofften Fund; sie brachen mit gierigen Händen die zarten Blüthen und flochten lange Guirlanden daraus, mit welchen sie die Königin ihrer Spiele bekränzten, die sie dann, wie im Triumph, unter dem Schalle fröhlicher Lieder, davonführten. So war denn das Thal in wenigen Augenblicken seiner ganzen Zierde beraubt. Ein einziges Blümchen war stehen geblieben, aber mit geknicktem Stengel; das senkte das Köpfchen traurig zur Erde und klagte in leisen, wehmüthigen Tönen: »Weh mir Armen! umsonst blickte ich nach allen Seiten, keine einzige der holden Schwestern vermag ich zu entdecken, die mich eben noch lachend umgaben; sie Alle raubten die unbarmherzigen Sterblichen. O, hätten sie mich nur auch ganz abgebrochen! Grausam verließen sie mich in diesem kläglichen Zustande; nicht hinlängliche Nah-

rung vermag die Muttererde durch meine verdorbenen Adern zu leiten, und elend werde ich ver dorren; ein langsame s Dahinsterben ist mein Loos! Wie beneidenswerth sind doch diese Menschen, denen der himmlische Vater so viele Gaben verlieh, die er uns entzogen hat.

[13] So klagte das Blümchen. Die Wellen des Baches aber fingen an sich zu regen, brachen vollends die schwache Stütze der blauen Krone, und zogen die Klagende an die erfri schende Brust, an der sie wieder neues Leben zu empfangen schien. Und weiter tanzte die Blume auf den spielenden Wel len, ich aber fühlte mich angetrieben, dem Laufe des Baches und des dahintreibenden Blümleins zu folgen.

Immer breiter wurde das Wasser, immer schneller sein Strom; üppige Felder breiteten sich an seinen Ufern aus, von grünen Wiesen häufig unterbrochen, deren duftendes Gras von fröhlichen Schnittern gemäht wurde. Ein Hirtenknabe weidete seine Schafe, auf der Schalmei lustige Melodien bla send, und sein Schwesterchen stand neben ihm, ihr Lieblingsschäfchen streichelnd und mit wilden Rosen bekränzend. Unfern aber schritt der Herr dieser gesegneten Fluren; finsterner Mißmuth lagerte auf seiner Stirn, Unzufriedenheit sprach aus seinen Mienen; seine Augen irrten un stet umher, des armen Wildes flüchtige Spur erspähend, und das Mord gewehr in seinen Händen zeigte, welche Beschäftigung dem reichen Manne das größte Vergnügen gewähre. Im Hinter grunde erhob sich seines Schlosses mächtiger Prachtbau; stolz und kalt überragte es die umliegende Gegend; kein Leben, kein Glück schien hinter diesen hohen Mauern zu wohnen, an welchen die Menschen schnell vorbereiteten, nur scheu und verstohlen zu ihnen aufzusehen wagend. Auch ich wandte mich zusammenschauernd ab. Da erblickte ich mir zur Seite ein Häuschen, malerisch umpflanzt von schlanken Pappeln, und von einem Walde von Obstbäumen umgeben. Weinlaub umrankte die niedrigen Fenster, die golden er glänzten im Widerscheine der Sonne; eine Laube von blühendem Caprifolium verbarg fast die Thür des Eingangs.

»O«, rief ich aus, »hier möchte ich wohnen, hier bleiben für immer! Hier muß Liebe und Friede und Freundschaft zu finden [14] sein, im traulichsten Vereine, und wo die sind, da ist der Himmel! – Da öffnete sich die Thür des Häuschens; eine hohe, schlanke Mädchengestalt trat heraus, schön wie der junge Tag, wenn er aus den Armen der Morgenröthe emporsteigt; nie hatte ich etwas Aehnliches gesehen. Weißer Atlas umfloß in reichen Falten die jugendlichen Glieder, drei Schnüre der prachtvollsten ächten Perlen schmückten den blendend weißen Hals, durch die dunkeln, wallenden Lokken schlang sich der Myrthe bräutlicher Kranz. Wie kam solcher Glanz in die niedere Hütte? – Die Jungfrau näherte sich langsam, schwankenden Schritten, als ob die kleinen Füßchen den zarten Körper nicht zu tragen vermochten; sie wankte einem kleinen Vorlande zu, das in den Bach hineinragte. Zwei alte Trauerweiden standen darauf, und tauchten ihre leise flüsternden Zweige in die spielenden Wellen, die das Blümchen Vergißmeinnicht bis zu ihnen herantrieben, wo es zwischen den grünen Blättern hängen blieb. In dem Schatten der alten Bäume lag ein kleiner Hügel – war es eine Rasenbank? – war es ein Grab? – Ich vermochte es nicht zu unterscheiden.

Wie ich noch darüber nachdachte, hatte das Mädchen schon den grünen Hügel erreicht. Uneingedenk ihres Putzes sank sie nieder an seine Seite, und drückte das mit Thränen über strömte Antlitz in das weiche Moos. Endlich machte sich der stille Kummer in Seufzern und Klagen Luft. »O, Mutter«, rief sie laut jammernd, »deren Hülle da unten schlummert in dem tiefen Grabe, ist es Dir vergönnt, herabzusehen aus den himmlischen Auen, in welchen Du jetzt wandelst, auf diese Welt, so schenke nur einen, einen Blick Deiner unglücklichen Tochter; sende ihr nur ein kleines Zeichen Deiner Liebe, damit sie nicht verzweifle in dieser furchtbaren Stunde! Seit Du von mir genommen wurdest, ist aller Friede aus meiner Brust gewichen; Gram und Sorge, die ich sonst nur dem Namen nach kannte, [15] haben ihre Wohnung darin aufge-

schlagen. O, wäre ich häßlich! Häßlicher als irgend ein Mädchen, das die Erde trägt! Dann hätte ich nicht die Blicke des reichen Mannes auf mich gezogen, der durch seine Schätze selbst das Herz des sonst so milden Vaters zu verhärteten vermöchte, der ihn verleitete, zum Tyrannen zu werden gegen das einzige, sonst so geliebte Kind. Hinter jenen hohen Mauern soll ich nun wohnen? – Wohl mag es prächtig darin sein, wohl mag es darin schimmern und glänzen von Sammt und Seide, von Silber und Gold, wie der Vater es mir erzählte. Als ob mich das trösten könnte! Nein, wahrlich, solcher Stand ist nichts gegen die reiche Unschuldswelt, die früher in meinem Busen wohnte; schwer und drückend erschienen mir diese Kleider, wie die Thränen von tausend Unglücklichen lasten diese Perlen auf meinem Nacken. – Und er, der reiche Mann, dem ich noch heute das Jawort vor dem Altare geben soll, ist er denn glücklich? – Nein, nein, aus diesen düster blickenden Augen spricht kein ruhiges, zufriedenes Gemüth; nur Furcht und Zittern, doch nicht Liebe, vermag seine Nähe einzuflößen. O, der arme reiche Mann!«

Die Jungfrau schwieg. Mit gefalteten Händen, todtbleich, die Blicke starr auf den Boden geheftet, stand sie da, so unbeweglich, wie ein Bild von Stein. Da wurde sie des Blümchens gewahr, das zu ihren Füßen in den Zweigen der Trauerweide hing; sie beugte sich nieder, hob es auf, und betrachtete es lange, während ihre Züge sich allmählich wieder belebten. – »Ach, Mutter!« rief sie endlich, und ihre thränenfeuchten Blicke schauten dankbar auf zum Himmel, »Du hast die Bitte Deiner Tochter erhört, und hast ihr das Liebeszeichen gesendet, um das sie Dich angefleht. An die Stunde Deines Todes wolltest Du mich erinnern, an das Versprechen, das ich Dir damals gegeben; darum ließest Du mich das Blümchen finden, dessengleichen ich noch nie gesehen, und das so [16] himmlisch blau ist, wie Deine Augen, mit denen Du mich damals so wehmüthig anblicktest: »Vergiß, vergiß mein nicht!« riefst Du mit brechender Stimme; »vergiß aber auch Deines Gottes nicht! – Suche das Glück nie außer Dir, suche

es in der eignen, tiefen Brust; sei stets fromm und gut, und Niemand wird den Himmel anzutasten vermögen, den die Tugend in Dein Herz gesenkt!« – Und die Jungfrau küßte die Blüthe, steckte sie an den wogenden Busen, und flüsterte leise: »Hier welke! Sei meine Begleiterin in der schweren Stunde. Treu will ich dich bewahren; du sollst mein Schutzengel sein, wenn Trübsinn meinen Geist niederdrücken will; Dein Anblick soll mir meine guten Entschlüsse ins Gedächtniß rufen, und wenn es mir schwer wird, das zu erlangen, was mir auferlegt wurde, sanft erinnernd sprechen: »Vergiß, o vergiß Deines Gottes nicht!«

In demselben Augenblicke fühlte ich mich sanft umfaßt, meine Lippen wurden im leisen Kusse berührt – ich erwachte – meine liebe, gute Mutter stand vor mir, mich mit schmerzumwölkten Zügen betrachtend. Wäre das nur Mitteid, was aus diesen Augen sprach? – Nein, es war Liebe, die mir aus ihnen entgegenleuchtete, so wahre, innige Liebe, wie sie nur je eine Mutter für ihr Kind im Busen trug. Mit Entzücken warf ich mich in ihre geöffneten Arme, mit dem höchsten Wonnegefühle legte ich mein Haupt an das Herz, das stets so warm für mich schlug, und rief unter hervorströmenden Thränen: »Mutter, Mutter, diese Stunden haben Dir Deine Tochter wiedergegeben; eine höhere Hand hat mich von dem Rande des Abgrundes gezogen, in den ich schaudernd hinunterblickte! – Zufrieden sein! – das sei fortan mein Wahlspruch; zufrieden und glücklich machen, so viel es in meinen Kräften steht, mein eifrigstes Bestreben. Nimmer will ich den Reichen beneiden, der im Besitze alles irdischen Glanzes so oft die reinsten Freuden entbehrt; nicht den Mächtigen, dem der Stachel der Leidenschaft niemals Ruhe läßt, [17] der sich elend und arm fühlt, selbst auf der höchsten Stufe weltlicher Ehre; – auch nicht die Schönheit, die so häufig der Grund des tiefsten Seelenschmerzes ist, und so bald verblüht. – In Gott und meinem eigenen Herzen will ich mein Glück fortan suchen und finden!« – Und die Mutter umarmte

mich schweigend; ihre Augen blickten dankbar auf zum Himmel, ihre Lippen bewegten sich im leisen Gebet. Hier schwieg Gertrud. Eine himmlische Ruhe lag in dem Blicke, mit dem sie mich fragend anschaute. Nein, sie war nicht unglücklich, obgleich sie häßlich war. *Der Seele Schönheit strahlte aus ihrem Auge!*

THEKLA VON GUMPERT (Hrsg.)

*Töchter-Album*

1855–97

[1855; 406]

*Aus der Gegenwart.*

Die mutterlosen Kinder der v. Bavier'schen Anstalt.

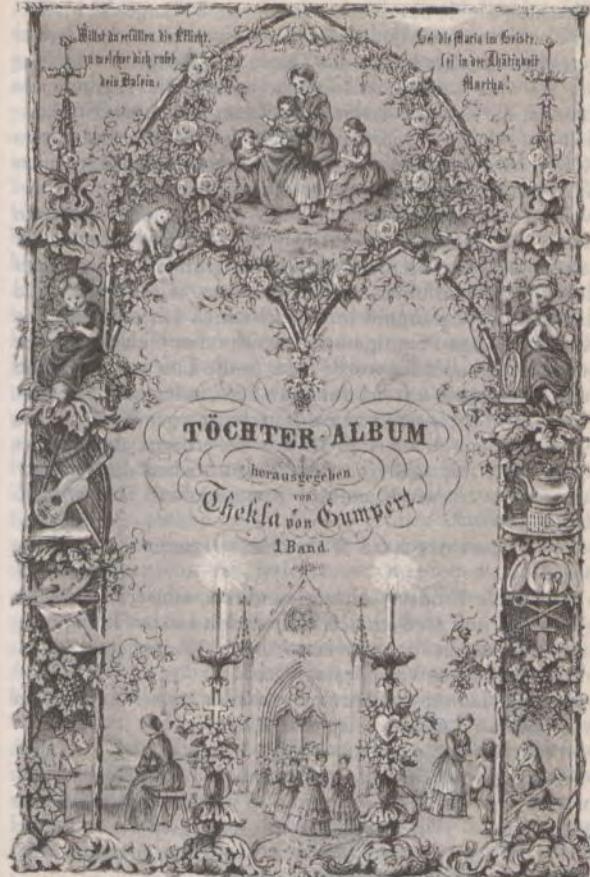
Von Thekla v. Gumpert.

Der Mai hatte seine volle Schönheit entfaltet, der Thiergarten bei Berlin war mit dem frischesten, saftigsten Grün, mit unzählbaren Blüthen geschmückt. Ich hatte eine Predigt in der Kirche, welche außerhalb der Stadt liegt, gehört und ging langsam nach Hause, in inniger, freudiger Bewegung. Von der Liebe hatte ich predigen gehört, von der Liebe redete die reiche Natur um mich her. Ich schritt durch das Brandenburger Thor, unter den üppig entfalteten Linden hin, bis in die Nähe des Opernplatzes. Hier wurde meine Aufmerksamkeit plötzlich durch mehrere Kinder gefesselt, welche singend auf mich zuschritten.

»Käfer-Mai! Käfer-Mai!

Für eine Nadel giebt es zwei!«

hieß das Liedchen, welches sie lustig in eintöniger Melodie hören ließen. Sie hatten Maikäfer in einer durchlöcherten



Schachtel, die sie zum Verkauf anboten. So lange die Maikäfer-Zeit dauert, wird in Berlin dieser eigenthümliche Handel getrieben. Kinder bieten die Thiere aus, Kinder kaufen sie; um sie aber kaufen zu können, betteln die Kleinen alle Damen, die sich auf der Straße blicken lassen, um Stecknadeln an, mit denen sie, statt mit Geld, bezahlen. Die armen Käfer! Man hat mir zwar vielfach versichert, sie würden nicht gequält, die Kinder geben ihnen frische Blätter und verwahren sie in Schachteln; aber dies Verwahren ist ja eben schon eine Qual. Wie wohl mag dem Käfer sein, wenn er seine Flügel entfalten und an die maigrünen Sträucher, auf die duftenden Blumen hinflattern kann, wie beängstigend dagegen das Gefängniß in der Schachtel. Ich schenkte den Kindern einige Pfennige und erkaufte den Gefangenen die [407] Freiheit; einzeln wurde jeder in die Luft geworfen und schwirrte davon, um sich im Laub der Linden zu verbergen. Inzwischen hatte sich uns ein Bettelnknafe genähert, der ein Kind auf dem Arme trug. Es war ein erbärmliches kleines Wesen, wie mir schien in den letzten Stadien der Auszehrung, mit einem unendlich jammervollen Gesichtsausdruck.

»Wem gehört das arme Würmchen?« fragte ich den Knaben.

»Es ist mein Bruder«, antwortete dieser, »unsere Mutter ist gestorben, nun muß ich den Kleinen den ganzen Tag herumtragen, er schreit so sehr, wenn er in der Wiege liegt.«

»Habt Ihr keinen Vater?« fragte ich.

»Ja wohl«, lautete die Antwort, »aber er hat seine Arbeit, er kann das Kind nicht warten und pflegen.«

»Ist es schon lange krank?«

»Seit acht Monaten; Anfangs bekam es kranke Augen, dann brachen ihm die Füße auf, und nun wird es täglich magerer und weint so viel. Der Armendoktor sagte, wir sollten es besser pflegen; aber was sollen wir machen ohne die Mutter?«

Eine Scrophelkrankheit war also die erste Ursache zu diesem

Leiden. Ja, Scropheln wollen mit großer Sorgfalt behandelt sein, tägliches Baden, äußerste Reinlichkeit, gesunde Luft, stärkende Kost sind der Weg zur Genesung. Mutterliebe! – ach, danach verlangt ein krankes Kind so ganz besonders! Es giebt Krankenhäuser; aber sind sie denn groß genug, um alle armen Kranken aufzunehmen? Wenn man solchem Elend in's Angesicht schaut, dann empfindet man einen tiefen Schmerz nicht helfen zu können. Die Maikäfer konnte ich für einige Pfennige befreien; für das arme Kind war ich unfähig zu sorgen. Was half das Almosen, das ich reichte? Vielleicht verschaffte es dem ausgezehrten kleinen Wesen eine augenblickliche Erquickung; Hülfe aber hätte man ihm nur bringen können, wenn man sich seiner im Beginn der Krankheit angenommen, d. h. wenn man es wie eine Mutter gepflegt hätte. Ich ließ mir die Wohnung der Kinder nennen, um wenigstens dann und wann eine Erfrischung hinzutragen. – Als ich in ernste Gedanken vertieft über den Opernplatz schritt, lockte mir ein lieblicher Anblick, der sich mir hier darbot, eine Thräne freudiger Rührung in die Augen. Zwölf kleine Knaben und Mädchen, im Alter von zwei bis fünf Jahren, spielten zwischen den grünen Plätzen umher; zwei derselben zogen einen kleinen Korbwagen, in welchem das dreizehnte Kind saß, welches noch zu klein war, um sich von seinen Füßchen tragen [408] zu lassen. Diese Kinder trugen graue Röckchen, gelbe Nanking-Jacken und Schürzen; sie machten mir den Eindruck einer Hecke Kanarienvögel. Auf einer Bank saß die Mutter dieser Kleinen, eine wohlwollend umherblickende Frau; sie beschirmte die jungen Vöglein. Mutter war sie? – von dreizehn Kleinen in so zartem Alter? – Ja, die Kinder nannten sie »Mama«. Sie vertrat bei ihnen die Stelle der Mutter, Alle waren Kinder armer Leute, mutterlose Waisen.

Der kranke Knabe auf dem Arme seines bettelnden Bruders hatte mich mit innigem Mitleid erfüllt; aber ich konnte keine Hülfe für ihn schaffen! Diese Frau schafft Hülfe für elende, verwahrloste Kinder!

Frau von Bavier, eine Schweizerin von Geburt, Witwe des Majors von Bavier, lebte nach dem Tode ihres Gatten vom Schmerz tief gebeugt. Sie hatte kein Kind, dem sie sich liebevoll hingeben, keinen Verwandten, dem sie sich nahe anschließen konnte. Zu dem drückenden Gefühl des Alleinstehens kam das Heimweh, welches die Schweizer im Auslande so häufig überfällt. Sie fühlte sich unglücklich und in ihrer Seele eine Leere, die ihr das Leben zur Qual mache. Wenn man ein liebefähiges Herz hat, und es hat es wohl Jeder, dem es nicht durch schlechte Erziehung oder durch oberflächliches und sündhaftes Leben verhärtet wurde, dann fühlt man sich nur befriedigt, wenn man Liebe durch *That* beweisen kann. Wer recht zu lieben versteht, der ist jeden Augenblick opferfähig, und die Gelegenheit Opfer zu bringen, ist ihm eine große Bedingung zum Glück. Wie viel Opfer bringen Eltern ihren Kindern, und wie beseeligt fühlen sie sich dadurch! wie viel Opfer bringen die Eltern sich unter einander! Kinder, Geschwister, Alle müssen sich selbst oft aufgeben, um den Andern zu Liebe zu leben, und nur diejenige Familie fühlt sich in sich selbst glücklich, in der jedes Glied in der Liebe opferfähig ist. Ein alleinstehender Mensch, der sein gutes Auskommen hat, wird zuweilen für beneidenswerth erklärt. Er ist frei, ohne Nahrungsorgeln, er kann mit seiner Zeit machen was er will. Ist er gebildet, so kann er sich an den Künsten und Wissenschaften erfreuen, er kann Concerte, Theater, Gesellschaften besuchen, er kann einen angenehmen Kreis gebildeter Leute in seinem Hause aufnehmen. Das ist Alles recht schön, aber glücklich macht dieses Leben den Beneideten nicht, die Leere in seinem Herzen wird dadurch nicht ausgefüllt, er hat Niemand, dem er sich ganz hingeben kann, dem seine Liebe Bedürfniß ist, dem er Opfer bringen muß, denn der Thaler, welchen er den wohltätigen Vereinen giebt, ist kaum ein Opfer zu nennen. Frau von Bavier stand allein, sie war [409] frei, konnte mit ihrer Zeit, mit ihrem kleinen Vermögen anfangen was sie wollte; sie hätte Concerte, Theater, Gesellschaften besuchen,

hätte einen Kreis gebildeter Leute um ihren Theetisch versammeln können; aber ihr Heimweh drückte sie, die Bangigkeit nach dem Verstorbenen that ihr weh, sie fühlte die Leere im Herzen, von der ich eben sprach. Sie beschloß, sich einen beseeligen Wirkungskreis zu schaffen, ihre Freiheit zu opfern und ihre Thatkraft armen kleinen, verwahrloseten Waisenkindern hinzugeben. So machte sie still für sich ihren Lebensplan, dann theilte sie ihn ihren Freunden mit. Geachtete Männer, Staatsbeamte, welche sie kannten und zur Erfüllung eines schweren Berufes fähig hielten, unterstützten ihren Plan und richteten ihr sogar eine kleine Wohnung ein, wo sie die mütterlichen Beschäftigungen beginnen sollte. Ein Armenarzt brachte ihr das erste Kind, im Alter von sieben Monaten; es war in einem traurigen Zustande, gleich einem Gerippe, dem Tode nahe. Es mag wohl dem Kleinen ähnlich gewesen sein, den ich unter den Linden traf! Frau v. Bavier nahm das elende Würmchen in ihre Arme. »Werde ich im Stande sein, dieses kleine Jammerbild durch Pflege wieder herzustellen?« dachte sie; »ich will's versuchen«, beschloß sie im Innern. So wurde ihre Opferfähigkeit gleich auf eine harte Probe gestellt; die Last war groß, die sie übernommen hatte, Liebe und Treue in ihr waren aber auch groß; das Kind gewann neue Lebenskraft und wurde ganz gesund. Frau v. Bavier hatte in Kurzem noch mehrere Kinder in so zartem Alter in Pflege genommen, nun reichten aber ihre Mittel zur Erhaltung derselben nicht mehr aus und sie nahm zu dem mildthätigen Sinn der Stadtbewohner ihre Zuflucht. Der Schritt, den sie that, glückte. Der König, die Königin und eine große Anzahl anderer Personen verpflichteten sich zu jährlichen Beiträgen; sie konnte den Kreis der Pfleglinge vergrößern. Beglückt durch das Wohlgelingen ihres Strebens, scheute sie keine Anstrengung, ihre Freude über das Gedeihen ihrer Zöglinge war groß. Aber es war ihr eine ernste Erfahrung vorbehalten: unter den kranken Kleinen war eines, das trotz aller empfangenen Pflege sichtbar hinwelkte und dem Tode entgegen zu gehen schien. Um die Zeit, da sie

dieses Kind aufgeben mußte, kam die Cholera nach Berlin und forderte ihre Opfer. Eines Tages hatte Frau v. Bavier drei kleine Leichen im Hause. Zwei derselben waren der Cholera erlegen, das dritte war das Kind, welches sich langsam abgezehrt hatte.

Frau v. Bavier war in dem Glücke, welches ihr Unternehmen bisher begünstigt hatte, vielleicht zu sicher geworden. Es ist aber wohl Gottes [410] Wille, daß der Mensch in der Zeit, wo sich Alles freudig und schön für ihn gestaltet, gefaßt bleibe auf die Tage, von denen man sagt, sie gefallen ihm nicht. Der harte Schlag, welcher die liebreiche Frau traf, der auch hier und da das Vertrauen, welches man ihr geschenkt, wankend machte, beugte sie tief. Das Heimweh nach ihrem irdischen Vaterlande verwandelte sich in das Heimweh nach jenem Vaterlande, nach welchem ein ernster Zug in jedes Menschen Brust liegt, oft ihm selbst unbewußt, aber bereit hervorzucrenken, wenn das Leben sich trübt. Sie sehnte sich nach dem Tode. Warum schickte Gott dieser Frau, welche, von Nächstenliebe geleitet, nur für die Hülfsbedürftigen leben wollte, eine so schwere Prüfung? – Es giebt Lichtblicke der Seele, in welchen diese begreift, was der große Erzieher, »unser Vater«, mit seinen scharfen Eingriffen in das Leben erreichen will; solche Momente verklären das ganze Innere desjenigen Menschen, dem sie gewährt werden. Vielleicht ist ein solcher Lichtblick der treuen Pflegemutter der Waisen zu Theil geworden? – Gewiß ist, daß sie sich jetzt vollständig aus ihrer Muthlosigkeit, aus ihrem gebrochenen Gemüthszustande erhoben hat. Kein Heimweh erfüllt mehr ihr Herz, keine Besorgniß, sie geht still ihren Weg und nimmt vertrauend jeden Tag aus Gottes Hand, was er ihr in seiner Vaterliebe und Allmacht reichen will.

Das Institut hat sich bedeutend vergrößert, es sind z. B. in diesem letzten Jahre 42 Kinder, theils von Frau v. Bavier selbst, theils unter ihrer Aufsicht verpflegt worden. Sie hat nämlich schon vor längerer Zeit eine neue Einrichtung treffen müssen, um eine größere Anzahl Kinder der Verwahr-

losung entziehen zu können. Die Kleinen, welche sie, oft nur wenige Tage alt, aufnimmt, werden zu rechtschaffenen Frauen gegeben, die sie bei gesunder Nahrung aufziehen, bis sie gehen gelernt haben; dann erst kann Frau v. Bavier die Pflege selbst übernehmen, die bei ihr zugleich Pflege der Seele ist.

Dreizehn der älteren Kinder, zwei- bis fünfjährige, empfangen eben jetzt von ihr die mütterliche Erziehung, von ihr allein jede Dienstleistung, denn sie hält keine Gehülfin, keine Dienerin. Es scheint dies ein Rätsel zu sein. Man möchte zu dieser Frau in die Schule gehen, um Zeiteintheilung zu lernen. Wohlhabende Familien geben ihren Kleinen oft zwei bis drei Mädchen und Aufseherinnen in die Kinderstube, und diese klagen noch häufig über zu viel Arbeit; hier wird die ganze Kinderschaar von einer Frau versorgt, die doch auch nur zwei Hände hat. Ich besuche die Anstalt zuweilen und bewundere dann stets die Sauberkeit und Ord-[411]nung, welche in den zwei Stuben, in denen die dreizehn Kinder mit ihrer Pflegemutter wohnen, herrscht. Da liegt kein Spielzeug umher, da sieht man kein unreines Kleid oder unreine Hände.

Am Morgen, wenn die kleinen Kinder erwachen, müssen sie sich unter einander Hilfe leisten beim Ankleiden, die »Mama« kocht inzwischen das Frühstück. Eine Aufwartefrau kommt auf eine Stunde und reinigt die Zimmer. Während später ein junger Lehrer den Unterricht erheilt und die älteren Kleinen singen und lesen läßt, besorgt die »Mama« das Mittagessen. Nach der eingenommenen Mahlzeit fliegt die Vögelschaar in's Freie. Ist das Wetter gut, so geht die Reise in den Thiergarten, droht Regen, so geht's nur auf den Opernplatz, in dessen Nähe Frau v. Bavier wohnt.

Einmal kam ich gerade zur Singstunde zurecht und mußte die kleinen Spiellieder mit anhören; auch »Heil Dir im Siegerkranz« sangen die feinen, lieblichen Stimmen und mehrstimmige Canons. Ein ander Mal kam ich des Abends. Die Kinder hatten etwas Husten; die »Mama« stand mit einer

Theekanne und dem Tassenkopf da, umgeben von der kleinen Gesellschaft; jedes der Kinder mußte eine Portion Brustthee trinken. Einer der älteren Knaben, etwa vier Jahre alt, hielt ein Tuch in der Hand und trocknete damit jedem Kinde, das getrunken hatte, den Mund. Dann entkleideten sich die Kleinen, theils allein, theils empfingen sie Hülfe von den älteren Gefährten, still und friedlich leisteten sie einander diese Dienste. Endlich trug die »Mama« jedes in sein Bettchen und nun stiegen dreizehn kleine Gebete zum Vater der Waisen auf. »Gute Nacht, liebe Mama!« riefen dann die Kleinen im Chor wohl zehn Mal und ihre Augen schlossen sich zum Schlaf.

Die glücklichen Kinder! Gott schenke ihnen eine Zukunft, ähnlich der Gegenwart. Wie sich aber auch ihre Zukunft gestalten möge, wir wollen mit ihrer treuen Pflegemutter hoffen, daß die schönen Eindrücke, welche sie jetzt empfangen, Einfluß auf ihr späteres Leben üben werden.

Der arme Knabe, welchen ich an jenem oben erwähnten Sonntage in der Nähe der bevorzugten Anstaltskinder sah, wäre unter den Händen der Frau v. Bavier vielleicht gerettet worden; im Vaterhause, ohne sorgsame Pflege, starb er nach wenigen Tagen. Hunderte von elenden, verwahrloseten Kleinen kommen Hülfe zu fordern, Frau v. Bavier muß sie zurückweisen, denn Kräfte und Geldmittel reichen nicht aus, sie Alle aufzunehmen. Die treue Pflegerin sucht Gehülfinnen, nicht Dienstmädchen, welche für [412] Lohn arbeiten, aber oft recht unzuverlässig sind; sie schaut nach Frauen aus, welche, alleinstehend wie sie, mit ihrer Liebe dienen und ihre Zeit zum Opfer bringen wollen.

OTTILIE WILDERMUTH

*Die Lehrjahre der zwei Schwestern*

1857; 1862

[9]

Z' lüzel und z' viel  
Verderbt alles Spiel.  
Altes Sprüchwort.

*Im Vaterhaus.*

In der Studirstube des Pfarrers zu Altenzimmern war eben Lehrstunde, seine zwei Töchterlein saßen in voller Arbeit mit Rechentafeln am eichenen Tisch. Der Pfarrer ging, wie es schien, in einiger Verzweiflung rasch auf und ab, und blieb endlich vor der ältern der Mädchen stehen, die ihre Tafel vor sich mit verwirrter Miene anblickte, während die andere eifrig und emsig fortechnete. »Aber ich bitte Dich, Leonore«, begann er jetzt mit mühsam errungener Geduld, »verstehst du noch den Ansatz nicht? siehst du nicht ein, daß die zwei innern Glieder mit einander multiplizirt werden müssen und mit dem äußern dividirt, um das Resultat zu finden?«

»Sieh, so!« zeigte ihr Sophie, die jüngere, die eben triumphirend das Facit ihrer Rechnung aufschrieb. Leonore blickte auf die Tafel der Schwester ebenso konfus als auf ihre eigene, sie hatte keine andre Sehnsucht als aus der Lehrstube fort zu sein, während Sophie, etwas großthuerisch, sich ein neues schweres Exempel vom Papa erbat, den der Eifer der jüngeren Tochter nur um so mehr gegen die Hartlernigkeit der älteren aufbrachte. Er mußte zuletzt darauf verzichten, Leonoren heute noch die Regel-de-tri beizubringen, und ließ sie eine einfache Addition rechnen, die sie endlich herauswürgte.

[10] Nun ging's an's Diktirtschreiben: Sophiens Feder ging wie geflogen, und im Triumphe zeigte sie die korrekte Schrift dem Vater, der wirklich nicht Einen Fehler darin entdeckte;

Leonore seufzte beständig: »ich hab's noch nicht, wie schreibt man denn das?« und suchte, so weit es ihr möglich war, über der Schwester Achsel in ihre Schrift zu spähen, die in kindischem Neide sie mit beiden Armen deckte. Aengstlich übergab Leonore endlich ihr mühsames Gekritzeln dem Vater, schon gewöhnt an das Ach und Oh, mit dem er ihre Kunstwerke aufnahm. »Aber um Gotteswillen, wie greifst du's an, so zu schreiben? Wäld statt Welt, und Fader statt Vater! – kein ABC-Schütz würde solche Fehler machen, und bist zwölf Jahre alt!« Ein Strich um den andern kam mit der rothen Dinte, die Schrift sah wie ein wahres Blutbad aus, bis der Vater im höchsten Aerger das ganze Geschreibsel durchstrich und Leonoren vor die Füße warf.

Er faßte sich gewaltsam und begann die Geographiestunde mit den Mädchen, – Sophie wußte über Alles Bescheid, fand alle Städte, nach denen der Vater fragte, auf der Karte, und wußte fast von allen etwas Merkwürdiges zu erzählen; Leonore blickte mit derselben Angst auf die Landkarte, wie zuvor auf ihre Schiebertafel und ihre Diktirschrift, nannte Nürnberg als die Hauptstadt von Oestreich, versetzte den Kaukasus nach Spanien und wurde immer blöder und dummer, je ärgerlicher der Vater, und je triumphirender Sophie wurde. Da ertönte von unten die Stimme der Frau Pfarrerin: »Schick' mir doch eine von den Mädchen, sie sollte mir in der Küche helfen!« Plötzlich erheiterte sich Leonorens Gesicht, und ohne des Vaters Erlaubniß abzuwarten, war sie auf der Treppe, seelenfroh, der gehaßten Stube entrinnen zu können.

Zum Mittagessen kam Sophie erst mit dem Vater, als die Suppe schon auf dem Tische stand; sie hatte vergessen, [11] daß es an ihr gewesen wäre, den Tisch zu decken. Leonorens Armesündermiene hatte sich etwas aufgehellt, als sie Klößchen auftrug, die sie, nach der Mutter Zeugniß, selbst verfertigt hatte; auch der Vater konnte ihr, dem wohlgelungenen Gericht zu Liebe, den spanischen Kaukasus verzeihen. Er repetierte übrigens mit Sophie unter dem Essen französische Konjugationen, die Leonoren der Gipfel des Entsetzens

waren, und bemerkte nicht, wie diese der Mutter alle Handreichung bei Tische that, während Sophie, achtlos und gleichgültig darauf, sich bedienen ließ, statt zu dienen.

Es war Nachmittag, der Vater hatte sich in seine Studirstube zurückgezogen und die Mädchen sollten sich jetzt bei der Mutter mit Handarbeit beschäftigen. Nun aber wendete sich das Blatt, der Morgen war Sophiens Glanzzeit, am Nachmittag ging Leonorens Stern auf. Leonore, bereits vom Strickstrumpf zum Nährzeug vorgerückt, saß, gesetzt wie eine alte Person, der Mutter gegenüber, und stichele emsig und zierlich darauf los. Sophiens Strickzeug sah leider noch so fatal aus, zeigte so viele gefallene und gespaltene Maschen, hatte meist eine solch schmutziggraue Farbe, daß die Mutter ihr noch keine andere Arbeit gestatten wollte. Sie hatte sich mit ihrem Strickstrumpfe hinter die Mutter gesetzt, und sie wußte wohl warum; denn als einmal Leonore und die Mutter recht im Zuge waren, und sie nicht beachteten, zog sie ein Büchlein aus der Tasche und hub an eifrigst darin zu lesen. Zwar behielt sie auch die Arbeit dabei in der Hand und suchte anfangs Beides zu vereinigen; bald aber war das Buch viel interessanter als der Strumpf, sie strickte achtlos über gefallene Maschen hinüber, und als es im Buche so gar schön kam, ließ sie zuletzt das Strickzeug ganz in den Schoß sinken.

»Strickst du auch, Sophie?« fragte endlich die Mutter, der das lange Schweigen verdächtig wurde.

[12] »Nein, sie liest«, sagte Leonore, die nach ihr hingesehen.

»Aber, Sophie, ich bitte dich«, rief die schwer geärgerte Mutter, indem sie ihr das Buch wegriß, »wie kannst du das thun? da sieh dein abscheuliches Strickzeug, das einem sechsjährigen Kinde Schande machen würde, und du willst noch lesen dazu? denkst du denn gar nicht, was aus dir werden soll, wenn du auch nicht einmal die allernöthigsten Arbeiten verstehst?«

Sophie mußte sich nun der Mutter gegenüber setzen, damit

diese sie im Auge hätte, und sie saß da mit trübseligem Gesicht und dachte, welche Langweilerei das sei, während Leonore mit immer heiterer Miene ihre wohlgelegenen Nähte und Säume der Mutter zeigte.

»Du bist recht garstig«, sagte Sophie zu Leonoren, als die Mutter aus dem Zimmer war, »was brauchtest du der Mutter zu sagen, daß ich lese?«

»So? meinst du, ich soll dir zu Allem helfen, und du hast mich heut' nicht einmal einsehen lassen beim Diktirtschreiben?«

»Wenn du«, begann Sophie, die eben an einer ganz schwierigen Stelle ihres Strumpfes zu sein schien, etwas zögernd, »mir geschwind die Nester da zurecht machen willst, so will ich dich morgen einsehen lassen, und will dir auch bei deiner Rechnungsaufgabe helfen.« So versöhnten sich die Schwestern und vereinigten sich zu gegenseitiger Hilfe; das wäre recht hübsch und gut gewesen, wenn sie einander geholfen hätten, ihre Fehler zu verbessern, statt sie zu verbergen, was nur den Schaden vergrößerte.

Der Tag mit seinen Mühen war vorüber. Die Mädchen hatten ihre Freistunde benutzt, jede nach eigenem Gefallen, — Sophie hatte sich in die Laube des Hausgärtchens mit einem Buche gesetzt und Leonore spielte mit den Nachbarmäd-[13]chen Frau Base: sie war die Hausfrau und schulte ihre Mädchen tüchtig herum, wobei sie wirklich schon ganz hübsche Kenntnisse in Hausgeschäften und Küchengarten verrieth.

Nach dem Abendessen waren die Mädchen zu Bette gegangen, und der Pfarrer und seine Frau saßen noch in ruhigem Gespräch beisammen. »Ich versichere dich, Luise«, fuhr er fort, »Sophie macht dir einen Aufsatz, so gut, daß man ihn drucken könnte, und sogar Verse hat sie schon gemacht, ich habe es neulich entdeckt; es ist wirklich eine Freude mit dem Mädchen.«

»Was helfen mich ihre Aufsätze, und ihre Verse, und ihr guter Kopf«, begann in etwas klagendem Tone die Frau Pfarr-

erin, »wenn sie so ungeschickte Hände dabei hat? ich will von der Küche noch nicht sagen, sie ist ja noch jung, obwohl Leonore schon voriges Jahr auf dem Schemel am Herde stand; aber einen ordentlichen Strumpf könnte man von einem eilfährigen Mädchen doch erwarten, und ich versichere dich, sie kann keinen Tisch vernünftig decken, immer mit den Gedanken in den verwünschten Büchern! erst gestern deckte sie dir zwei Gabeln, mir zwei Messer und sich drei Löffel, und diesen Morgen warf sie ein Waschbecken, das sie ausleeren sollte, sammt dem Wasser zum Fenster hinaus.«

»Wird sich schon noch geben«, meinte der Pfarrer, »jetzt ist ja doch eigentlich die Zeit des Lernens für Kinder; da macht mir Leonore viel mehr Sorge mit ihrer grenzenlosen Unwissenheit, mit ihrem Mangel an aller Freude am Lernen, das ersetzt sich später viel, viel schwerer.«

»Nun«, sagte die Mutter beruhigt, »zur Gelehrten ist eben Leonore nicht bestimmt.«

»Handelt sich nicht um Gelehrsamkeit, aber sie weiß ja nicht das Nothdürftigste; wie nur zwei Schwestern so verschieden sein können!«

[14] »Weißt du«, sagte die Pfarrerin nachdenklich, »das kommt wohl neben der natürlichen Begabung auch von der verschiedenen Umgebung der Kinder in den ersten Lebensjahren. Leonore hat die Mutter ja zu sich genommen, wie ich, dem Tode nahe, in den Wochen lag mit Sophie. Den alten Großeltern, die einsam wohnten, war das Kind, das bald liebte, ihnen kleine Dienste zu thun und mit der Großmama im Hause herum zu trippeln, viel zu lieb, als daß sie's mit Ernst zum Lernen angehalten hätten, zu dem es nie besondere Lust zeigte; wenn die guten Eltern nicht gestorben wären, ich glaube, wir hätten das Mädchen nimmer bekommen, und sie hätte nicht buchstabiren gelernt. Die Sophie aber, das weißt du selbst am Besten, wie du, als ich so lange schwach und leidend blieb, das Kind Tage lang auf deine Stube nahmst und sie mit Büchern spielen ließest; da muß dem Mädchen der Lerngeist angeflogen sein.«

»Das wäre nicht übel«, sagte lächelnd der Pfarrer, »wenn das Talent mit dem Bücherstaub in den Menschen eindringe, da thäte man am besten, die Knaben, bei denen doch das Lernen unentbehrlich ist, alle in Bibliotheken aufzuziehen. Wir haben keinen Buben: drum laß mir die Freude, den Geist der Sophie auszubilden, an dem mancher Knabe froh sein dürfte. Das Stricken und Nähen wird sich schon noch finden; ein gescheidtes Mädchen erkennt später selbst, was da nöthig ist.«

»Gott geb's!« sagte die Mutter mit einem Seufzer; ihr schien Leonorens Unwissenheit viel weniger bedenklich, als Sophiens frühe Gelehrsamkeit.

ROSALIE KOCH

*Blumen und Perlen*

1857; 2. Aufl. 1869

[101]

*Florprinzeßchen.*

Ein Märchen.

Nun denkt Ihr wohl, das müsse ein Königskind gewesen sein; weit gefehlt – sie war nur eines armen Leimsieders Tochter.

Und hieß doch Florprinzeßchen? wie kam denn das? Nun, ich will es Euch erzählen.

In dem ärmlichsten Theile einer Vorstadt stand ein kleines Haus, das hatte zwar ringsum ein Stück Gartenland und dahinter den Fluß; aber es war kein Baum und kein Strauch, noch weniger eine Blume in diesem Garten zu finden; ja nicht ein Mal frisches, lustiges Gras wuchs darin, weil der Boden von schlechter, lehmiger Art und obenein ganz fest getreten war. Statt alles dessen konnte man, wenn es nicht

eben regnete, große, auf hölzerne Rahmen gespannte Netze sehen und darauf längliche Leimstücke, die zum Trocknen an die Luft gebracht wurden. Das sah nun weder so gut aus wie rothe Rosen oder wie weiße Lilien, noch wie blauer Rittersporn, und die Nachbarn meinten, es verbreite sich auch keineswegs ein Blumenduft aus dem Garten. In dem Häuschen wohnte nämlich ein armer Leimsieder, der eine Tochter hatte, die Johanne hieß; [102] aber sie war noch nicht volle zehn Jahre alt, da nannte sie Niemand anders als »Florprinzeßchen«, und das hatte sie sich nur durch ihre grenzenlose Eitelkeit zugezogen.

Habt Ihr ein Mal Etwas von den rothen Schuhen gehört, die einem jungen Mädchen so lieb, so über Alles lieb waren, daß sie dieselben am Begräbnißtage ihrer eignen Mutter, ja sogar am Tage ihrer Einsegnung trug und darüber Alles vergaß: ihr Bußgebet und die Ermahnungen des alten treuen Predigers, der es ihr so innig an's Herz legte, das Gelübde auch zu halten, das sie jetzt ihrem Herrn im Himmel that. [...]

[103] Nun, ähnlich wie dem Mädchen mit den rothen Schuhen ging es unserer Johanne mit einem Kleide von Seidenflor. Sie war noch ein kleines Ding, als sie es bei ihrem Vetter, dem Schneider, sah, dem es der Herr eines Wachsfigurencabinettes gebracht hatte, weil eine Kleinigkeit daran schadhaft geworden war. Gewöhnlich war die Wachsfigur damit bekleidet, welche die Königin von Saba darstellte. Wie es nun so auf dem Werkthüse da lag, und die Sonne darauf schien, glänzte es blau und grün und golden, kurz, so schön, wie die kleine Johanne noch Nichts gesehen hatte, und sie streckte beide Hände darnach aus. Aber der Vetter erlaubte ihr nicht, den kostbaren Stoff auch nur anzurühren, worüber sie bitterlich weinte und sich gar nicht beruhigen ließ. Als sie spät am Abend in ihrem Bettchen lag, und die Mutter zu ihr sagte: »Nun faltet meine kleine Tochter die Hände und bittet den lieben Gott, daß er sie ein frommes Kind werden lasse«, rief sie, von Neuem in Thränen ausbrechend: »Ich will so ein schönes Florkleid haben, sonst weiter Nichts!«

Das einfältige kleine Mädchen versteht es noch nicht besser, dachte die Mutter und tröstete ihr Hannchen auf jede Weise; als aber Nichts helfen wollte, sagte sie in unbedachter Zärtlichkeit: »Nun, sei nur still, mein Liebling, wenn Du erst groß und verständig, auch recht fleißig und geschickt sein wirst, sollst Du auch ein solch Kleid haben.« Da erst hörte das Kind auf zu weinen und betete sein Abendgebet, wie die Mutter es wollte; aber ihre Gedanken und ihr Herz waren bei dem schillernden Florkleide. Von dieser Stunde an fragte sie – nicht, wie wohl sonst Kinder thun: »Mutter, wann bin ich denn groß und gehe in die Schule, oder lerne bei Dir nähen und helfe Dir in der Küche?« sondern: »Wann [104] bin ich denn groß genug, daß ich das schöne Florkleid bekomme? An die Bedingung, daß sie zuvor auch verständig, fleißig und geschickt werden solle, dachte sie nicht weiter, und als sie ein Mal recht krank war, und die Mutter bitterlich weinte, daß sie ihr liebes Kind wohl gar verlieren könnte, jammerte Hannchen: »Ach, wenn ich doch erst mein Florkleid bekommen hätte!«

[...]

»Solche Kleider tragen nur die Feen«, meinte ein Mal ein kleines Mädchen, dem Johanne zum hundertsten Male das schöne Florgewand beschrieb, und nun dachte das eitle Kind wieder: »Wenn ich doch auch eine Fee wäre!«

Weil Johanne immer und immer nur von dem Florkleide sprach und träumte, so gaben ihr die Kinder den Namen: »Florinchen oder Florprinzelchen«, und bald wurde sie von Jedermann so genannt. – Als sie fünfzehn Jahre alt war, ging sie nicht mehr in die Schule, wo sie wenig gelernt hatte; sie sollte nun eingesegnet werden. Jetzt ist's Zeit, dachte sie, daß ich mein Florkleid bekomme, und sie erinnerte die Mutter an ihr Versprechen. Da ward die Mutter sehr betrübt, denn sie hatte geglaubt, daß das Herz ihrer Tochter jetzt mit ganz andern Dingen beschäftigt sei, und mit ernster [105] Rede wollte sie nun wieder gut machen, was sie vor langer Zeit durch ihre unüberlegten Worte versehen hatte. Sie sagte es

dem thörichten Mädchen nun rund heraus, daß sie, eines armen Leimsieders Tochter, niemals solch' schöne Kleider tragen würde; auch ziemte es sich für sie in dieser Zeit am besten, alle Gedanken der Eitelkeit aus der Seele zu bannen und in rechter Herzenseinfalt zu beten: »Christi Blut und Gerechtigkeit, das sei mein Schmuck und Ehrenkleid.«

Florinchen hörte dies Alles mit finstrem Gesicht und großer Traurigkeit an, aber es war keine Trauer, wie sie dem lieben Gott wohl gefallen konnte. Mit gesenktem Kopf ging sie durch ihres Vaters Garten, in dem weder Gras noch Strauch wuchs; sie ging über den kleinen Steg, der über den Fluß gelegt war, der hinter dem Garten vorbei rauschte; sie ging in das Feld hinaus, das jenseits des Flusses lag und voll grüner Saaten stand. Und immer weiter – immer weiter. So kam sie endlich in den Wald. Am Rande desselben standen junge Birken, weiter hin dunkle Tannen, und zuletzt wurden die Bäume so dicht, daß Florprinzelchen kaum hindurch konnte. Aber immer weiter – immer weiter! Zurück zu Vater und Mutter wäre sie am liebsten niemals wieder gegangen, weil die ihr doch nicht geben konnten, was von Jugend auf ihr Verlangen erfüllt hatte. »Ja, wenn es noch Feen gäbe!« seufzte sie, und kaum waren die Worte über ihre Lippen, da stand plötzlich eine hohe Gestalt vor ihr, ganz in Seidenflor gehüllt, der wie eine glänzende, goldgrüne und doch auch wieder dunkelblaue Wolke um sie her floß. Ja, das war noch viel schöner, als das Kleid der wächsernen Königin von Saba, an dem der Vetter seine Nadelfertigkeit geübt.

»Wer wagt es, in mein Gebiet einzudringen?« sagte die Fee, denn eine solche war es. »Wäre ich nicht heute in so überaus guter [106] Laune, weil der Geburtstag meiner einzigen Tochter ist, so würde ich Dich sogleich mit meinem Feenstab berühren und in eine Feldgrille oder Fledermaus verwandeln. So rathe ich Dir nun, Dich niemals wieder in mein Reich einzudringen!«

»Ach!« rief Florprinzelchen bittend: »Ach, wenn Ihr eine Fee seid, so gewährt mir doch eine einzige Bitte. Ihr seid ja so

mächtig und reich, daß Ihr Euch Alles verschaffen könnt, was Ihr wollt – so ist's Euch ja nur eine Kleinigkeit, was ich begehre. Schenkt mir Euer Gewand, und ich will Euch als die gütigste und beste der Feen preisen, so lange ich lebe.«

»Du forderst keck und unverständlich zugleich«, antwortete die Fee. »Wollte ich Deine Bitte gewähren, so würdest Du es bald bitter zu beklagen haben; denn wenn Du mein Kleid trügest, so müßtest Du Dich auch den Bedingungen unterwerfen, welche daran geknüpft sind. Du dürfstest niemals in einen Spiegel sehen, denn wenn Du Dich jemals selbst erblicktest, so wäre es um Dich geschehen. Dann bekäme der böseste Zauberer des Landes Macht über Dich, und er würde Dich sicherlich auf der Stelle in ein häßliches Thier verwandeln. Das bedenke!«

Aber Florprinzeßchen bedachte Nichts, als wie so gar wunderbar schön die Fee aussähe, und meinte: wenn sie ein solches Gewand hätte, so würden alle Mädchen des Landes vor Neid sterben. Sie bestürmte daher die Fee so lange mit Bit-ten, bis diese endlich einwilligte, eine rosige Wolke herbei winkte, sich dahinein hülle und dem eitlen Mädchen ihr Kleid zurückließ. Wer war nun glücklicher als Johanne!

[...]

[107] Vater und Mutter waren indeß in bitterer Sorge gewesen um ihr Kind und wollten es schon als todt beweinen, als Florprinzeßchen wieder frisch und munter vor ihnen stand und von innerer Glückseligkeit zu strahlen schien. Aber wie erstaunte sie, als die Mutter ihr sagte, daß sie volle acht Tage von Haus fort gewesen sei, und alle Nachbarn sie schon im Walde und am Fluß gesucht hätten. Die Kinder waren indeß vom Pfarrer in die Gemeine der Christen aufgenommen worden, und Florprinzeßchen hatte sich selbst um den Segen dieser Feier gebracht, denn nun mußte sie noch ein volles Jahr warten. Indeß machte ihr das die wenigste Sorge. Sie zog die Mutter rasch mit sich in das Kämmerlein hinauf, wo ihr Bett stand, und rief mit jubelndem Tone: »Siehst Du, nun werde ich doch ein Florkleid tragen, schöner, als eine Prin-

zessin [108] es hat«, und damit breitete sie das Geschenk der Fee vor der Erstaunten aus.

»Wie in aller Welt kommst Du denn zu solcher Pracht und Herrlichkeit?« fragte die Mutter ganz bestürzt. »Verhüte Gott, daß Du auf bösen Wegen gehst! Wo bist Du denn so lange gewesen?«

Da erzählte die Tochter, was ihr im Walde begegnet war, und verschwieg auch nicht, welch eine harte Bedingung an das Florkleid geknüpft sei; – denn nun sie es besaß, erschien ihr diese wirklich sehr hart. Da warnte die Mutter, sie solle doch lieber das gefährliche Geschenk fortgeben oder verkaufen, wobei sie noch ein schönes Stück Geld bekommen würde; tragen könnte sie es ja doch niemals, da es ja nicht zu ihrem Stande passe und zu dem armen kleinen Häuschen, darin ihre Eltern wohnten; die Leute würden nur über ihren thörichten Hochmuth lachen.

Ja, ja, sie warnte wohl, die gute Mutter, aber das war bei dem eitlen Mädchen zu wenig. Sie hätte strafen und das schil-lernende Gewebe auf der Stelle vernichten sollen, damit es ihrem Kinde nicht zum Fallstrick würde; aber sie war eine schwache Mutter, die ihrem Lieblinge nicht gern weh thun mochte; und weil sie unserer kleinen Florprinzessin nicht stracks durch den Sinn fahren wollte, so gab sie sich für's Erste damit zufrieden, daß die Tochter das Feenkled schwei-gend in ihren Kasten schloß und ihr die Hand darauf gab, dort solle es einstweilen liegen bleiben. – Alle Tage sah Flor-prinzeßchen nun ihren Schatz an, und wenn sie am Abend allein in ihrem Schlafkämmerlein war, zog sie es wohl auch an, stellte sich in den schmalen Mondstrahl, der durch das kleine Kammerfensterlein herein fiel, und freute sich daran, wie es glänzte und schimmerte. Die Mutter, die so Etwas fürchtete, hatte in aller Stille jedes Stückchen Spiegelglas aus dem Hause fortgeschafft [109] und schloß auch eben so heimlich an jedem Abend die Kammerthür hinter dem Mädchen zu, damit sie nicht ein Mal herauskommen und sich vor fremden Leuten sehen lassen könne. Den harmlosen Spaß,

sich für sich selbst ein wenig zu putzen, dachte sie, kann ich ihr wohl lassen – dabei läuft sie ja keine Gefahr.  
Ach! die Gefahr war näher, als die sorglose Mutter meinte.  
Florprinzeßchen wurde es gar bald müde, ihr Prachtkleid nur im engen dunklen Kämmerlein anzuziehen.

[...]

»Der Vater schaut nur in seinen Kessel, wenn er Leim siedet, und die Mutter nickt am Mittag, wo sie von der Arbeit müde ist, manchmal am Spinnrade ein. Das will ich mir zu Nutz' machen und am hellen lichten Tage ein paar Mal im Garten auf und nieder gehen; es kennt mich sicher Niemand in dem prächtigen Kleide!«

Gesagt, gethan. Ein Mal, da die Mutter eben wieder ihr kurzes Nachmittagsschlafchen machte, und der Vater aus allerhand Lederabgängen Leim sud, warf Florprinzeßchen geschwind das Feengewand über und ging hinaus in den Garten, in dem kein Gras und kein Strauch war, wo aber die Netze mit dem Leim eben auch [110] nicht an der Luft lagen. Zwar ging Niemand, der sie gesehen und bewundert hätte, vorüber, aber die Vögel, die über den Garten hinflögeln, sangen und zwitscherten alle: »Schön, o wie schön!« wenigstens glaubte Florprinzeßchen das zu verstehen, und als ein Goldlaufkäfer auf dem festgetretenen Lehmboden vor ihr hinlief, lachte sie vergnügt: »Der schämt sich seines grüngoldenen Kleides neben dem meinen!«

»Juchhe!« rief plötzlich eine helle Stimme ganz in der Höhe. Es war ein kleiner rußiger Schornsteinfegerjunge, der auf dem Rande einer Feueresse saß und seinen Besen wie eine Fahne schwang. Er meinte zwar damit den goldenen Sonnenschein und die frische Luft, die ihm da oben um die Nase wehte; aber Florprinzeßchen dachte, das könne nur ihr allein gelten, und sie brannte vor Verlangen, auch ein Mal mit eigenen Augen zu sehen, wie schön sie sei.

[...]

[111] »So schön bin ich also!« rief sie triumphirend – »und sollte mich niemals selbst zu sehen bekommen? Das wäre

doch zu schade! Aber es braucht ja nicht gerade ein Spiegel zu sein, in dem ich mich begucke, das Wasser da drüben thut's auch, daran hat die schöne Fee wohl gar nicht gedacht. Glaub's überhaupt nicht, daß es mir Etwas schaden kann; sie wollte mir's nur nicht gönnen, daß ich die Freude hätte, zu sehen, wie ich am Ende gar schöner bin, als sie selbst. Wie thörlich bin ich gewesen, daß ich so lange gewartet habe!« Und mit raschen Schritten ging sie zu dem Flusse hin, der breit und klar hinter dem Garten hinlief.

Aber da rief drinnen im Hause die Mutter wieder so laut, so ängstlich nach ihr, daß sie – nur noch wenige Schritte vom Wasser entfernt – wieder umkehren mußte, denn es war doch noch ein kleiner Rest von Gehorsam in ihr. Hinter der Thür warf sie das schöne Kleid ab und versteckte es hinter der Wassertonne, bis sie die Mutter wieder beruhigt hätte. Trotzig trat sie vor sie hin und sagte: »Was rufst Du mich denn schon wieder? ich bin ja hier!«

Die Mutter rieb sich die Augen. »Hab' ich gerufen?« fragte sie, noch halb im Schlaf. »Ja, es mag wohl sein, aber mir träumte auch so sonderbar. Du fielst in's Wasser, und da – ja da – rief ich –«

Unter diesen Worten schlief sie schon wieder ein, hielt aber die Tochter am Rocke fest, wohl ohne es selbst recht zu wissen.

»Ja, halte Du nur!« lachte das Florprinzeßchen, schlüpfte behutsam und leise aus dem Rocke hinaus und schlich sich hin, wo das Kleid lag. Eins, zwei, drei, hatte sie es übergeworfen und lief nun unaufhaltsam an das Wasser.

[112] »O, wie schön!« sangen die Vögel. »Juchhe!« sang der kleine Schornsteinfeger. – »Kuckuk, Kuckuk!« klang es neugierig vom Walde herüber. »Ja, ich will mich schon selbst angucken«, rief Florprinzeßchen und ging rasch vorwärts. Am Flusse stand eine alte, halb vermorschte Weide, deren Holz in dunkler Nacht ganz wunderlich leuchtete, so daß sich Florprinzeßchen früher oft davor gefürchtet hatte. Auf diesem Weidenbaum saß groß und breit eine häßliche alte Eule und sträubte das Gefieder. Anfänglich erschrak Flor-



prinzeßchen vor ihr; aber ihr nächster Gedanke war: wie schade, daß der Vogel bei Tage blind ist! der sieht nun Nichts von meinem prächtigen Feenkleide.

Jetzt stand das Mädchen am Ufer; sie bog sich über das Wasser – »o, wie schön!« riefen die Vögel; »Juchhe!« jauchzte der rußige kleine Schornsteinfeger.

Einen Augenblick lang staunte Florprinzeßchen ihre eigene Schönheit an, aber nur einen Augenblick; – da schlugten die großen schwarzen Flügel der häßlichen Eule um ihren Kopf. Sie schwankte, griff mit den Händen in die Luft, um sich zu erhalten, und stürzte dann, mit dem Kopfe zuerst, in das Wasser.

»Mein Kind, wo ist mein Kind?« hörte man jetzt die Mutter im Hause rufen, und bald darauf stürzte sie mit angsthaft gerungenen Händen aus der Thür. »Mein Kind, mein liebes Kind! wer hilft mir mein Kind retten?«

Aber Nichts war von Florprinzeßchen zu hören und zu sehen. Nur ein kleines, leicht geflügeltes Insekt, in den prächtigsten blauen und goldgrünen Farben schillernd, mit Flügeln vom feinsten Seidenflor, schwebte zitternd über dem Wasser hin und her. Das war die arme kleine Florprinzessin; denn die häßliche, alte Eule, der mächtigste Zauberer des Landes, hatte sie zur Strafe für ihre maßlose Eitelkeit in eine Libelle oder Wasserjungfer verwandelt.

[113] Indeß auch die allzu schwache Mutter entging der Strafe nicht, weil sie nur gewarnt, nicht auch zur rechten Zeit gestraft hatte. Nun mußte sie ihr ganzes Leben hindurch warnen. Als Bachstelze lief sie ruhelos am Wasser hin und her, wippte ängstlich mit dem Schwanz auf und nieder, als ob sie ein Signal aufstecken wolle, damit ein Jeder aufmerke, daß Wasser in der Nähe sei, und keine Mutter ihre Kleinen von der Hand lasse.

Das ist das Ende von Florprinzeßchens Geschichte. Und wenn Ihr draußen die grünoldenen Libellen seht, mit den metallisch glänzenden Florflügeln, so denkt daran, Ihr Goldkinder, was ich Euch von dem armen kleinen Dinge erzählt habe, und spiegelt Euch daran.



*Die Brautschmückung*

## Felicia.

Fragmente aus dem Leben eines jungen Mädchens.

*Für die reisere weibliche Jugend*

von

*X. Stein.*

*Zweiter Theil.*

*Mit 8 colorirten Bildern vom Prof. Hosemann.*

Berlin.

*Windelmann und Söhne.*

A. STEIN

*Felicia. Zweiter Theil*

1862

[1]

*Felicia an ihre Großmutter.*

31. December.

Meine liebste Großmama, noch einen Gruß von Deiner Felicia am letzten Tage des Jahres. Nimmer habe ich Dich so entbehrt als eben in diesen Tagen, und doch vielleicht ist es gut, daß ich Alles, still überlegend, mit mir selber abgemacht habe. Wie überraschend kann ein unerwartetes Geschick über einen Menschen kommen, und wie wunderbar besteht er oft in solcher Prüfung. O liebe Großmama, ich glaube, es ist nicht gut, so plötzlich, so unvorbereitet vor einer Entscheidung zu stehen, welche viel Glück und viel Leid bringen kann. Ich war so ahnungslos, hatte nichts beachtet, nichts für möglich gehalten, und stand plötzlich an einem Wendepunkte meines Lebens, und sollte über fremdes und eigenes Glück bestimmen. Erschüttert, betäubt, halb überredet, halb überzeugt, daß einwilligen der rechte Weg zum Glück sei, beschloß ich, ohne jugendliche Zuneigung, aber mit Deinem [2] Segen, Reischecks Frau werden zu wollen. Hättest Du das früher für möglich gehalten? – ich nicht. –

Du weißt, daß dieser Antrag nicht der erste ist, der mir ward, und daß mir früher, dem Aeußerlichen nach, mehr geboten ward; Du weißt, daß ich nicht heirathe, um zu heirathen, o nein, das gewiß nicht. Die Erinnerung an Elgen hat mich wohl auch bestimmt, ich kann doch nicht hier gefallen und dort gefallen, und Erwiedern dabei empfinden, das geht doch nicht. Besser ist es, sich der Leitung und dem Herzen eines ernsten und sehr guten Mannes für das ganze Leben anvertrauen und zu thun, was man vermag, ihn zu beglücken. Das

ist eine ehrenhafte Aufgabe, und ich weiß jetzt, daß ich Gott zu danken habe, daß sie mir ward.

Wie wunderlich seltsam ist aber Alles in diesem Verhältniß; ein Antrag in zwei Worten, eine Abreise, um die ich nicht wußte, und »Bis auf Wiedersehen« der ganze Abschied. Wo ist er? Wohin? Nach Würtemberg, heißt es, zu seinen Verwandten. Das ist freilich ein Königreich, aber es läßt sich durchfliegen und durchforschen, wenn man weiß, wo man zu suchen hat. Das weiß ich nicht, und das finde ich eigentlich empörend. Mit dem ersten Worte, welches er mir sagte, bekam ich ein Recht auf ihn, er durfte so nicht gehen. »Bis auf Wiedersehen.« Großmama, wenn ich daran denke, kann ich in Zorn gerathen, denn ich weiß es jetzt ganz entschieden, er hätte mir schreiben müssen vor [3] seiner Abreise. Felicia ist leicht aufzufinden, die ist in Herrmansthal, aber wo ist Herr Reischeck? –

Dir will ich ihn doch beschreiben, damit Du ihn erkennst, wenn er zu Dir kommt. Groß, dunkel, mit ernsten, aber wohlthuenden Augen, mit einem Munde, der in Freundlichkeit sehr angenehm ist. Wenn er den Hut und das schlanke Bambusrohr ablegt, von dem er unzertrennlich ist, wird ein Gefühl von Gemüthlichkeit über Dich kommen. Diese Wahrnehmung hat viel zu meiner Entscheidung beigetragen; o, es ist schön, wenn ein Mensch uns Frieden und Ruhe bringt, da gilt kein Schein; um das zu können, muß Beides in ihm sein.

Wie man wieder und wieder in den allerdicksten Nebel hineinschaut, den gleichwohl kein Blick zu durchdringen vermag, so, Du geliebte Großmama, sehe ich auf die verflossenen Festtage zurück, und suche mich und finde mich nicht. Bin ich es, die zu Anfang gar nicht mit Schmerz daran dachte, daß ich Herrmansthal, daß ich alle die lieben Menschen verlassen werde, denen ich doch Etwas sein konnte, die zu mir kamen in Freude und Noth, denen ich ab und zu helfen, zuweilen auch Rath ertheilen konnte – bin ich es? und war das Gleichgültigkeit, Egoismus oder Lähmung aller Geistes-

kräfte? Ach, aber durch solche Interimszustände ist nichts gewonnen; das Rechte und Wahre bricht sich immer Bahn; jetzt bin ich traurig durch das Gedenken an den vielleicht nahen Abschied; traurig, daß ich mich nicht mehr werde [4] dankbar beweisen können für alle Liebe, die mir geworden ist. Wäre man jeden Tag dankbar, so sehr als man dies zu sein vermag, dann wäre die Schuld mehr abgetragen, so weit das möglich ist, und stände nicht mehr mit großen Ziffern im Buche des Lebens. Unwillkürlich gedenke ich der Worte des alten ritterlichen Dichters:

Eines froh umfassen,  
Heißt auch zugleich,  
Das Andere trüb' verlassen.

[...]

[7]

[...]

[16] So weit hatte ich geschrieben, während Tante Lule schlief, da ward plötzlich Herr Reischeck gemeldet. Jetzt ist es gegen elf Uhr, und ich schreibe lieber nicht, meine Großmama, aber ich muß. Als sein Name genannt wurde, durchzuckte es mich, und ich mußte mich einen Augenblick auf den Tisch stützen. Ich ging einige Schritte vor und wollte Herrn Reischeck die Hand entgegenstrecken, was ich so natürlich fand, aber etwas Kaltes, Ablehnendes in seinem Blick, hieß mir sie wieder zurück ziehen. Ich bat ihn, sich zu setzen, und er that dies in der Weise, daß ein Platz zwischen uns frei blieb. Mich bestrebend, heiter und freundlich zu sein, sagte ich: »Gewiß bringen Sie mir einen Gruß von meiner Großmama.« »Nein, Fräulein Licie, zu einer solchen Einkehr hatte ich nicht die allergeringste Berechtigung.« Innerlich seufzend und eine Quälerei voraussehend, erwiederte ich freundlich, daß ich mich sehr nach recht ausführlichen Nachrichten gesehnt und darauf gehofft habe. »Wenn dieser Wunsch so lebhaft ist, sollten Sie eine [17] so

Den 1. Januar

kleine Reise nicht scheuen, und sich durch den Augenschein von Allem überzeugen.«

Ich schwieg innerlich verletzt, und traf die ersten Vorbereitungen für den Kaffee. Diese Hinweisung darauf, daß wir nicht lange mehr allein bleiben würden, schien Herr Reischeck aus tiefem Sinn zu erwecken. »Fräulein Licie, ich habe Sie sehr um Verzeihung dafür zu bitten, daß ich mich am Christabend zum Aussprechen eines Wunsches verleitete, zu welchem nichts mich berechtigte. Nie haben Sie ein freundlicheres Wort, einen freundlicheren Blick für mich gehabt, als Sie beides für alle Menschen haben. Meine Vermessensheit war um so größer, als ich keine fünf und zwanzig Jahre zähle, (diese Hindeutung auf Herrn Elgen ging nicht verloren), ich bin zehn Jahre älter, und habe in der Weise gar keine Entschuldigung. Meine ganze Lebensstellung liegt noch zu unklar vor mir, kaum weiß ich, ob ich so viel Annehmlichkeit zu bieten haben werde, als wohl jeder Mann seiner Frau verschaffen möchte, wenn das in seinen Kräften stände. Gewiß darf ich annehmen, (und bei den folgenden Worten traf sein Auge mich fest und scharf forschend), daß mein Antrag eine Sache zwischen Ihnen und mir geblieben ist, und für den Fall darf ich Sie bitten, ihn als nicht geschenkt zu betrachten.«

Großmama, war das nicht fast zu viel? Das Herz schlug mir so, daß mir im ersten Augenblick der Atem fehlte, [18] dann sagte ich sanft: »Sie haben gefragt, aber meine Antwort nicht abgewartet.«

»O, die Antwort ist mir geworden; ich erhielt sie durch das Erschrecken, welches Sie bei meinem Antrage fast zu Boden warf; erhielt sie, als beim Abschiede kein milder Blick, kein Lächeln mir Muth auf den Weg gab. – Sie verdienen glücklicher zu werden, als man dies werden kann, wenn man seine Hand, und mit derselben nicht auch sein Herz zu geben vermag.«

Diese letzten Worte bewegten mich tief. »Ich war sehr ernst und erschüttert, aber unfreundlich habe ich nicht sein wollen.

Meine Gedanken sind Ihnen mit Theilnahme gefolgt, aber Alles kam überstürzend über mich, auch der Abschied, auch die Reise, von der ich keine Ahnung hatte. Schonend bin ich nicht behandelt.«

»O, ich hätte eher sterben, als Sie betrüben wollen, aber ich täusche mich nicht, und weiß woran ich bin, und werde es tragen.«

Das *werde*, ward stark betont, und in dem Augenblick trat Tante Lule mit dem Kuchenteller ein, der ihrer Hand, bei Herrn Reischecks Anblick, fast entglitten wäre. [...] [19] O, Großmama, wie geschieht doch so gar häufig im Leben, was man nicht wünscht. Dies Zusammentreffen konnte kein glückliches sein. Tante Lule kam jetzt wieder in [20] ihr Fahrwasser und that unzählige Fragen, ob Herr Reischeck den Freund auf seinem Gute besucht, ob dies groß, schön gelegen, einträglich, und ich weiß nicht mehr, was Alles sei, endlich aber, ob der Besitzer recht guter Dinge sei? – »So außerordentlich fröhlich pflegt man selten zu sein, nachdem man sich kürzlich von dem Glücke seines Lebens getrennt.« Tante Lule machte große Augen, und Herr Reischeck setzte rasch und mildernd hinzu, der Abstand sei zu groß, Elgen habe sich hier in dem belebten Kreise sehr glücklich gefühlt, und befände sich jetzt auf seinem Gute ganz einsam und allein.

Neue Aufregung für Tante Lule; Elgen geschähe ganz recht, weshalb lebe er allein, weshalb heirathe er nicht, aber da sei nie Eine für ein so großes Glück gut genug, und das Ende vom Liede sei: ein fataler, alter Hagestolz.

Reischeck lachte, meinend, mit fünfundzwanzig Jahren sei bis zum unleidlichen alten Hagestolz noch ein weiter Schritt. Uebrigens heirathe es sich nicht so leicht, weil es sich dabei um das Glück des ganzen Lebens handle, und vor Allem darum, ob ein rechter Tausch statt fände, und man Herz um Herz bekäme.

Großmama, wie weh, o, wie weh, that mir diese ganze Unterredung, und wie fühlte ich mich schmerzlich getroffen,

wo ich mich am unverletzlichsten gehalten. Herabgewürdigt erschien ich mir, ich hatte ein lebhaftes Interesse für Elgen gehabt, hatte Thränen um ihn vergossen, war mit Kampf standhaft geblieben, und – dachte nach so kurzer Zeit daran, [21] einen Anderen heirathen zu wollen. – Das ist Alles wahr, wenn auch grau in grau gemalt; ich hätte Reischeck meine Hand zusagen können, denn mein Herz, voll Achtung für ihn, würde ihm bald ganz angehört haben, wie so die Zuneigung einer guten Frau stets im Zunehmen begriffen ist. Seine Auffassung und die meinige dazu, zogen eine eherne Schranke zwischen uns; jetzt waren wir ganz getrennt, und ich fühlte mich gedemüthigt und in meinem weiblichen Ansehen gekränkt. Reischeck stand auf, um sich zu verabschieden; Tante Lule gab ihm wohlwollend ihre zitternde Hand. Als er mir näher trat, regte sich der ganze, ich möchte sagen, edle Stolz eines Mädchens in mir; ich gab ihm die Hand und sagte fest, ihm offen ansehend: »Leben Sie wohl.« Eine heftige Bewegung glitt über seine Züge, aber er wendete sich rasch ab und ging.

[...]

[24] Als ich mich später in meinem Zimmer befand, trat Cora zu mir ein; das war Wohlthat, denn ich fühlte es, auf die Kraft, die süße Innigkeit und die gesunde Vernunft dieses jungen Kindes würde ich mich stützen können. Ihr theilte ich Alles mit; sie hörte still zu ohne Unterbrechung, was so wohlthuend war. Nachdem ich geendet, schwieg sie eine Weile und sagte dann: »Wir kommen nicht so leicht durch's Leben, meine Licie, und müssen überall Lehrgeld geben, und ich denke mir, Du hast zu Deinem wahren Glück durch diese Traufe müssen. Hättest Du in diesem Augenblick Deine Hand zugesagt, wäre doch viel Vorbehalt geblieben. Du hättest durch das ungleiche Verhältniß der Neigung in Deinem Sinn über ihn gestanden und das, denke ich, hast Du nicht gesollt. Vielleicht kommt noch einmal eine Zeit, wo Du ihm gleich stehst, und das wird wohl die rechte sein für Dich und ihn, wenn diese Verbindung noch jemals zu Stande kommt.

Billigen kann ich Reischeck's Verhalten nicht ganz, aber ich kann es eben so wenig mißbilligen. Er leidet mehr als Du, das ist wenigstens zuverlässig, denn er liebt Dich, während er Dir gleichgültig ist.« »Nein, Cora, gleichgültig ist er mir nicht; über gleichgültige Menschen denkt man nicht nach, und über Reischeck habe ich oftmals nachgedacht, über seinen festen, ernsten Charakter, der doch mit glücklicher Heiterkeit gemischt ist, über die Gemüthlichkeit, welche er bringen kann, über sein Benehmen, welches überall hinpaßt. Beachtet habe ich das Alles mit [25] Anerkennung, aber ohne den geringsten Rückblick auf mich. Ich werde doch nicht wie ein Kind die Hände überall hin ausstrecken, wo ich Schönes und Gutes sehe. Andere müssen es mir sehr nahe legen, bevor es mir in den Sinn kommt, in Beziehung auf sie an mich zu denken. Vielleicht auch war ich zu sehr abgezogen, das kann sein, und – keine Schwäche ohne Lehrgeld, wenigstens für uns Mädchen nicht. Reischeck's Schmerz liegt mir schwer auf der Seele; ach Gott, habe ich ihn denn verschuldet? Jetzt kann ich nichts thun, als mich ganz ruhig verhalten und uns als getrennt betrachten. Ich muß meinen Weg gehen, als ob er ein so entscheidendes Wort niemals gesprochen habe, als ob ich zu ihm stände wie chemals, das ist eine schwere Aufgabe, aber wenn ich sehe, daß er sich tröstet, daß er mich vergessen kann, wird sie leichter werden. Seine Betrübniß macht mich so unbeschreiblich traurig; er wollte fest und kalt sein, aber er litt, und das ist mir nachträglich erst klarer geworden, denn während seiner Anwesenheit war ich abwechselnd überrascht und verletzt, und dachte eben so wenig an mich als an ihn. Jetzt denke ich nur an ihn und bin traurig.« Cora umarmte mich: »Ich bin traurig über Dich, meine Licie, über welche dies Alles so unerwartet gekommen ist, aber eben, weil so unerwartet, sicherlich zu Deinem Heil, in welcher Weise das auch sein mag. Wir müssen wieder frisch in's Leben hinein, und ich will Dir helfen, wo ich vermöge. Den Kopf darfst Du nicht länger hängen lassen, Du mußt [26] gesund sein an Leib und Seele und hast Dir, Reisch-

eck gegenüber, nichts vorzuwerfen. Widerlegen konntest Du seine Einwürfe nicht, denn wo war die Neigung, welche er wollte? Du mußtest schweigen; o wie oft müssen Mädchen das gewiß mit tausend Schmerzen. Sie sehen, daß Einer an ihnen zweifelt, sich um sie grämt und dürfen nicht sagen: O, gräme Dich nicht, ich habe Dich ja lieb. Männer dürfen das, und weil wir es nicht dürfen, muß es wohl so am Besten sein. Wir würden uns wohl auch manchmal irren und einen äußerlich dargelegten Kummer für einen echten und rechten halten. Wir leiden wohl durch die Sitte, aber sie stützt und schützt uns auch.«

Wer mit lebensfrischen, guten Menschen verkehrt, der kommt immer wieder auf den grünen Zweig des Lebens, das heißt, auf den rechten Weg. Nach der langen Unterredung mit Cora fiel ein düsterer Gedanke nach dem andern von meiner Seele ab; tief betrübt es mich, daß ich ohne meine Schuld augenblicklich den Lebensweg eines sehr guten Mannes störend durchkreuzt habe, aber ich darf mich dadurch nicht davon abbringen lassen, treu im Kleinen wie im Großen zu sein. Bei meiner Stellung hier im Hause muß mein Geschick so lange Nebensache bleiben, als ich hier zu wirken befähigt bin. Manches Auge, manches Ohr, manche Hand sind zu mir hingerichtet, ich kann hier wirken, beruhigen, helfen in mancher Weise, und um das ferner zu können, muß ich heitere Ruhe wieder zu erlangen streben.

CLARA CRON

*Magdalenen's Briefe*

1863

[Lehrerin und Erzieherin]

Rüdingshausen, den 6. Januar.

[1]

Die Sonne dieses Tages soll nicht abermals untergehen, theure Agathe, ohne wenigstens den Anfang meines ersten Briefes von hier aus an dich zu beleuchten! das habe ich mir heut früh gelobt und du weißt wohl, ich würde nicht schlafen können in nächster Nacht, wenn so ein Selbstgelöbniß unerfüllt bliebe! Ist doch heut schon der fünfte Tag meines Hierseins, und noch habe ich nicht Zeit gewinnen können, dir, du Liebe, sowie deinen verehrten Angehörigen zu danken für alle Güte, die Ihr mir in den schönen Tagen meines Besuchs in deinem väterlichen Hause erwiesen habt! –

Wirklich, Agathe, wenn ein Uebergang gefunden werden sollte von dem Abschied aus dem gewohnten Leben, aus den Armen der Meinigen in die neue fremde Welt, in die ich eingetreten bin, – er konnte nicht schöner, befriedigender gedacht werden, als ihn deine Freundschaft mir geboten, das Zusammensein mit dir und mit den ausgezeichneten Personen, denen du angehörst. –

[2] Noch tönt mir der einfache Liebeswunsch im Herzen nach, mit dem mich deine Großmutter entließ; Welch' eine herrliche, alte Frau ist sie doch und wie werde ich mich bemühen, ihre gute Meinung von mir zu rechtfertigen, die Versicherungen der Theilnahme und Neigung zu verdienen, welche mir alle die Deinigen auf meinen ernsten Lebensweg mitgegeben haben! – Und Herrn v. Barnstedt, deinem liebenswürdigen Bräutigam, bin ich nicht am wenigsten dankbar, daß er bei seinem unbestreitbaren Recht an dein Lieben, Thun und Denken, doch mir das meinige so bereitwillig las-

sen will, das schöne Recht unserer aus den Kinderjahren mit herübergenommenen Freundschaft, unseres gegenseitigen, unbeschränkten Vertrauens.

Ich gestand ihm, als wir einmal allein mit einander sprachen, daß ich einige Furcht gehegt hätte, er möchte dich, deine Liebe und Theilnahme ausschließlich für sich in Anspruch nehmen und mich aus deinem Herzen verdrängen, aber wie beruhigt und geehrt fühlte ich mich, als er mir antwortete: »Das würde wohl nicht möglich sein, aber ich würde es auch nicht wollen. Ich könnte meinerseits eifersüchtig auf Sie sein, wenn ich nicht hoffte, in Ihren engsten Bund mit aufgenommen zu werden, wenn ich nicht wüßte, daß ein Mann seine Liebe am sichersten dem Mädchenherzen anvertrauen kann, das sich in der Freundschaft bewährt. Meine Agathe gefiel mir gleich, als ich sie zum ersten Mal sah durch ihre schöne Erscheinung und ihr kindliches Wesen, – aber eigentlich interessirt wurde mein Herz erst für sie, als mir Marie von der Wärme und Treue erzählte, mit der sie an Ihnen, an den Gelöbnissen ihrer Freund-[3]schaft festhielt, ungeachtet der Entfernung, der vielen neuen Eindrücke und Bekanntschaften; als sie mir einmal mit selbstvergessenen Eifer eine begeisterte Schilderung von Ihnen und Ihrem Verhältniß zu einander gab, in der sie unbewußt auf's Schärfste den Unterschied hervorhob, der zwischen ächter Freundschaft besteht und jenen oft so leicht geschlossenen Bündnissen junger Damen, wo die Betheiligten zärtliche Worte, Küsse und Händedruck für einander haben, im Herzen aber Neid, Mißgunst, oder doch wenigstens Gleichgültigkeit. Zwischen Ihnen und Agathe herrscht *Wahrheit*, und das ist die beste Grundlage für Freundschaft und Liebe!«

Du wirst mir doch nicht böse sein, meine Agathe, daß ich dir seine Rede so wörtlich wiederholt habe? – Ich höre dich im Geist herzlich lachen über diese Vermuthung, ich sehe dein liebes, glückliches Gesicht von mir zu deinem Verlobten gewendet mit der stummen Frage, ob du etwas zu oft hören könntest, was Er gesagt? Welch' ein anmuthiges Bild habe

ich von Euch Beiden in der Seele und wie muß ich immer wieder denken, was ich stets gedacht, daß du geboren bist zu einem heitern Wege auf der Sonnenseite des Lebens! Wenn ich im Schatten gehe, wenn trübe Stunden für mich kommen, dann schaue ich hinüber in dein helles Dasein, und freue mich gleich, daß es dir so gut geht und daß du mich doch so lieb hast! Die Schicksale können nicht gleich sein! Die ewige Liebe gab von jeher alles Gute für Alle, aber die menschlichen Verhältnisse, so ungleich und oft so traurig, die röhren ja nur von den Menschen selbst her! Ich sage das noch in Bezug auf unser Gespräch am Vorabend meiner Abreise, wo [4] du so bekommst für mich warest. Beruhige dein treues Herz über mein Ergehen, beste Agathe; ich weiß, du bist begierig, davon zu hören, du willst auf's Genaueste meinen Empfang in der fremden Familie und diese selbst beschrieben haben; du verlangtest ausdrücklich, ich sollte dir nichts verschweigen künftig, was mich etwa betrüben könnte, du habest ein Recht auch auf jeden Kummer! Meine gute Agathe, ich verstehe deine Freundschaft wohl! Du denkst, daß ich nicht leicht irgend etwas Betrübendes an die Meinigen schreiben werde, nachdem ich dir erzählt, wie es ihnen ohnehin traurig geht und da willst du mir im Voraus auch eine irdische Stelle sichern, wo ich Bekümmernisse niederlegen kann! Ich werde es nicht vergessen, ich werde dir Alles getreulich berichten und du wirst vielleicht manche Klage, manche Thorheit zu hören bekommen. Für jetzt muß ich abbrechen; die freie Stunde an Nachmittag gewann ich nur, weil das schlechte Wetter meinen regelmäßigen Spaziergang mit den Kindern verbot; sie ist vorüber und heut Abend erst, wenn die Andern zur Ruhe sind, werde ich weiter mit dir plaudern.

[...]

[10] Der Wagen hielt. Ein Diener in Livree half mir aussteigen, eilte dann vor mir eine Freitreppe hinauf durch eine weite Häusflur in ein Vorzimmer, öffnete die Thür eines

andern Zimmers und ließ mich eintreten. – Ich habe stets ein Gefühl des Wohlbehagens, wenn ich in reich und geschmackvoll ausgestattete Zimmer trete; es weht mich etwas darin an, das ich die Poesie des Luxus nennen möchte, mein Auge grüßt alles Schöne, das ihm begegnet, die Harmonie der Formen und der Farben, während die reine, duftige Atmosphäre, der weiche, warme Fußboden dem Gefühl schmeichelth.

Das Alles empfand ich auch, als ich das Zimmer der Baronin Tracht betrat. Die Dame saß auf dem Sopha und las; sie erhob sich, indem sie mich sah und wie fragend meinen Namen nannte; ich bejahete durch eine Verbeugung, während sie schon ausrief: »Mein Gott, Sie sind ja viel zu jung, was hat denn die gute Frau v. Ridberg gedacht!«

Ein sehr herzlicher Empfang, liebe Agathe, hätte mich vielleicht in diesem Augenblick innerlicher Spannung zu sehr gerührt, ein sehr feierlicher mich ängstlich gemacht, aber da mir als Willkommen ein Mangel vor-[11]geworfen wurde, an dem ich wenig schuld bin, so brachte dies die entgegengesetzte Wirkung hervor: ich verlor alle Befangenheit und sagte nur: »Es thut mir sehr leid, gnädige Frau, daß Frau v. Ridberg Ihnen mein Alter nicht angegeben hat!«

»Ja wohl, das ist höchst fatal!« entgegnete sie verdrießlich, »ich hatte mir eine ganz andere Vorstellung von der Erzieherin meiner Kinder gemacht. Meine älteste Tochter ist ein überaus schwer zu behandelnder Charakter und bedarf vor allen Dingen Unterweisung im guten Ton und richtigen Benehmen in Gesellschaft, wie sollen Sie ihr diese geben können, da Sie so jung sind! Wie konnten Sie aber nur diese Stellung annehmen?«

Ich fühlte, daß ich vor Empfindlichkeit erröthete. »Ich habe mich nicht darum beworben, Frau Baronin«, sagte ich sehr langsam, weil ich meine innere Aufregung bemeistern wollte, »Frau v. Ridberg versicherte mir, es sei Ihr dringender Wunsch, nachdem sie Ihnen alle Nachrichten über mich gegeben, mich als Lehrerin für Ihre jüngern Töchter, als

Gesellschafterin, so weit es die Zeit gestatten würde, für Ihre älteste Tochter zu engagiren; ich stellte ihr dagegen meiner Eltern und mein Bedenken vor, daß ich noch zu jung für eine derartige Stellung sei, sie wollte dies aber durchaus als kein Hinderniß anerkennen und verließ sich vielleicht darauf, daß ich ernster bin, als man gewöhnlich mit neunzehn Jahren zu sein pflegt!\*

»Neunzehn Jahr!« rief Frau v. Tracht, »und meine Dora ist siebzehn, wie soll das gehen?«

»Wünschen Sie, daß ich lieber sogleich wieder abreise?« fragte ich, denn ich war noch stehend, in Hut und Mantel. [12] »Nein, das wünscht meine Frau nicht!« erwiederte eine Männerstimme mit wohlwollendem, aber entschiedenem Ton. Ich sah zur Seite und begegnete den treuherzigen Augen eines älteren Herrn, der aus dem offenstehenden Kabinet eingetreten sein mußte, ohne daß ich seinen Schritt auf dem weichen Teppich gehört. Es war der Baron v. Tracht, der mich jetzt freundlich grüßte, indem er sagte: »Seien Sie uns vor allen Dingen erst herzlich willkommen, mein Fräulein! Bleiben Sie zunächst als Gast bei uns, sollte es Ihnen dann hier nicht gefallen, oder die Mühe mit den Kindern Ihre Kräfte übersteigen, so müssen wir Ihnen Freiheit geben, in Ihr elterliches Haus zurückzukehren!«

»Aber legen Sie doch den Mantel ab!« sagte Frau v. Tracht und schellte; ein Mädchen kam, nahm meine Sachen und erhielt den Auftrag, Fräulein Dora zu rufen; sie kehrte jedoch sehr bald mit dem Bescheid zurück: Fräulein Dora wolle nicht herunterkommen, sie habe schreckliches Kopfweh.

»Das arme Kind!« sagte Frau v. Tracht, »sie leidet so oft an Kopfweh!«

»Zu ihren Eltern muß sie dessenungeachtet kommen, wenn sie gerufen wird!« sagte der Baron mit gerunzelter Stirn und schickte sich an, seine Tochter selbst zu holen.

»Wollen Sie mir eine erste Bitte erfüllen, Herr Baron?« sagte ich rasch; »fordern Sie um meinetwillen Ihr Fräulein Tochter

nicht auf, hierher zu kommen, sie würde das Unangenehme des Zwanges sogleich auf mich, als die Ursache übertragen und meine Bekanntschaft mit Widerwillen machen. Vielleicht fürchtet Fräulein Dora [13] eine strenge Gouvernante zu finden und wird angenehm überrascht, wenn sie einer anspruchslosen Gefährtin begegnet, die, wie Sie selbst bestimmt haben, zunächst nur als Gast hier ist!«

Ich hatte mit Offenheit meine Meinung ausgesprochen, aber Herr v. Tracht schien damit zufrieden; mindestens stand er sogleich von seinem Vorhaben ab und erwiederte: »Sie haben Recht und beweisen eben, was ich meiner Frau schon vorhin sagen wollte, daß es nicht immer die Jahre sind, wodurch Kindern am meisten imponirt wird!«

#### CLEMENTINE HELM

#### *Backfischchen's Leiden und Freuden*

1863; 9. Aufl. 1875

[1]

#### *Die Abreise.*

Der Wagen war vorgefahren, Friedrich knallte mit der Peitsche und die Braunen stampften ungeduldig den Fußboden. Noch einmal lag ich Vater und Mutter weinend in den Armen, küßte noch einmal alle meinen lieben Geschwister und reichte dem versammelten Gesinde die Hand zum Abschied; dann drückte ich mich schluchzend in die Ecke des Wagens, beugte mich jedoch sogleich wieder zum Fenster desselben hinaus, um mit dem feuchtgeweinten Taschentuche unzählige Abschiedsgrüße zurück zu winken. Nun fuhr der Wagen durch das Dorf, und aus allen Fenstern, von allen Thüren her tönten freundliche Grüße und Wünsche zu

mir herüber, denn ich kannte ja alle Bewohner dieser friedlich kleinen Bauerhäuser, war allen mehr oder weniger nahe getreten während der glücklichen Kindheitstage, die ich hier in der Heimath verlebte. Und nun sollte ich fort von allem, was meinem Herzen bis jetzt das Liebste gewesen, fort von meinem Vaterhause und von dem schönsten Orte der Welt, meinem lieben Heimathsdorf! Neben mir im Wagen saß eine sanfte, feine Frau von mittleren Jahren, deren mildes Gesicht graue Lökchen umgaben, unter denen zwei kluge dunkle Augen hervorblieben. Sie war es, die mich aus der Heimath hinweg führte nach ihrem stillen Hause [2] in Berlin. Dorthin sollte das junge Backfischchen sie begleiten, um unter ihrem Schutze etwas von Welt und Leben kennen zu lernen. Diese milde Frau hieß Tante Ulrike und war die verwitwete Schwester meines Vaters, verehrt und geliebt von allen die sie kannten.

Sie streichelte sanft meine Hand, die ich in meinem Schmerz in die ihre legte, und sprach so liebe Trostesworte zu mir, daß ich mich bald etwas beruhigte, denn an der Seite einer so lieben Gefährtin war ich gewiß nicht so verlassen, als es mir bisher erscheinen wollte.

Jetzt fuhr der Wagen einem Gehölz zu, das auf der Höhe sich weit hinzog, und noch einen letzten Blick sandte ich zurück nach meinem lieben Dorfe. Der Kirchthurm und die kleinen Bauerhäuser alle blickten mich so freundlich an, die grünen Fensterladen am Giebel unseres Hauses konnte ich noch ganz deutlich erkennen, mir war, als wehte von dort ein weißes Tuch herüber, und wehmüthig erwiderte ich den Gruß. Dann entzogen mir die Bäume neidisch alle weitere Aussicht, und ich hing still meinen Gedanken nach, in denen mich die Tante auch wenig störte.

Nach einigen Stunden waren wir in Magdeburg, von wo die Eisenbahn uns der Residenz zuführen sollte. Hier trennte sich der letzte Bote aus dem Vaterhause von mir, der alte treue Kutscher Friedrich, mit den lieben beiden Brauen, die ich so oft selbst an der Leine gehabt, wenn wir auf das Feld

hinaus fuhren, Getreide oder Heu einzuholen. Tausend, tausend Grüße trug ich ihm noch auf für jeden Einzelnen in Schreibersdorf, immer wieder streichelte ich die Pferde, und gab ihnen noch ihre Leckerbissen, Weißbrod und Zucker, strich zärtlich über die blauen Sitzkissen der lieben weichen Chaise, und verfolgte dann mit Thränen im Auge lange noch die Staubwolke, die hinter dem fortrollenden Wagen dahinzog.

Ein Spaziergang, den ich mit der Tante durch die Stadt und [3] deren Umgebung machte, zog mich endlich von meinen trüben Gedanken etwas ab, und die Fahrt auf der Eisenbahn durch Gegenden, die mir noch fremd waren, zerstreute mich sehr wohlthätig. Die Tante verstand es gar zu gut, die Aufmerksamkeit rege zu erhalten für alles, was an uns vorüberzog, und auch die Reisegesellschaft beschäftigte meine Gedanken vielfältig. Endlich öffnete die Tante sogar eine Schachtel mit allerlei leckern Früchten und Kuchen, die Mama ihr heimlich für mich mitgegeben, und der reiche Inhalt derselben zeigte mir so ganz das liebe, sorgliche Mutterherz, das ihrem Kinde auch in der Ferne noch Freude machen wollte. Ich war wirklich noch Kind genug, um mit diesen köstlichen Leckerbissen meine letzten Thränen hinab zu schlucken, und so hatte meine beste Mama den Zweck erreicht, den sie damit im Sinne gehabt.

Hellen Auges zog ich endlich der großen Stadt entgegen, die sich jetzt vor uns ausbreitete, und mit neugierigen Blicken schaute ich mich in den Straßen um, durch welche wir dann fuhren. Die schönen Häuser und glänzenden Kaufläden erregten meine volle Bewunderung, hohe Statuen sahen hier und da ernst zwischen grünen Bäumen hervor, breite Brücken führten über den Fluß, der die Stadt durchschnitt, und stattliche Kirchen und Paläste blickten stolz und würdig auf mich armes Landmädchen hernieder. Alles verkündete die Hauptstadt, die Residenz eines großen Fürsten.

Endlich hielt der Wagen in einer der breiten Straßen vor einem freundlich aussehenden Hause, das nicht so hoch in

den Himmel hinein ragte als seine Nachbarn, die mir ordentlich das Herz bedrückten durch ihre unzähligen Fenster. Hier in der gewaltig großen Stadt, wo so zahllose Menschen Platz finden wollten, mußte man freilich hoch in die Luft hinein bauen; selbst die Keller der Häuser, in welchen bei uns kein Mensch sich aufhalten möchte, sah ich von unzählig viel Familien bewohnt, und kein Plätzchen [4] schien unbewohnt gelassen. Das hübsche Haus der Tante hatte nur wenig Mitbewohner, und sprach durch sein zierliches sauberes Ansehen von Wohlstand und Behaglichkeit. Ein kleiner schattiger Garten umschloß seine Rückseite; und da an denselben keine Straßen, sondern wieder andere Gärten anstießen, so konnte man beim Blick über diese grünen Bäume ganz vergessen, daß man sich in der geräuschvollen Residenz befand.

Hier also sollte ich nun die nächste Zeit verleben, hier in dem fremden Hause, der fremden Stadt, den neuen Verhältnissen! O wie bang klopfte mir mein Herz, als ich die Stufen der Treppe hinauf stieg, hinter Tante Ulrike und der sauberen Dienerin her, welche sich mit den unzähligen Packeten und Schachteln bepackt hatte, die mich auf der Reise begleiteten. Schüchtern blieb ich an der Thürschwelle des schönen Zimmers stehen, in das wir eintraten, und wagte nicht, meine Sachen abzulegen. Da aber kam Tante Ulrike freundlich auf mich zu, zog mich liebevoll an ihr Herz und sagte: »Nun sei mir willkommen in meinem Hause, mein liebes Kind! Gott gebe, daß du dich wohl und glücklich hier fühlen mögest, und meine Liebe dir die Heimath ersetze!« Mit welcher Innigkeit schmiegte ich mich an die Brust dieser lieben, lieben Tante! O wie allein, wie schrecklich allein und verlassen hätte ich in dieser großen, fremden Stadt dagestanden ohne diese treue, mütterliche Freundin! Aber an ihrer Seite, unter ihrem Schutz konnte ich getrost all dem Neuen und Fremdartigen entgegen gehen, das mich hier erwartete.

Nun führte mich die Tante in ihrer ganzen Wohnung umher, die für eine einzelne Frau sehr groß und geräumig war. Ueberall herrschte die größte Sauberkeit, sowohl in den



Zimmern, als in Küche und Wirtschaftsräumen, alles war reich und gut eingerichtet, überall erkannte man behagliche Fülle, aber nirgends blendende üppige Pracht oder modernen Luxus. Einfach und gediegen, das [5] war der Eindruck, den alles umher auf mich machte, und ebenso war ja auch die ganze Erscheinung der Bewohnerin dieser Räume. Es lag etwas in dem Wesen der Tante, das mir immer wieder geheime Bewunderung erweckte, und doch war durchaus nichts Auffallendes in der Art und Weise dieser stillen, feinen Frau, im Gegentheil, alles erschien so einfach, so natürlich, man hätte meinen sollen, gerade so und nicht anders müsse man auch sprechen, gehen und sich bewegen. Aber das war ja eben das Ausgezeichnete an ihr, nirgends ein Mangel, nirgends etwas, das man anders gewünscht hätte. Damals wußte ich mir nicht Rechenschaft zu geben, worin das Harmonische eigentlich bestand, das sie umgab, jetzt aber weiß ich es, – es war eben die gute Erziehung!

Erst jetzt neben dieser ausgezeichneten Frau fühlte ich mehr und mehr, wie sehr mir armen Landmädchen die feinere Erziehung noch fehlen möchte. Zu Haus auf dem Dorfe, in einfachen Verhältnissen, und mitten unter den vielen kleinen wilden Geschwistern war mir nie dieser Gedanke gekommen. Aber meine liebe Mama, welche durch die vielen Kinder und große Kränklichkeit abgehalten wurde, sich mehr mit meiner Erziehung zu beschäftigen, und die ihre eigene Jugend nur auf dem Dorfe verlebt hatte, fern von den feinen Sitten und Gewohnheiten der Städte, sie wünschte sicher lange schon, daß ihr ältestes Töchterchen in anderen Verhältnissen lernen möchte, was das Vaterhaus ihr nicht bieten konnte. In den stillen, häuslichen Tugenden, mit denen meine geliebte Mutter das Glück ihres Hauses begründete, hatte sie mich mit Sorgfalt und Treue unterwiesen, und nie in meinem Leben kann ich ihr dafür genug danken. Ihre Lehren bildeten die Grundlage alles dessen, was das spätere Leben mir zuführte, und wodurch Herz und Verstand seine fernere Entwicklung erhielt. Daß ich diese weitere Ausbildung aber

nirgends besser finden konnte, als an der Hand unsrer lieben Tante Ulrike, das [6] wußte meine Mama recht wohl, da sie selbst die treffliche, feingebildete Schwägerin so aufrichtig verehrte. Wie gern überließen meine Eltern mich ihr deshalb für einige Zeit, als sie sich erbot, für meine weitere Ausbildung Sorge zu tragen. Welchen treuen, liebevollen Händen ich anvertraut worden, das fühlte ich selbst gar bald.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes aber bei der Tante war ich unaussprechlich bedrückt und unglücklich, denn neben dieser fein gebildeten Frau fühlte ich jeden Augenblick, wie hölzern ich mich bewegte, und meine angeborene Schüchternheit vermehrte die Aengstlichkeit meines Benehmens. Wie ein steifer Perückenstock stand ich an Tantes Seite, und so oft sie mit mir sprach, wurde ich bis unter das Haar hinauf feuerroth und wagte nicht zu antworten, denn ich kam mir gar zu albern und kindisch vor. Die sanfte Freundlichkeit der Tante wirkte aber bald ungemein wohlthätig; meine Schüchternheit schmolz davon wie Schnee vor der Sonne, und ich gewann nach und nach meine kindliche Heiterkeit wieder, trotz aller Fehler und Verstöße, die ich immer von Neuem beginn. Die Tante sagte mir schon am ersten Tage sehr liebevoll, sie werde mich gleich von vorn herein erbarmungslos auf alles aufmerksam machen, was sie anders wünsche, nur müsse ich dabei nicht ungeduldig werden, böse sei es nie gemeint. Natürlich versprach ich dies aus vollem Herzen, und hielt es tapfer und standhaft, so schwer es mir oft genug wurde.

[Eugenie]

[83] Die Tante war nach dem Bahnhofe gefahren, um Eugenie zu empfangen, und ich harrte indessen zu Haus in banger Erwartung hinter meiner dampfenden Kaffeemaschine, in welcher ich für die Reisende den warmen Bewillkommungstrank braute. Da fuhr der Wagen vor, und hinter der Gardine spähend sah ich neben Tante Ulrike eine hohe,

schlanke Gestalt aussteigen, welche in leichten Schritten nach dem Hausflur eilte, die Sorge für all' ihre unzähligen Reiseeffeten einem hübschen, jungen Mädchen überlassend, das sich bis zum Kinn hinauf damit bepackte. Ich eilte den Ankommenden jetzt schnell entgegen und wurde Eugenie durch die Tante als ihre liebe Nichte Margarethe vorgestellt.

»So so, das ist das Backfischchen vom Lande, von dem du mir vorhin erzähltest«, sagte Eugenie leichthin und ließ ihre Blicke flüchtig auf mir ruhen. Dann reichte sie mir im Vorübergehen ihre zierlichen Fingerspitzen, die von zarten grauen Handschuhen bedeckt waren, und sich zu Tante Ulrike wendend fuhr sie schnippisch fort: »Hast du die Absicht, dir ein Mädcheninstitut anzulegen, daß du dir eine junge Dame nach der andern kommen läßt, Tante Ulrike?«

»Ich hoffe, mein Gretchen wird dir eine liebe Schwester werden«, entgegnete die Tante sanft, indem sie die häßlichen Worte Eugeniens nicht beachtete und mir leise mit der Hand über das Haar strich.

Eugenie wandte sich lachend zu mir und sagte: »Nun, ich bin zwar bis jetzt auch ohne Schwester fertig geworden, aber ich hab' nichts dagegen, daß wir gute Freunde werden, Cousinen!« [84] Dabei kam sie rasch auf mich zu, und ehe ich es dachte, drückte sie einen herzlichen Kuß auf meine Lippen. Dann wandte sie sich eben so rasch nach jenem belasteten jungen Mädchen, das jetzt in das Zimmer trat und rief: »Lisette, lege die Sachen nur indessen alle auf die Erde und hole mir zuerst ein Glas Wasser, ich komme um vor Hitze und Durst!«

Aber noch ehe Lisette diese Geschäfte beendet, warf sich ihre Herrin auf einen Stuhl, und indem sie einen Fuß empor streckte rief sie: »Zieh mir diese abominablen Pelzstiefeln von den Beinen, in denen ich aussehe wie ein Lappländer, und gib mir meine leichten Hausschuhe dafür.«

Lisette that wie ihr befohlen, indem sie vor Eugenien niederknierte, und diese ergötzte sich damit, jeden der geschmähesten Pelzstiefeln mit dem Fuße über Lisettens Kopf hinweg

in die entgegengesetzte Ecke zu schleudern, wobei sie kindisch lachte und jubelte.

Ich stand ganz verblüfft neben diesem sonderbaren Wesen, das so ganz anders war, als ich dachte. Hochmuthig und doch dabei herzlich, despatisch und zugleich kindlich, und vor allem so unbegreiflich sicher und ungenirt, als ob sie schon hundert Jahre lang bei Tante Ulrike heimisch sei, es war für mich etwas Unerhörtes. Die Tante schien aber das sonderbare Betragen des neuen Ankömmlings gar nicht zu beachten, denn als sie ihre Sachen abgelegt, setzte sie sich behaglich in die Sophaecke, und sagte heiter: »Nun Gretchen, ich hoffe, du hast uns eine gute Tasse Kaffee bereitet, sie soll uns wohl thun. Eile dich, Eugenie, sonst lasse ich dir gar nichts übrig.«

»Kaffee? Behüte der Himmel, den trinke ich nie!« rief Eugenie, ihren reizenden braunen Lockenkopf schüttelnd und zog ein Paar hellblaue, weich gefütterte Pantöffelchen an ihre wunderniedlichen kleinen Füße. »Kaffee, ein nichtswürdiges Getränk, puh! Verdirbt den Teint und macht Hitzflecke.« [85] »Aber was genießt du denn statt des Kaffee's, Kind?« fragte die Tante.

»Des Morgens Chocolade, Nachmittags gar nichts oder Thee!« entgegnete Eugenie leichthin, indem sie sich in Tantchens behaglichen Lehnsstuhl streckte und mit den hellblauen Füßchen in der Luft auf und nieder wippte.

Ich wurde ganz roth vor Ueberraschung, als Eugenie sich so mir nichts dir nichts in Tantchens Stuhl setzte, von dem mich stets eine heilige Scheu zurückgehalten hatte; aber dergleichen Gefühle durfte ich freilich bei dieser kleinen Prinzessin nicht voraussetzen, ihr schien das Beste eben gut genug für ihre Bedürfnisse. Die Tante ließ sie auch ruhig gewähren und wandte sich zu mir, indem sie mich bat, etwas Thee für Eugenie zurecht zu machen, da dieser ein warmes Getränk gut thun würde. Eugenie sagte nichts dagegen, und so that ich, wie die Tante mir geheißen.

Das junge Mädchen hatte indessen eine kleine Bürste aus der

Tasche gezogen, und putzte damit die fabelhaft langen Fingernägel ihrer zierlichen weißen Hände, ganz als sei sie allein im Zimmer, und achtete gar nicht mehr auf ihre Umgebung. Dann sprang sie vom Stuhle auf, ringelte ihre braunen Locken vor dem Spiegel und ging bald im Zimmer, bald in Tantchen's Boudoir umher, indem sie alle Bilder, Kunstwerke, Bücher und dergleichen Sachen flüchtig betrachtete.

»Wie himmlisch altmodisch alles bei dir ist, Tantchen!« rief sie dann lachend. »Den alten Plunder hätte Mama längst zum Trödler geschickt. Wir hatten alle paar Jahr unsere neue Einrichtung.«

Ich erstarre ordentlich über Eugeniens Reden. Diese schönen, gediegenen, kostbaren Meubles und geschmackvollen Einrichtungen nannte sie alten Plunder! Hier, wo ich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes mich kaum zu bewegen wagte vor Hochachtung gegen die kostbaren Dinge, die mich umgaben, hier hörte ich dieselben [86] Gegenstände als altmodischen Trödel verachten! Das war denn doch zu arg, und angstvoll blickte ich zu der Tante hin, um zu erfahren, was sie dazu sagte.

Sie erröthete leicht und biß sich auf die Lippen. Dann aber sprach sie gelassen: »An diesen alten Meubles hängt der Zauber schöner Erinnerungen, Eugenie. Sie waren Zeugen meiner glücklichsten Tage und sind mit mir alt geworden. Ich möchte kein Stück davon missen oder gegen etwas Neues vertauschen, denn sie sind alle mit mir und meinem Geschick verwachsen. Wer stets neue Umgebung liebt, der denkt entweder nicht gern an die vergangenen Tage, oder hat einen weltlichen, unruhigen Sinn, für den nur das Neue Reiz und Werth besitzt.«

Eugenie sah mit wunderlicher Miene nach der Sprechenden, halb war ihr lächerlich, halb ernsthaft zu Sinne. »Was du für hübsche Gedanken hast, Tantchen«, sagte sie unbefangen. »Sie passen prächtig zu den alten Meubles, sie sind eben so ehrwürdig und altmodisch wie diese. Aber du hast Recht! Was du da sagtest, gefällt mir; es war mir noch nie eingefallen.«

»Du hast wahrscheinlich an gar vieles noch nicht gedacht, Kind, was wahr und gut ist«, sagte die Tante sanft. »Ich hoffe, das wird nun kommen.«

Eugenie setzte sich still und etwas empfindlich wieder in ihren Stuhl, und ich brachte ihr eine Tasse Thee.

»Ich mag keinen Thee, mir ist heiß genug!« sagte sie verdrißlich und schob die Tasse unsanft zurück, so daß der Thee auf mein Kleid floß. Ich wandte mich schnell ab, denn ich ärgerte mich unbeschreiblich über das launische Mädchen, die Tante aber sagte sehr bestimmt, obwohl ruhig:

»Du wirst jetzt diese Tasse Thee trinken, Eugenie; denn erstens thut er dir nach der Reise gut, und zweitens ist er so eben von [87] Gretchen für dich bereitet worden. Du hättest ihr die Mühe sparen können, wenn du vorher wußtest, daß du keinen trinken wolltest.«

Eugenie fuhr verwundert ein wenig vom Sitz auf und wurde dunkelroth. Sie saß ein Weilchen noch wie ein trotzig Kind in ihrem Stuhle und beguckte ihre weißen Fingernägel, dann richtete sie sich plötzlich rasch empor, zog die Thetasse heran, that Sahne und Zucker hinein, trank den Thee in einem Zuge aus und schob mir die leere Tasse hin. »Noch eine, Gretchen!« sagte sie gebieterisch. Ich goß ein, und nun trank sie die zweite Tasse eben so schnell hinunter, indem sie mir abermals die leere Tasse hinschob und »noch eine!« rief.

Ich sah die Tante fragend an, denn offenbar war Eugenie trotzig und wollte die Tante reizen. Diese aber sagte ganz ruhig: »Nein Gretchen, gieße keinen Thee weiter ein, Eugenie würde sich schaden.«

Meine eigensinnige Cousine sagte nichts, saß aber bitterböse im Lehnstuhl und trommelte mit den hellblauen Pantoffelchen auf dem Teppich.

»Gretchen!« rief sie endlich, den Kopf zurück werfend, »bist du hier auch im Correctionshause?«

»Aber Eugenie!« sagte ich bebend; weiter war ich keines Wortes mächtig.

Eugenie erwartete auch gar keine Antwort, sondern schnippte mit den Fingern in der Luft und fing an ein Liedchen zu trällern. Die Tante ging still nach ihrem Boudoir und machte die Thür hinter sich zu, und wir Beiden waren nun allein. Mir waren die Thränen in das Auge getreten, denn offenbar hatte die böse Eugenie Tante Ulriken weh gethan, und vorwurfsvoll sagte ich deshalb:

»Aber liebe Eugenie, wie konntest du die Tante so kränken!«

Eugenie trällerte weiter und gab mir keine Antwort.

»Du glaubst gar nicht, wie gut die Tante ist, liebe Cousine. Du solltest wirklich artiger gegen sie sein, sie verdient so sehr deine [88] Liebe und Achtung!« fuhr ich wärmer werdend fort. »Du kennst sie gewiß noch nicht; aber ich bin schon so lange hier, daß ich ihren großen Werth und ihre hohen Verdienste unendlich lieben und schätzen gelernt habe. Sie meint es so gut mit jedermann!«

Jetzt wurde ich von einem gewaltsamen Gähnen unterbrochen, welches Eugenie hervorstieß, indem sie sich beide Ohren zuhielt.

»Du himmlische Güte, seid ihr hier langweilige Philister!« rief sie sich im Stuhle zurück werfend. »O sancta simplicitas, wie wird's mir armen Heidin unter diesen Heiligen ergehen!«

Sie machte ein so komisches Gesicht, und sah so schelmisch dabei aus, daß ich mir trotz meiner ernsten Stimmung das Lachen verbeißen mußte.

»Sage mal, du kleiner Vernunftkasten, wie alt bist du denn eigentlich, daß du dir heraus nimmst, mir gute Lehren zu geben?« fuhr Eugenie dann fort, indem sie mich mit Semmelkrümchen warf. »Bist du denn schon aus dem dummen Vierteljahr heraus? Du scheinst mir eigentlich noch ein Backfischchen zu sein. Zählst du schon vierzehn Jahre und sieben Wochen?«

»O ja, die liegen glücklich hinter mir, wenn auch noch nicht

lange«, sagte ich lächelnd und warf ihr die Semmelkrümen wieder in das Gesicht.

»Wie kannst du dich aber ›Gretchen‹ nennen lassen!« sprach Eugenie weiter. »Das klingt wie lauter Idylle, und die kann ich nicht leiden. Ich werde dich Marguerite nennen, oder auch Gänseblümchen, was ja dasselbe bedeutet.«

SOPHIE VERENA

*Aus der Pension*

2. Aufl. 1876

[Mädchenfreundschaft im Pensionat]

[21] Denke Dir, Nina, welche seltsame Mode hier herrscht, man wählt sich keine Freundin, sondern *man verheirathet sich!* Zwei junge Mädchen, die sich besonders gern mögen, werden *Mann und Frau*. Ich verstand gar nicht, was Fanny Scharf meinte, als sie mit der Frage »herausplatzte«, ob ich ihr kleines Weibchen sein wolle? Wie sie über meine Verwunderung lachte! aber das ist nichts Neues, denn Fanny lacht immer; und als ich sie bat, mir zu sagen, was sie von mir wolle, nannte sie mich ihre »liebe Einfalt«, so daß ich beschloß, mir selbst Aufklärung zu verschaffen. Ich bin überzeugt, meine hübsche Nina würde die Bedeutung niemals herausfinden, und so muß ich ihr wohl Alles erklären.

Gleich, nachdem wir unsere Geschenke ausgetauscht hatten (ich gab ihr mein goldenes Medaillon und sie mir einen silbernen Fingerhut – *der aber entsetzlich ver-[22]bogen war*), verlangte Fanny meine Börse, indem sie sagte, daß »die Männer immer das Geld in Verwahrung hätten, daß ich aber,

wenn ich es bedürfe, etwas haben könne; so würde es stets in der Ehe gehalten, dieser Gebrauch sei über die ganze Erde verbreitet.“ Dann mußte ich ihr natürlich alle meine Geheimnisse mittheilen, weil es kein vollkommenes Glück in einer Verbindung gäbe, wenn nicht ein unbedingtes Vertrauen zwischen den Gatten bestände; sie werde mir dann späterhin auch allerlei erzählen. So theilte ich ihr mit, daß Du meine Herzensfreundin seist, Nina, aber sie erwiderete, »das wäre nichts«, und ich weiß kaum, wie es kam, aber durch Fragen und Fragen lockte sie Alles heraus über den lieben, lieben A. (ich meine Arthur) und – und – kannst Du es wohl glauben? Fanny hat nicht nur auch einen Anbeter, sondern sie ist wirklich und richtig verlobt mit ihrem Vetter, einem schönen, jungen Seekadetten, welcher jetzt den Gefahren des wilden Oceans trotzt. Sie hat eine Locke seines Haares (schwarz ist's) mit einem blauen Bande umwunden, das in einen ächten Seemanns-Knoten verschlungen ist; sie werden sich heirathen, so bald er Admiral und reich genug ist. Ist sie nicht ein glückliches Mädchen, Nina? Fanny's Necken und Höhnen darüber, daß ich roth werde, wenn ich nur Arthur's theuren Namen nenne, verdroß mich sehr; ich fand es mindestens recht gefühllos. Sie meinte, ich würde die dumme Angewohnheit wohl verlieren, ehe ich einen Monat in der Schule sei; einst wäre sie auch leicht erröthet, damals nämlich, ehe sie soviel Liebeserklärungen erhalten habe! Und dann zeigte sie mir einen reizenden Liebesbrief (ich zitterte wie Espenlaub, als sie [23] ihn mir vorlas); er war von einem ihrer Anbeter, der fast aus Liebe zu ihr starb, nur war er gezwungen worden eine Andere wegen ihres Reichthums zu heirathen. Er ist ein Dichter und außerdem bei der Regierung angestellt; seine Namensunterschrift war mit seinem eigenen Blute geschrieben, doch muß ich sagen, es sah *rother Tinte* bewunderungswürdig ähnlich.

Fanny weiß, daß er für sein ganzes Leben elend ist; als sie ihn das letzte Mal sah, war er vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gekleidet, mit Ausnahme seiner Beinkleider, die



von einem hellen Spinat-Grün waren. Der arme Mensch! wie leid er mir thut! ich kann nicht begreifen, daß Fanny so unbekümmert dabei ist.

Wüßte ich nur den Grund, warum es sie so sehr interessirte – aber sie war so neugierig über Mama und Papa und meine Brüder zu hören, daß ich alle meine Erinnerungen sammeln mußte, um ihr über unsre ganze Häuslichkeit, die Dienerschaft, und wie wir zu leben gewohnt seien, wer zu uns käme, und wen wir besuchten, genügende Auskunft zu ertheilen. Dann zeigte ich ihr mein Schränkchen und meinen Arbeitskasten, und sie nahm Beides unter ihre Obhut, nebst all' meinem feinen Haar-Oel und den Riechfläschchen (natürlich gefüllt), und meinen hübschen Kravattenbändern, Handschuhen, Stickereien; sie bedeutete mich sie wolle sie hüten, *aus Furcht ich könnte sie verlieren*, und erklärte, daß, da sie mein Mann sei, sie mich beschützen und alle meine Streitigkeiten für mich durchfechten würde; dafür müsse ich ihr andererseits in Allem behülflich sein, ihr aufzutreten, ihre Wäsche ausbessern, ihre Locken-Papiere ausbreiten und glätten und ihre Kasten in Ordnung halten. Ich [24] mag ihr Nichts abschlagen, aber ich glaube, ich hätte meine Sachen ebenso gut bewahren können, wie sie es thut.

Wir müssen Alles theilen; da ich ihre Frau bin, sagt sie, so gehöre ihr jede meiner Sachen zu, und sie führt dieses Gesetz mit der allerstrengsten Parteilosigkeit durch, das muß ich bekennen, denn mir ist beinahe nichts geblieben. Gleichzeitig versichert sie mich, daß all' das Ihrige mein eigen sei; aber noch sehe ich nicht, welcher Vortheil mir aus dieser Freigebigkeit, aus diesem Eigenthumsrechte erwachsen soll, denn als ich ihre Kasten untersuchte, fand ich darin nichts Nehmenswerthes, außer einem Paar alter seidener Strümpfe. – Wenn dies ein Vorgeschnack der Ehe ist, liebste Nina, so gedenke ich stets unverheirathet zu bleiben; aber – aber, laß es ja nicht meinen Arthur hören; es würde ihn nur unglücklich machen.

Ein Trost ist mir geblieben, meine Handschuhe (die feinsten

*jouvins*) können meinem dreisten Herrn und Gebieter Fräulein Fanny Scharf nicht von Nutzen sein, denn während ich Nummer 6 habe, bedarf *er* wenigstens 7 ½.

Nun, Nina, wenn mein Gemahl erlauben will, mich etwas von ihm zu wenden, so beabsichtige ich, Dir einen kurzen Ueberblick über die ersten, hervorragendsten Mädchen der Pensions-Anstalt zu geben.

EMMY VON RHODEN

*Der Trotzkopf*

1885

[*In die Pension*]

[3] Ilse biß auf die Unterlippe und trat mit dem Fuße heftig auf die Erde, aber sie sagte nichts. Mit einer schnellen Wendung ging sie zur Thür hinaus und warf dieselbe unsanft hinter sich zu. Oben in ihrem Zimmer ließ sie sich auf einen Stuhl fallen, stützte die Ellbogen auf das Fensterbrett und weinte Thränen des bittersten Unmutes.

»O wie schrecklich ist es jetzt!« stieß sie schluchzend heraus. »Warum hat auch der Papa wieder eine Frau genommen, – es war so viel, viel hübscher, als wir [4] beide allein waren! Alle Tage muß ich lange Reden hören über Sitte und Anstand, und ich will doch keine Dame sein, ich will es nicht – und wenn sie es zehnmal sagt! – –

Als sie mit ihrem Vater noch allein war, führte sie freilich ein ungebundeneres und lustigeres Leben. Niemand hatte ihr Vorschriften zu machen oder durfte ihre dummen Streiche hindern; was sie auch ausführte, es galt alles als unübertrefflich. Das Lernen wurde nur als langweilige Nebensache

betrachtet und die Gouvernanten fügten sich entweder dem Willen ihrer Schülerin oder sie gingen davon. Beklagte sich ja einmal diese oder jene bei dem Vater und hatte derselbe auch wirklich den festen Entschluß gefaßt, ein Machtwort zu sprechen gegen sein unbändiges Kind, er kam nicht dazu, es auszuführen. Sobald er mit ernster Miene ihr gegenüber trat, fiel Ilse ihm um den Hals, nannte ihn ihren »einzigsten, kleinen Papa«, trotzdem er ein sehr großer, kräftiger Mann war, und küßte ihm Mund und Wangen. Versuchte er, ihr ernste Vorstellungen zu machen, hielt sie ihm den Mund zu.

»Ich weiß ja alles, was du mir sagen willst! und ich will mich ganz gewiß bessern!« mit solchen und ähnlichen Worten und Versprechungen tröstete sie den Papa – ach und wie gern ließ er sich also trösten! Er konnte dem Kinde nie ernstlich zürnen, es war sein alles.

Als Ilses Mutter starb, legte sie ihm das kleine hilflose Ding in den Arm. Es hatte die schönen, frohen Augen der früh Geschiedenen geerbt, und blickte sie ihn an, war es ihm, als ob die Gattin, die er so sehr geliebt, ihn anlächle.

[5] Lange Jahre war er einsam geblieben und hatte nur für sein Kind gelebt. Da lernte er seine zweite Frau kennen. Ihr kluges, sanftes Wesen fesselte ihn so, daß er sie heimführte. Frau Anne betrat das Haus ihres Mannes mit dem festen Vorsatze, seinem Kinde die treueste, liebevollste Mutter zu sein und alles aufzubieten, um ihr die früh Verlorene zu ersetzen, indes jede herzliche Annäherung von ihrer Seite scheiterte an Ilses trotzigem Widerstande. Bald ein Jahr waltete sie nun schon als Frau und Stiefmutter und noch immer hatte sie es nicht vermocht, Ilses Liebe zu gewinnen. — — —

Die Gäste blieben zum Abendessen auf Moosdorf, so hieß das große Gut des Oberamtmann Macket. Als der Tisch gedeckt war und alle sich an demselben niedergesetzt hatten, fragte Herr Macket, warum Ilse noch nicht anwesend sei.

Frau Anne erhob sich und zog an der Klingelschnur. Der eintretenden Dienstmagd befahl sie, das Fräulein zu Tisch zu rufen. — — —



Ilse saß noch in derselben Stellung am Fenster. Sie hatte sich eingeschlossen und die Magd mußte erst tüchtig pochen und rufen, bevor sie sich bequeme, die Thür zu öffnen.

»Sie sollen herunterkommen, Fräulein, die gnädige Mama hat es befohlen«, sagte Kathrine und betonte das »sollen« und »befohlen« so recht auffallend.

»Ich soll!« rief Ilse und wandte den Kopf hastig herum, »aber ich will nicht! Sag' das der gnädigen Frau Mama!«

»Ja«, sagte Kathrine, so recht befriedigt von dieser [6] Antwort, denn auch sie war durchaus nicht damit einverstanden gewesen, daß wieder eine Frau in das Haus gekommen war, welche der schönen Freiheit ein Ende mache, »ja, ich werd's bestellen. Gnädiges Fräulein haben ganz recht, das ewige Befehlen, wenn man selbst alt genug ist, ist höchst unpassend, noch dazu wenn fremde Leute dabei sind.«

Und sie ging hinunter in das Speisezimmer und führte wörtlich Ilses Bestellung aus.

Herr Macket blickte seine Frau verlegen an, er wußte gar nicht, was diese Antwort bedeuten sollte. Sie verstand seine stumme Frage, und ohne im geringsten den Unmut merken zu lassen, den sie in ihrem Innern empfand, sagte sie gelassen: »Ilse ist nicht ganz wohl, lieber Mann, sie klagte etwas über Kopfschmerzen. Kathrine hat ihre Bestellung ungeschickt ausgerichtet.«

Alle Anwesenden errieten sofort, daß Frau Anne eine Ausrede mache, nur Herr Macket glaubte, daß es sich in Wahrheit so verhielt.

»Wollen wir nicht lieber einen Boten zum Arzt schicken?« fragte er besorgt.

Die Antwort hierauf gab ihm sein Kind selbst, das heißt, sie bewies ihm, daß ihr kein Finger weh that. Laut jubelnd und lachend trieb sie einen Reif mit einem Stock über den großen Rasenplatz, und der Jagdhund, Tyras, sprang demselben nach, und wenn er mit seinen Pfoten den Reif beinahe erhaschte und ihn doch nicht halten konnte, stieß er ein ärgerliches Geheul aus, worüber Ilse sich totlachen wollte.

Herr Mackets Gesicht verklärte sich ordentlich bei diesem Anblinke. Er stand auf, trat in die offenstehende [7] Flügeltür des Zimmers und eben im Begriffe, Ilse zu rufen, hielt ihn Frau Anne davon zurück.

»Laß sie – ich bitte dich, – lieber Mann«, bat sie, vor Unwillen leicht erröternd, und zu den Gästen gewendet setzte sie hinzu: »Es thut mir leid, nun doch die Wahrheit sagen zu müssen, indes Ilses Benehmen zwingt mich dazu.«

Und sie erzählte so mildernd als möglich den kleinen Vorfall. Es wurde darüber gelacht, ja Herr von Schäffer behauptete, die Kleine habe Temperament und es sei schade, daß sie kein Knabe sei. Seine hochgebildete Frau konnte ihm nicht bestimmen, sie fand das wilde Mädchen geradezu entsetzlich und nannte es auf dem Heimwege ein *ensant terrible*.

Als die Gäste fortgefahren waren, blieb der Prediger noch zurück. Derselbe war ein wohlwollender, nachsichtiger Mann, der Ilse väterlich zugethan war. Er hatte sie getauft und eingesegnet, unter seinen Augen war sie herangewachsen. Seit kurzer Zeit, seitdem die letzte Gouvernante ihren Abschied genommen hatte, leitete er auch ihren Unterricht.

Es trat ein augenblickliches, beinahe peinliches Stillschweigen ein. Ein jeder der drei Anwesenden hatte etwas auf dem Herzen und scheute sich doch, das erste Wort zu sprechen. Herr und Frau Macket saßen am Tische, er rauchend, sie eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt. Prediger Wollert ging im Zimmer auf und ab und sah recht ernst und nachdenklich aus. Endlich blieb er vor dem Oberamtmann stehen.

»Es kann nichts helfen, lieber Freund«, redete er denselben an, »das Wort muß heraus. Es geht nicht [8] mehr so weiter, wir können das unbändige Kind nicht zügeln, es ist uns über den Kopf gewachsen.«

Der Oberamtmann sah den Prediger verwundert an. »Wie meinen Sie das?« fragte er, »ich verstehe Sie nicht.«

»Meine Meinung ist, geradeheraus gesagt, die«, fuhr der erstere fort, »das Kind muß fort von hier, in eine Pension.«

»Ilse? In eine Pension? Aber warum, sie hat doch nichts verbrochen!« rief Herr Macket ganz erschreckt.

»Verbrochen!« widerholte lächelnd der Prediger. »Nein, nein, das hat sie nicht! Aber muß denn ein Kind erst etwas Böses gethan haben, um in ein Institut zu kommen? Es ist doch keine Strafanstalt. Hören Sie mich ruhig an, lieber Freund«, fuhr er besänftigend fort und legte die Hand auf Mackets Schulter, als er sah, daß dieser heftig auffahren wollte. »Sie wissen, wie ich Ilse liebe und wissen auch, daß ich nur das beste für sie im Auge habe; nun wohl, ich habe reiflich überlegt und bin zu dem Resultate gekommen, daß Sie, Ihre Frau und ich nicht Macht genug besitzen, sie zu erziehen. Sie trotzt uns allen dreien, was soll daraus werden? Sie hat soeben ein glänzendes Beispiel ihrer widerspenstigen Natur gegeben.«

Der Oberamtmann trommelte auf dem Tische. »Das war eine Ungezogenheit, die ich bestrafen werde«, sagte er. »Etwas Schlimmes kann ich nicht darin finden. Mein Gott, Ilse ist jung, halb noch ein Kind, und Jugend muß austoben. Weshalb soll man einem übermütiigen Mädchen so strenge Fesseln anlegen und es [9] Knall und Fall in eine Pension bringen? Was ist dabei, wenn es einmal über den Strang schlägt? Verstand kommt nicht vor den Jahren! Was sagst du dazu, Anne«, wandte er sich an seine Frau, »du denkst wie ich, nicht wahr?«

»Ich dachte wie du«, entgegnete Frau Anne, »vor einem Jahre als ich dieses Haus betrat. Heute urteile ich anders, heute muß ich dem Herrn Prediger recht geben. Ilse ist schwer zu erziehen, trotz aller Herzensgüte, die sie besitzt. Ich weiß nichts mit ihr anzufangen, soviel Mühe ich mir auch gebe. Gewöhnlich thut sie das Gegenteil von dem, was ich ihr sage. Bitte ich sie, ihre Aufgaben zu machen, so thut sie entweder, als ob sie mich nicht verstanden hat, oder sie nimmt höchst unwillig ihre Bücher, wirft sie auf den Tisch, setzt sich davor und treibt allerhand Nebendinge. Nach kurzer Zeit erhebt sie sich wieder und fort ist

sie! Da hilft kein gütiges Zureden, keine Strenge, sie will nicht! Frage den Herrn Prediger, wie ungleichmäßig Ilses wissenschaftliche Bildung ist, wie sie zuweilen sogar noch orthographische Fehler macht.«

»Was kommt bei einem Mädchen darauf an«, entgegnete Herr Macket und erhob sich. »Eine Gelehrte soll sie nicht werden; wenn sie einen Brief schreiben kann und das Einmaleins gelernt hat, weiß sie genug.«

Der Prediger lächelte. »Das ist Ihr Ernst nicht, lieber Freund. Oder würde es Ihnen Freude machen, wenn man von Ihrer Tochter sagte, daß sie dumm sei und nichts gelernt habe! Ilse hat gute Anlagen, es fehlt ihr nur der Trieb, die Lust zum Lernen. Beides würde sich einstellen, sobald sie unter junge Mädchen [10] ihres Alters kommt. Das Streben derselben würde ihren Ehrgeiz wecken und ihr bester Lehrmeister sein.«

Die Wahrheit dieser Worte leuchtete Herrn Macket ein, aber die Liebe zu seinem Kinde ließ es ihn nicht laut eingestehen. Der Gedanke, dasselbe von sich zu geben, war ihm furchtbar. Nicht täglich es sehen und hören zu können, – ihm war als ob die Sonne plötzlich aufhören müsse zu scheinen, als solle ihm Licht und Leben genommen werden.

Frau Anne empfand, was in ihres Mannes Herzen vorging, liebevoll trat sie zu ihm und ergriff seine Hand.

»Denke nicht, daß ich hart bin, Richard, wenn ich für den Vorschlag unsres Freundes stimme«, sagte sie. »Ilse steht jetzt auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, noch hat sie Zeit, das Versäumte nachzuholen und ihre unbändige Natur zu zügeln. Geschieht das nicht, so könnte man eines Tages unser Kind als unweiblich bezeichnen, wäre das nicht furchtbar?«

Er hörte kaum was sie sprach. »Ihr wollt sie einsperren«, sagte er erregt, »aber das hält sie nicht aus. Laßt sie erst älter werden, es ist dann immer noch Zeit genug, sie fortzugeben.«

Dagegen protestierten Frau Anne und der Prediger auf das

entschiedenste; sie bewiesen, daß jetzt die höchste Zeit sei, wenn die Pension noch etwas nützen solle.

»Ich wüßte ein Institut in W., das ich für Ilse ausgezeichnet empfehlen könnte«, erklärte der Prediger. »Die Vorsteherin desselben ist mir genau bekannt, sie ist eine vorzügliche Dame. Neben der Pension, die unter ihrer Leitung herrlich gediehen ist, hat sie eine Tagesschule in das Leben gerufen, die sich von Jahr zu Jahr [11] vergrößert hat. Ilse würde den besten Unterricht und die liebenvollste Pflege vereint finden. Und welch ein Vorzug ist nicht die wunderbare Lage dieses Ortes! Die Berge ringsum, die kostbare Luft — — «

»Ja, ja«, unterbrach ihn Herr Macket unruhig und abwehrend, »ich glaube das alles gern! aber laßt mir Zeit, bestürmt mich nicht weiter. Ein so wichtiger Entschluß, selbst wenn er notwendig ist, bedarf der Reife.« —

Er kam schneller als er geglaubt.

Am andern Morgen, es war noch sehr früh, traf der Oberamtmann sein Töchterchen, wie es eben im Begriffe war hinaus auf die Wiese zu reiten, um das Heu mit einzuholen. Ungeniert hatte Fräulein Ilse sich auf eines der Pferde, das vor dem Leiterwagen gespannt war, von dem Kutscher hin-aufheben lassen, derselbe stand auf dem Wagen und hielt die Zügel in der Hand.

»Guten Morgen, Papachen!« rief sie demselben schon von weitem entgegen, »wir wollen auf die Wiese fahren, das Heu muß herein: der Hofmeister sagt, wir bekommen gegen Mittag ein Gewitter. Ich will gleich mit aufladen helfen!«

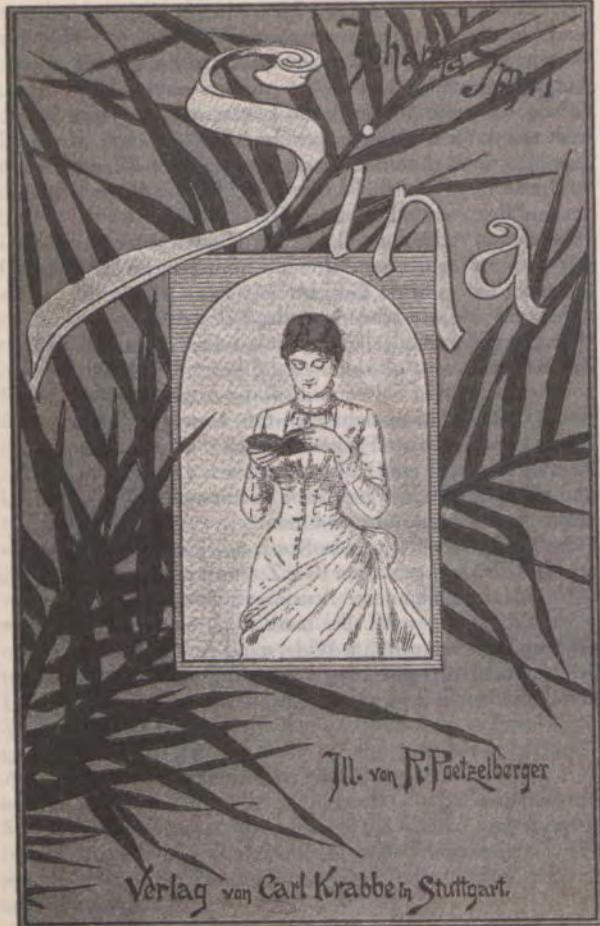
Der Vater hatte heute nicht die unbefangene Freude an dem Wesen seines Kindes, ihm fielen die Worte seiner Frau vom gestrigen Abend ein. Ilse sah wenig weiblich in diesem Augenblicke aus, eher glich sie einem wilden Buben. Wie ein solcher saß sie auf dem Pferde und hatte die Füße an beiden Seiten herunterhängen. Das kurze blaue Kleid deckte dieselben nicht, man sah den plumpen, hohen Lederstiefel und noch ein Stück des bunten Strumpfes. Es war wahrlich kein schöner Anblick.

[12] »Steig' herab, Ilse«, sagte Herr Macket, dicht zu ihr tre-tend, um ihr beim Heruntersteigen behilflich zu sein, »du wirst jetzt nicht auf die Wiese reiten, hörst du, sondern deine Aufgaben machen.«

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß der Vater in so bestimmter Weise zu ihr sprach. Im höchsten Grade verwun-dert blickte sie ihn an, aber sie machte keine Miene, seiner Aufforderung Folge zu leisten. Sie schlug die Arme ineinan-der und fing an herzlich zu lachen.

»Hahahaha! Arbeiten soll ich! Du kleiner, reizender Papa, wie kommst du denn auf diesen komischen Einfall? Mach' nur nicht ein so böses Gesicht! Weißt du, wie du jetzt aus-siehst? Gerade wie Mademoiselle, die letzte, Papa, von den vielen, — wenn sie böse war! Fräulein Ilse, gehen Sie auf Ihr Zimmer *mais tout-de-suite*. Aben Sie mir *compris!* Dabei zog sie die Stirn in Falten und riß die Augen auf — so«, und sie versuchte es nachzuahmen. »Oh, es war zu himmlisch! Adieu Papachen, zum Frühstück komm' ich zurück!« Sie warf ihm noch eine Kußhand zu, lachte ihn schelmisch an und fort ging's im lustigen Trabe hinaus auf die Wiese in den taufrischen Sommermorgen hinein.

Herr Macket schüttelte den Kopf, mit einem Male stiegen ernstliche Bedenken wegen Ilses Zukunft in ihm auf. Er fand den Gedanken, sie in eine Pension zu geben, heute weniger schrecklich, als gestern. Sie hatte ihm soeben den Beweis gegeben, daß sie auch ihm Widerstand entgegensezte. Frei-lich mußte er sich gestehen, daß er durch seine Nachgiebig-keit denselben in ihr groß gezogen hatte.



JOHANNA SPYRI

Sina

1885; 3. Aufl. 1886

[Frauenstudium]

[83] Sina hatte sich ihr erstes Erwachen in der Universitätsstadt anders vorgestellt. Mit größter Lust würde sie zuerst ihr Studierzimmer ordnen und einrichten, dann gleich die Lehrer aufsuchen, bei denen sie ihre Vorstudien zu machen gedachte, und dann fröhlich mit vollen Segeln auf das Meer der Wissenschaft hinauffahren. Nun saß sie da und hatte [84] weder Lust noch Mut, die neue Laufbahn zu beginnen. Es waren dieselben Gedanken, mit denen sie gestern eingeschlafen, die heute seit dem ersten Erwachen ihr wieder nachgingen und alle anderen in den Hintergrund drängten und wie auslöschten. Es wollten auch ganz sonderbare Fragen in ihr aufkommen: Hatte sie sich selbst so täuschen können über ihren Beruf, sogar über ihren eigenen Wunsch und Drang dazu? Es war alles verschwunden davon. Sollte sie lieber gleich umkehren und der Großmutter sagen: »Du hast recht gehabt, helfen und trösten zu können, wo gelitten wird, das ist das Beste im Leben.« Aber umdrehen und alles abgeben, bevor sie nur begonnen hatte, das war doch zu mißlich! Nein, nein, davon konnte keine Rede sein, und dann war sie ja doch auf dem Wege sich anzueignen, was so vielen Trost und Hilfe bringen konnte. Nein, sie wollte mutig und eifrig vorwärts und nicht mehr den Gedanken nachhängen, die sie wie unterjochten und alle Thatkraft in ihr lähmten.

Sina war aufgesprungen. Mit allen Kräften machte sie sich an ihre Arbeit, räumte aus den Koffern in die Schränke, machte sich ihren Schreibtisch zurecht und stellte ihre Bücher auf. Das kleine Schlafstübchen nebenan wurde zugeschlossen und nun war das Zimmer eine regelrechte Studierstube

geworden, was es sein sollte. Nun ging Sina, den jungen Professor aufzusuchen, an den Maries Vater sie empfohlen, damit der Sachkundige sie weise, ihr die Fächer bezeichne, in denen sie sich für die Hochschule vorzubereiten hatte, und ihr die Lehrer nenne, die sie am schnellsten und besten zu ihrem Ziele führen würden. –

Schon waren mehrere Wochen vergangen, seit Sina angekommen war. Mit fieberhaftem Eifer hatte sie sich in ihre Arbeit gestürzt und mit aller ihrer Willenskraft blieb sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend dabei. Sie [85] wollte vorwärts so schnell als möglich und noch etwas wollte sie mit ihrer Arbeit erreichen, die unnützen Gedanken wollte sie damit verscheuchen und niederdrücken, denn sie wirkten hemmend auf sie, da sie immer wieder die Fragen in ihr wachriefen, ob sie auch weitergehen, ob sie nicht eher wieder umkehren sollte? Mit Genuß und Freude an der Arbeit selbst, so wie sie sich's gedacht hatte, war sie nicht bei ihrem Studieren. Sie erzwang sich die Ausdauer, mit der sie von früh bis spät daran blieb, aber nie erwachte sie mit dem Gefühl der Freude, ihre Arbeiten aufzunehmen. Wie konnte ihr nur so alle Freude aus dem Herzen gekommen sein? Sie sagte sich manchmal selbst verwundert, so sei sie doch in ihrem Leben nie gewesen, so matt und unstät, so gleichgültig gegen alles um sie her. Hatte sie denn für nichts und niemand mehr eine rechte Teilnahme? Nur zuweilen stieg wie ein Freudenstrahl in ihr auf, sie wußte nicht, was es war, worauf konnte sie sich denn plötzlich so zum Aufjubeln freuen? Sie suchte danach. Ja, das war es, sie freute sich, daß sie von Professor Clementi eine Nachricht zu erwarten hatte, einen Brief, vielleicht einen Besuch, irgend eine Mitteilung jedenfalls, er hatte es versprochen. Daß sie aber darauf sich so freuen konnte, ärgerte sie wieder, es war doch recht kindisch, sie wollte gar nicht mehr daran denken. Aber der Freudenstrahl schoß unversehens wieder auf. Was ihr auch noch wie Sonnenschein ins Herz fiel und sie hätte froh machen können, wäre nicht

immer ein leiser Vorwurf daneben in ihr aufgestiegen, das waren die Briefe der treuen Großmutter.

Nun die Sache einmal entschieden war, rüttelte die Gute nicht daran herum, sondern schrieb ganz fröhlich und eingehend über alles, was sich daheim zutrug, und ermunterte Sina, in ihrem Lerneifer fortzufahren, damit sie um so schneller ans Ziel komme. Darauf freue die Groß-[86]mutter sich täglich, hieß es immer wieder, und sie bete, daß der liebe Gott alles zu einem guten Ziele führe, was die altväterische Großmutter nicht recht zu begreifen vermöge. Das eine nur wünschte sie, daß Sina nicht ganz vergessen möchte, daß ohne seinen Segen ihr nichts gelingen werde, das sie zu vollbringen gedenke. Auch von der Freundin Marie kamen Briefe, aber sie schrieb nicht so eingehend, wie die Großmutter, man konnte den Worten eine leise Zurückhaltung anfühlen, so wie wenn die Feder vermeiden wollte, etwas zu berühren, das immer wieder nahe lag, besprochen zu werden. Sina ging schweigend in diese Weise ein, berührte nichts, das den gemeinsamen Freund betraf, wandte auch seinen Namen nie an. Sie hoffte, mit der Zeit würde die gute Marie wohl den alten, freien und harmlosen Ton wieder finden.

Legte Sina nach des Tages Arbeit ihre Bücher weg, um einen Gang ins Freie zu machen, so stiegen die zurückgedrängten Gedanken mit doppelter Macht wieder auf und sie hing ihnen wieder nach. Es lag ein unwiderstehlicher Zauber in den Worten, die sie immer wieder hörte, und in dem Blick, den sie so lebendig auf sich gerichtet sah, daß er ihr immer wieder das Herz bewegte. »Er hatte dem Andenken der Mutter gegolten«, – sagte sie sich immer zuletzt – aber sie fühlte ihn doch, als ob er ihr gehörte. »Ob Professor Clementi schreiben, ob er plötzlich einmal bei ihr eintreten würde?« Das war gewöhnlich ihr erster und immer ihr letzter Gedanke des Tages. Den Namen Clementi hatte sie noch nie nennen gehört. Sie sah außerhalb ihrer Unterrichtsstunden niemand, als ihre Hauswirte und diese immer kurze Zeit während der Mahlzeiten, die Sina so rasch als möglich

abthat, um gleich wieder an ihre Beschäftigungen gehen zu können. Zur Arbeit zwang sie ihre fahrenden Gedanken gern zusammen, aber diese Mühe sich auch noch zu [87] geben, um einer Unterhaltung willen, die keine Anziehung für sie hatte, das war ihr zu viel. Sie sagte sich gern dabei, es werde ja den Leuten selbst lieb sein, ihre Zeit ungestört mit einander zubringen zu können, wie sie bisher gethan hatten.

BRIGITTE AUGUSTI

*Die letzten Maltheims*

1888

[55]

*Kämpfe.*

»Schau her, ich biete dir Glanz und Macht,  
Nur opfre mir eins – deinen Glauben!«  
»Fahr hin, Versucher, in ewige Nacht,  
Du sollst mir mein Kleinod nicht rauben.«

Der August war glühend heiß, die Prinzessin und die Gräfin v. Ilsenstein waren für einige Tage nach der Solitude gefahren, um die Frische und Kühle des Waldesschattens aufzusuchen. So war Elisabeth wieder daheim, – aber hier empfand sie erst recht deutlich, welche Veränderung die wenigen Monate über sie gebracht hatten. Zwar streifte sie noch ebenso gern allein durch den Park, sie besuchte treulich die Alten und Kranken im Dorf, aber sie fühlte es in jedem Augenblick, daß sie nicht mehr das harmlose Kind früherer Zeit war. Sie hatte Welt und Menschen kennen gelernt, sie hatte einen Blick in schwierige Verhältnisse gethan, sie hatte erkannt, welche Aufgaben und Kämpfe das Leben auch den Hochgeborenen bringt. So freundlich sie auch mit den

Pastorskindern verkehrte, so spürte sie doch keine Lust mehr, mit ihnen um die Wette zu laufen; sie ließ sich ohne Widerspruch von ihnen »Durchlaucht« nennen und wunderte sich nicht, wenn sie sich ein wenig scheu von der modisch gekleideten Dame zurückzogen. In ihren Augen lag ein tieferer Ernst, und man hörte ihr heiteres Lachen seltener als früher.

Es war gegen Ende des Monats. Der Minister von Maltheim war aus der Stadt zum Besuch herausgekommen und hatte Nachrichten mitgebracht, welche Elisabeth in tiefster Seele erregten. Der preußische Kronprinz hatte auf einer Reise in Begleitung seines Vaters einen Fluchtversuch gemacht, der entdeckt und vereitelt worden war; darüber war der König in furchtbarem Zorn entbrannt, und es hatte eine Reihe schrecklicher Scenen gegeben. Friedrich Wilhelm hatte erst seinen Sohn und später in Berlin seine Tochter Wilhelmine, die er mit dem [56] Bruder im Einverständnis glaubte, in seiner rasenden Wut mit dem Tode bedroht, und nur das entschlossene Dazwischenreten seiner Umgebung hatte beide Gewaltthaten verhindert. Doch waren die Geschwister in strengen Gewahrsam gebracht, Friedrich in Küstrin, Wilhelmine in einem Zimmer des Berliner Schlosses, und in angstvoller Spannung erwartete man, welche Strafe das empörte Rechtsgefühl des Königs, der in dem Sohn einen Deserteur und Hochverräter sah, über diesen verhängen werde.

»Unglückseliger Prinz! so hat er es doch gethan!« rief Elisabeth in schmerzlicher Bewegung. »Aber die Prinzessin ist unschuldig! ich weiß, daß sie dem Kronprinzen das Versprechen abgenommen hatte, im Lager zu Mühlberg nicht an Flucht zu denken. O dieser furchtbare König! er hat durch seine unmenschliche Behandlung den unglücklichen Sohn zur Verzweiflung getrieben – und will nun die Folgen seines eignen Thuns so schrecklich an ihm heimsuchen!«

»Beurteilen Sie Seine Majestät nicht zu hart, Durchlaucht«, erwiderte Maltheim, »er ist ein Herrscher voll der reinsten Absichten, voll strenger Rechtlichkeit, und sein Land hat

allen Grund, ihm dankbar zu sein. Freilich ist sein Blick in mancher Hinsicht beschränkt; für die genialere Natur seines Sohnes fehlt ihm jedes Verständnis, und was sich nicht nach militärischen Regeln drallen und einzwängen läßt, erscheint ihm leicht als Hochverrat. Indessen kann man hoffen, daß die erste Aufwallung seines wilden Jähzornes sich legen und dann eine mildere Auffassung platzgreifen werde.«

Als der Minister sie verlassen hatte, konnte Elisabeth ihre Gedanken von diesem Bericht nicht abwenden; immer stand ihr die Scene im Lustlager, das rauhe Auftreten des Vaters und die Verzweiflung des Sohnes vor Augen, und ihre Phantasie malte sich die schrecklichen Vorgänge auf der Reise und in Berlin in angstvoll greifbarer Wirklichkeit aus. Sie übersah darüber, daß die Gräfin augenscheinlich von ganz anderen Erwägungen in Anspruch genommen war und schon mehrmals versucht hatte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

»Lassen Sie uns für den Kronprinzen das Beste hoffen, Mignonne«, sagte sie endlich, »er steht uns glücklicherweise nicht so nahe, daß wir uns persönlich durch sein Schicksal berührt zu fühlen brauchen. Es giebt Prinzen, die uns unendlich viel näher angehen, und auf einen von diesen möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken, mein Kind.«

»Wen meinen Sie, ma tante?« fragte Elisabeth, indem sie errötzend aufblickte.

[57] »Können Sie es nicht erraten? sagt Ihnen Ihr ahnungsvolles Herz nicht, welcher Prinz mit besonderen Wünschen an Sie denkt, ma mignonne?«

Die Prinzessin wurde blaß, ein Frösteln überflog ihre Glieder: da kam das Schicksal heran, vor dem ihr seit drei Monaten gebangt hatte! Sie stützte den Kopf in die Hand und bedeckte ihre Augen, ohne etwas zu erwidern.

»Ich sehe, mein geliebtes Kind«, fuhr die Gräfin in feierlichem Tone fort, »Sie ahnen, um was es sich handelt. Seine Excellenz, der Minister v. Maltheim, brachte mir soeben einen Brief Ihres durchlauchtigen Vaters, der mich beauf-

tragt, Ihnen mitzuteilen, daß der Erbprinz Florian von B. um Ihre Hand wirbt.«

Immer noch blieb Elisabeth stumm und regungslos. »Ich sehe Sie erschrocken, überwältigt«, fuhr die alte Dame bewegt fort, »und ich ehre Ihr mädchenhaftes Zartgefühl. Gehen Sie in der Stille mit sich zu Rate und söhnen Sie sich erst vollständig mit diesem Entschlusse aus, der Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke nicht ganz leicht erscheint. Der Erbprinz besticht nicht durch äußere Vorzüge, um so mehr aber wird er durch nähtere Bekanntschaft gewinnen, denn er besitzt innere Gaben, die das Glück Ihres Lebens sichern werden. Auch bin ich überzeugt, daß er eine lebhafte Neigung für Sie empfindet.«

»Glauben Sie das, ma tante?« fragte Elisabeth nachdenklich. »Aber ich empfinde nichts für ihn, als eine kühle Hochachtung – und dann ist er katholisch, wir würden also nicht einmal in diesem wichtigsten Punkt übereinstimmen.«

»In Hinsicht der Religion wäre allerdings eine vollständige Harmonie wünschenswert und notwendig«, versetzte die Gräfin mit vorsichtigem Zögern; »eine Spaltung hierin würde das Glück der Ehe gefährden.«

»Wie meinen Sie das, liebe Gräfin?« fragte Elisabeth ahnunglos, »halten Sie es für denkbar, daß Prinz Florian zu unserm Glauben übertrate? das wäre freilich schön, aber ich dürfte es, ohne seine volle Überzeugung, doch nicht fordern.«

»Nein, das wäre undenkbar: der fürstliche Gatte muß in allen Stücken das Haupt bleiben, auch in der Konfession; das Opfer eines Wechsels fällt naturgemäß der Braut zu.«

»Wie, Frau Gräfin«, fuhr Elisabeth auf, indem ihre Augen blitzten, »Sie wollen mir zumuten, meine Kirche zu verlassen, meinen Glauben [58] zu verleugnen, meinen heiligsten Gelübden untreu zu werden? nimmermehr!« Sie sprang auf und wollte aus dem Zimmer stürmen, aber die andere hielt sie an der Hand fest.

»Mäßigen Sie sich, Durchlaucht!« sagte sie streng, »so hef-

tige Aufwallungen ziemen sich nicht für eine Fürstin. Die Kirche ist nur die äußere Form unseres Glaubens, der Kern ist in allen Konfessionen derselbe. Sie sind nicht die erste Prinzessin, der eine solche Zumutung gestellt wird; unzählige vor Ihnen haben dasselbe Opfer bringen müssen und sind dennoch fromm und gottesfürchtig geblieben. Auch Sie werden diesen inneren Kampf bestehen und liebgewordenen Formen entsagen lernen – ich lasse Ihnen Zeit bis morgen, dann bringen Sie mir Ihre Entscheidung.«

Elisabeth verneigte sich und verließ das Zimmer; sie eilte in ihr Turmstübchen und warf sich vor dem kleinen Diwan auf die Kniee. Ein heißer Thränenstrom machte ihrer inneren Erregung Luft. »O mein Gott!« schluchzte sie, »kann dies dein Wille sein? muß der Gehorsam so weit gehen, um meine höchsten Überzeugungen zu opfern? O Mutter, Mutter, warum bist du nicht hier, um dein unmündiges Kind zu leiten, es in dieser Not zu beraten!«

Lange lag sie da, weinend, betend und in tiefem Sinnen, endlich griff sie nach ihrer Bibel. »Sei du mein Orakel, du heiliges Buch; deinem Worte will ich folgen.« Sie schloß die Augen und schlug es auf, ihr Finger zeigte auf die Stelle: »rede, Herr, dein Knecht höret; zum zweitenmal las sie das Wort: »wollt ihr auch weggehen?« und zum dritten: »fürchte dich vor keinem, was du leiden wirst.« Eine Weile saß sie in ernstem Nachdenken, dann erhob sie sich, und auf ihrem Antlitz lag ein Zug von Entschlossenheit. »Du hast gesprochen, Herr, und ich will dir gehorchen«, flüsterte sie; »ich will mich nicht abwenden von dem, was ich als Wahrheit erkannt habe, und ich will furchtlos den Sturm erwarten, der über mich hinbrausen wird.«

Noch einmal kam ein Zittern über ihre Seele, denn sie dachte plötzlich an die Worte, die sie selbst zum Kronprinzen gesprochen hatte: »schweigen, dulden und gehorchen!« Jetzt fühlte sie, daß es eine Grenze für den Gehorsam gäbe, daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. O wie schwer und ernst war das Leben! sie hatte es sich so leicht

gedacht, allezeit das Rechte zu thun, Gott und den Menschen angenehm zu sein, und nun stieß sie so bald schon auf Hindernisse, welche ihre Seele in schwere Kämpfe hineingezogen. –

[59] »Was darf ich Seiner Fürstlichen Durchlaucht schreiben?« fragte am andern Morgen die Gräfin in ernstem Ton.

»Daß ich bereit bin, dem Prinzen meine Hand zu reichen, daß es mir aber vollkommen unmöglich ist, an einen Glaubenswechsel zu denken!«, erwiderte Elisabeth fest. Die alte Dame schwieg eine lange Weile. »Mein armes Kind«, sagte sie dann langsam und mit zitternder Stimme, »du denkst es dir zu leicht, dem Willen eines Fürsten zu trotzen. O, laß dir raten von einer alten Frau, die eine reiche Erfahrung in der Welt gesammelt hat, die dich liebt und dich gern vor allem Schweren behüten möchte . . . .«

»Meine teure, geliebte Tante«, rief Elisabeth mit überströmendem Gefühl, indem sie jener Hände ergriff und an ihr Herz zog, »vergeben Sie Ihrem Kinde diese Sorge, die es Ihnen bereitet. Wenn es möglich wäre – Ihnen thäte ich es am ersten zuliebe! Aber Sie können mich nicht elend und unglücklich machen wollen, wie ich es ohne Zweifel sein würde, wenn ich mit meinen Lippen einen Glauben abschwören sollte, an dem doch mein Herz festhielte, als an der reinsten, schönsten Form, in welche die ewige Wahrheit sich kleiden kann!«

Die Gräfin zog sie weinend in ihre Arme und küßte sie zärtlich. »Gott lenke alles zum Besten«, sagte sie traurig, »ich weiß kein Mittel mehr, um Sie zu überreden.«

Einige Tage später kam der Fürst; auf seinem Gesicht lag ein drohender Ernst, den Elisabeth mit innerem Beben sah. Sie liebte ihren Vater, aber sie fühlte sich nicht vertraut mit ihm, denn als Kind hatte sie ihn selten gesehen und in den letzten Wochen nur in Gesellschaft anderer mit ihm verkehrt, mehr wie eine Dame mit einem Kavalier, als wie eine Tochter mit ihrem Vater.

»Die Frau Gräfin hat dir mitgeteilt, daß der Erbprinz Florian dir die Ehre erweist, um deine Hand zu werben; was hast du darauf zu antworten?« fragte er in strengem Ton.

»Daß ich bereit bin, meinem durchlauchtigen Vater zu gehorchen, falls er diese Heirat für unabweisbar hält.«

Der Fürst mußte wider Willen lächeln. »Du gebrauchst eigentümliche Worte, meine Tochter, um deine Zustimmung zu deinem Glück auszudrücken. Du hast wohl nicht bedacht, daß die künftige Herzogin v. B. auf der Stufenleiter des Ranges bedeutend höher steht, als die Prinzessin von Schwarzenborn.«

»Ich strebe nicht nach hohem Rang, mein Vater; ich würde gern [60] in bescheideneren Verhältnissen leben, wenn mein Herz dabei ein Genüge fände.«

»Du wirst es finden, mein Kind; der Erbprinz ist ein Ehrenmann, der dich lieben und hochhalten wird. Wenn du ihm an Geist vielleicht überlegen bist, so wird das deine Stellung nur noch sichern und befestigen; wenn du es klug anfängst, wirst du ihn beherrschen und eine große Macht in Händen haben. Ich hoffe, du wirst dich auch ohne Widerstreben der einzigen Bedingung unterwerfen, durch welche dieses lockende Geschick erkauft werden muß: du wirst dich bereit erklären, die Religion deines künftigen Gatten anzunehmen.«

»Das kann ich nicht, mein Vater«, erwiderte Elisabeth sanft, aber fest.

Der Fürst runzelte unwillig die Stirn, doch bezwang er sich noch und suchte sie mit Gründen zu widerlegen; dann drang er in sie und brach endlich in hellen Zorn aus. Sie stand vor ihm, totenbleich, mit fest zusammengepreßten Lippen und gefalteten Händen; auf alle seine Vorstellungen, Bitten, Drohungen hatte sie nur die eine Antwort: »ich kann es nicht, mein Vater.«

Er trat dicht vor sie hin. »Du glaubst vielleicht«, sagte er mit grollender Stimme, »du könntest, wenn du diese Werbung wie ein thörichtes Kind zurückweisest, an meinem Hofe die Herrin spielen – mit nichten! Ich wollte rücksichtsvoll deine

Verheiratung abwarten, ehe ich mich selbst mit der Dame meiner Wahl verbände; beharrst du auf deiner Weigerung, so werde ich nicht zögern, mein eigenes Glück zu sichern. Dann magst du wieder in der Solitude ein einsames Dasein vertrauen, denn für zwei fürstliche Frauen ist an meinem Hofe kein Raum!«

Ein trübes Lächeln umspielte Elisabeths blasser Lippen. »Glauben Sie, mich damit zu schrecken, Durchlaucht? Ich war hier glücklich und zufrieden, ich werde es wieder sein, – Ihrem Glücke, den Rechten Ihrer Gemahlin werde ich sicherlich nicht zu nahe treten. O mein Vater«, rief sie, indem sie plötzlich vor ihm auf die Kniee sank und seine Hand an ihr Herz drückte, »machen Sie mit mir, was Ihnen beliebt, aber bei dem Andenken meiner verklärten Mutter beschwöre ich Sie! verlangen Sie nicht, daß ich die heiligen Gelübde breche, die ich vor Gott und der Gemeinde abgelegt habe. Vergeben Sie mir, daß ich in diesem einzigen Punkte Ihnen nicht gehorchen kann, und fragen Sie sich selbst, ob meine Mutter Ihnen hierin beigestimmt hätte.«

[61] Der Fürst trat einen Schritt zurück, die Erinnerung an die Verstorbene berührte die tiefsten Saiten seiner Seele. »Steh auf, mein Kind«, sagte er mit unsicherer Stimme, »ich will dich nicht zwingen, gegen dein Gewissen zu handeln. Ich werde dem Erbprinzen deinen Entschluß melden lassen, vielleicht läßt er von diesem Verlangen ab. Lebewohl, meine Tochter!« Er küßte sie auf die Stirn und verließ sie mit eiligen Schritten; wenige Augenblicke später saß er im Wagen und fuhr nach der Stadt zurück.

Die nächsten Wochen vergingen den Bewohnern der Solitude in tiefster Ruhe; Madame Latour schwelgte in dem unerwartet langen Beisammensein mit ihrer geliebten Prinzessin, welche ihrerseits alles that, um die Gräfin zu zerstreuen und zu erheitern. Ihre Sorgen und quälenden Gedanken behielt sie für sich allein; nur das stille Turmzimmer hörte ihre Seufzer, sah ihre Thränen um die dunkel verhüllte Zukunft fließen. Der Fürst kam nicht wieder und forderte

die Damen auch nicht auf, in die Stadt zurückzukehren; sie fühlten es wohl, obgleich keine es aussprach: es war eine still-schweigende Verbannung.

Schon begannen herbstliche Winde zu wehen und mit einzelnen gelben Blättern ihr Spiel zu treiben, schon wurden die Morgen feucht und neblig, die Abende lang und kühl, da kam eines Tages der Minister v. Maltheim heraus und bat um eine Unterredung mit der Prinzessin. Sein Benehmen war, wie immer, von ausgesuchter Höflichkeit, aber hinter den glatten Worten des Hofmannes lag noch eine besondere, persönliche Hochachtung verborgen. »Ich komme im Auftrage Seiner Hoheit, des Erbprinzen Florian«, sagte er nach einigen einleitenden Reden. »Seine Hoheit schreibt, daß die edle Festigkeit, mit der Ew. Durchlaucht an Ihrem Glauben festhält, das Gefühl der Bewunderung und Verehrung, das er für die hohe Prinzessin hegte, nur noch erhöht und den Wunsch verstärkt habe, die Hand Ew. Durchlaucht zu gewinnen. Der Erbprinz hat daher seinen erlauchten Vater bewogen, auf die Bedingung eines Übertritts seiner künftigen Gemahlin zu verzichten, und bittet, da hiermit das einzige Hindernis gehoben sein dürfte, um die Erlaubnis, sich demnächst am hiesigen Hofe zur Vollziehung der feierlichen Verlobung einzufinden.«

Elisabeth senkte das Haupt. »Ich habe meinem Durchlauchtigen Vater erklärt«, erwiderte sie nach kurzer Pause, »daß ich mit seinen Wünschen in diesem Punkt vollkommen einverstanden bin, und überlasse alles Weitere ihm allein.« [62] »So gestatten Sie mir nur noch, Durchlaucht«, sagte der Minister, sich erhebend, »Ihnen meine eigne, ungeteilte Bewunderung Ihrer Handlungsweise zu Füßen zu legen. Sie haben in einer großartigen Weise allen Lockungen des Ehrgeizes widerstanden; Sie haben mit einer edlen Energie, um die Männer Sie beneiden könnten, Rang und Macht für die Freiheit des Gewissens aufs Spiel gesetzt. Wenige Prinzessinnen in Ihrer Lage würden gehandelt haben wie Sie, und es gewährt mir eine hohe Genugthuung, daß Ihre Charakter-

stärke einen vollkommenen Sieg errungen hat und nun den höchsten Lohn empfängt. Möchten Glück und Segen auf den künftigen Tagen Ew. Durchlaucht ruhn!«

Er küßte ihr ehrerbietig die Hand und empfahl sich; Elisabeth sah ihm mit einem wehmütig sinnenden Lächeln nach; sie wußte es am besten, wie wenig das Verlangen nach Macht und Größe in ihrem inneren Kampfe mitgesprochen hatte, dennoch daß es ihr wohl, gerade bei diesem Manne Anerkennung zu finden.

Wenige Tage später kehrte die Prinzessin mit der Gräfin an den Hof zurück; bald darauf erschien Prinz Florian. Eine Reihe von Festen folgte der Verlobung; man besuchte den Hof des herzoglichen Vaters, um die Braut den Schwiegereltern vorzustellen; überall sah sich Elisabeth als Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit, überall wurde ihre Schönheit, ihr Geist gefeiert. Aber mitten unter all den rauschenden Zerstreuungen blieb ihr innerstes Gemüt ernst und traurig; sie konnte das Gefühl nicht loswerden, daß das Ideal, welches sie sich einst von ihrem künftigen Leben gemacht hatte, ihr unerreichbar weit entrückt sei. Ihr erlauchter Bräutigam war gut und freundlich, aber von dem, was ihre Seele am tiefsten bewegte, konnte sie nie mit ihm sprechen.

Der Fürst wünschte die Hochzeit möglichst zu beschleunigen, denn es verlangte ihn, an die eigne Heirat denken zu können. Nur mit Mühe erlangte es Elisabeth, daß ihre Verbindung bis zum nächsten Frühjahr verschoben wurde; sie hegte den lebhaften Wunsch, ihren Geburtstag noch daheim zu verleben. So ging der Winter mit den nötigen Vorbereitungen hin, Prinz Florian erschien oft als Gast am Schwarzenborner Hofe, und alle Welt rüstete sich zu einem glanzreichen Hochzeitsfeste in der fröhlichen Maienzeit.

FRIDA SCHANZ (Hrsg.)

*Junge Mädchen*

1895–1902

[1897; 99]

*Gustas Kur.*

Erzählung von Frida Schanz.

Gusta Alderhoff war leidend; schon lange; ja, für eine Mädchenjugend schon eine Ewigkeit, – beinahe zwei Jahr.  
Sie habe den trostlosen Zustand, in dem sie sich befand, von ihrem ersten Balle mit heimgebracht, erzählte Tante Marie, die bei Gusta Mutterstelle vertrat, den Bekannten.

Gustava lächelte dazu immer, ein ganz leises, traurig bestätigendes, rührendes Lächeln.  
Ja, Tante hatte recht! Mit dem Ball bei Hauptmann Groths hatte es angefangen. Ein mehrwöchentlicher Gliederrheumatismus zuerst, – und infolgedessen alles andre, diese unüberwindliche Erschöpfung, diese Bleichsucht, diese Nerven- und Herzschwäche, diese Müdigkeit, dies hundertfache, durch kein Zureden, kein Bitten, kein Heilmittel zu besiegende: Ich kann nicht! Ich kann nicht mehr!

Nein sie konnte nicht! Wenn man den jammernden Blick ihrer Augen, den hilflosen Ausdruck ihres mageren, weißen, blutlosen Gesichtchens sah, mußte man's wohl glauben.  
Nicht essen oder wenigstens beinahe nicht, nicht mehr gehen als das lächerlich kleine Stück vom Bett aufs Sofa, vom Sofa in den Rollstuhl, nicht lesen, nicht lesen hören, nicht sticken, nicht nähen, vor allem nicht lachen, nicht hoffen, daß es besser werden könne, – trotz alles liebenden, bittenden, drängenden, ja gewaltsamen Zuredens!

[...]

[101] Sie müsse nur wollen, hieß es. Sie dürfe die Bleichsucht nicht einreißen lassen, müsse ihr allen möglichen Widerstand

entgegen setzen, müsse viel und kräftig essen, viel an die Luft gehen, baden, später reiten, schwimmen. Rad fahren. – – Das war alles sehr überzeugend gesagt. Aber die Kranke konnte nicht einmal die erste Stufe dieser Leiter erreichen, sie konnte nicht einmal essen! Sie konnte nicht!

Je mehr man alles in sie hineinquälte, bat, jammerte, je mehr widerstand es ihr. Es war etwas in ihr zerbrochen, versunken! – In den leeren, [102] schwachen Magen hinein wirkten die künstlichen Stärkungsmittel natürlich erst recht nicht. Und gehen! Wie sollte sie denn gehen? Ihre Glieder waren ja so matt. Ein paarmal wurde sie bei den Versuchen wirklich ohnmächtig. Und von da an kam zu der Schwäche noch eine ganz sonderbare, nicht zu überwindende, qualvolle, furchtbare Angst hinzu.

Still liegen, nichts hören, nichts sehen, sich den schmerzlichen Gedanken, dem weichen Mitleid mit sich selbst ganz hingeben, das war das einzige, was sie konnte. Die Besuche der Freundinnen, die erst in großer Menge kamen, um das geliebte Kind aufzumuntern und zu zerstreuen, griffen sie an. Es war etwas in ihrem Zureden, ihrer wenn auch unterdrückten Munterkeit, etwas so Robustes, Störendes, was der Leidenden wie Nadeln durch die Nerven ging. Auch das wahrhaft schmerzliche, seufzerreiche, wort- und wehreiche Mitleid der Tante griff sie an. Lesen, Schreiben, die kleinste Handarbeit, – alles griff sie unsäglich an. Es war schon förmlich zur Grundmelodie ihres armen, jungen Lebens geworden, dies »Ich kann nicht! Es greift mich an!«

Nur einer that ihr wohl, einer, der sein blutendes Herz mit Gewalt bezwang, der mild und zart, lieb und leise war, so heiß die Ungeduld, den Qualzustand beendet zu sehen, an seinem Herzen riß, – ihr Vater.

Ja, Herr Alderhoff war in Krankengesellschaft von seltener Liebenswürdigkeit. Aber was er dabei in sich unterdrückte, das ist gar nicht in Worte zu fassen.

[...]

[103] Sein Anblick, der Anblick des gebeugten, in ein paar

Jahren wirklich alt gewordenen Mannes war es, der den Stadtarzt, den alten Hausarzt und Haus- und Duzfreund der Familie Alderhoff, noch zu einem letzten energischen Auflehnern gegen die Unheilbarkeit von Gustas Krankheit anstachelte. Er hatte seit zwei Jahren ein halbes Dutzend verschiedene Kuren an Gusta versucht, hatte die bedeutendsten Kollegen zu Rate gezogen, war fast verzweifelt über die Mißerfolge seiner Versuche und mochte von dem Falle Gusta am liebsten gar nichts mehr sehen und hören.

Aber der Eindruck des in Gustas Nähe immer so liebenswürdigen, auf der Straße geradezu gebrochenen Mannes rüttelte ihn noch einmal mächtig auf.

[104] Nein, sein ganzer Lebensorfolg war ihm nichts, wenn es ihm nicht gelang, Gusta gesund zu machen! Dieses Kukkucksmädchen, das sich förmlich verkroch in seinem Jammer, das auch nicht mit einer Regung, einem kleinen Funken eignen Willens seinem heißen Bemühen, ihr zu helfen, entgenkam!

Jetzt wollte er noch mit einem letzten Versuch an sie heran.  
Keine Wunderkur!

Sie sollte einfach wieder in dasselbe altbewährte, heilkraftige, schlesische Stahlbad wie voriges Jahr. Aber nicht mit den Ihren, einmal ganz herausgerissen aus der gewohnten, nachgiebigen, mitleidenden Umgebung von Vater und Tante. Irgend ein recht energisches, kräftiges, eisennerviges Menschenkind sollte für sie gesucht werden und sie begleiten. Und die wollte er schon instruieren! Er freute sich ordentlich darauf.

[...]

[106] Ein kurzer Brief nur war's, der aber in wenig kräftig geschriebenen Zeilen schön und ernst und klar ausdrückte: »Ich will und ich kann einer jungen Kranken treue Stütze sein!«

Keine Zeugnisse, kein Selbstlob, keine eifrigen Versicherungen, kein Geschwätz irgend welcher Art. Aber statt dessen eben dieses Bild, das so viel mehr sagte als Worte vermoch-

ten! Ein kräftig gebildetes, volles, gesundes, freilich noch ziemlich junges, aber so unbeschreiblich klar und verständig, so merkwürdig ernst und gut blickendes Gesicht. Dazu ein glattes Kleid, ein schlichter Scheitel, nichts Verschönerndes, nichts Gesuchtes!

Eine Gymnasiallehrerstochter aus dem Thüringischen war's, dies schöne, große, kraftvolle, Vertrauen einflößende Mädchen, an die der alte Doktor umgehend, mit der ganz merkwürdig festen Überzeugung, einer glücklichen Fügung gegenüber zu stehen, schrieb.

Die prompte freudige Rückantwort von Fräulein Anna Weber sagte: »Ich bin zu einer Reise auf mein Risiko betrefts persönlicher Vorstellung mit Freuden bereit!«

[...]

[107] »Waren Sie schon einmal Pflegerin, Fräulein Weber?« frug Herr Alderhoff voll Interesse.

Ihre roten Wangen wurden noch ein wenig röter. »In Stellung nie«, sagte sie. »Nur zu Haus und in unserm Städtchen bei Freunden mußte ich viel an Krankenbetten sein!«

Er frug freundlich lächelnd: »Vertrauten Ihnen die Leute so?«

»Ja, sie vertrauten mir!« sagte sie, ihm mit den klaren Augen ruhig ansehend. Da kam das Vertrauen immer stärker, immer wärmer auch in seine Brust. [...]

[110]

II.

»Fräulein Anna, nein, was haben Sie nur in Ihrer Stimme? Was haben Sie für eine Macht? Das ist ja Balsam! Das ist ja Lebensluft! Nie, nie, in meinem ganzen Leben, hat mir etwas so wunderbar wohl gethan!«

Gesättigt und dankbar wie nach einem labenden Trunk, flüsterte es Gustas müde, leise Krankenstimme.

Die beiden Mädchen saßen, nachdem die einzige Mitreisende ausgestiegen war, allein im Coupé. Sie waren nun schon den ganzen Tag unterwegs, und der gefürchtete, unüberwindlich scheinende Reisetag war leicht, fast unmerklich vergangen.

Der Abend und damit das Reiseziel waren nahe. Über den reglosen Ährenfeldern, den abgemähten, würzig duftenden Wiesen, den kleinen Häusertrupps, an denen der Zug rytmisch brausend vorbeiflog, lagen Ruhe und Frieden, eine rosige Klarheit weilte nach dem prunkenden Sonnenuntergang noch in der Luft, erquickend und tröstend, als sei in diesem verklärten Schimmer etwas Schmerhaftes selig aufgelöst.

Und dazu ruhte Gustas Kopf so weich und geborgen an Annas Schulter, und Anna redete ihr so herzig und liebevoll zu:

»Machen Sie sich's recht bequem, liebes kleines, krankes Kind! Ob mich's geniert? das müssen Sie wirklich nicht mehr fragen! Ich bin glücklich, wenn ich Ihnen wohl thun kann! So, so ist's schön! Augen nun [111] ein bißchen zu, bitte! Die haben heute wirklich schon genug gesehn und sehn heut noch eine ganze Menge Neues!«

Schützend schlang sie den Arm um die kleine zarte Gestalt. Gustas lange blonde Wimpern sanken wirklich auf die eingefallenen Wangen herab. Sie schlief nicht. Aber so zu liegen, an dieses liebe, gute, kraftvolle, junge Geschöpf angehuschelt, das that so unbeschreiblich gut.

Ein Strom von Leben schien von diesem blühenden Körper, von diesem reichen, warmen, ruhig klopfenden Herzen auszugehn. Wie war ihr Anna in diesen vier Tagen, in denen sie sie kennen gelernt, lieb geworden! [...]

[116] Gusta ließ ihre geliebte Pflegerin nun gar nicht mehr los, das Kind, das nie eine Mutter, nie eine ältere Schwester gekannt hatte, kam bei ihr zum Ausbruch. Sie nistete sich fest ein an Annas liebevollem Herzen.

»Nenne mich du«, flüsterte sie, überfließend von tiefer Bewegung. »Laß mich auch du zu dir sagen«, bat sie. »Du Süße, Starke, du kannst einem wohlthun! So etwas ist mir noch nicht vorgekommen! Aus tiefstem Herzen danke ich Gott, daß ich dich nun habe, daß du mich nun pflegen willst, du Sonnenschein, du Jugend in Person! Bleibe bei

mir! Jahre lang! Immer! Ich werde nie wieder gesund werden! Kraft, Wille, alles ist zu tief versunken! Aber daß ich dich habe, macht mir es leicht. Sei du mein Wille, sei du meine Kraft! Ich habe dich lieb! Mächtig lieb! Fühle einmal! Mein Herz pocht wie ein Hammer an eine Glocke: »Ich habe dich lieb!«

Anna sagte einfach und innig: »Süßes Herz! Ich habe dich auch lieb! Das hätte ich nicht gedacht!«

»Was denn?« frug Gusta.

»Daß ich dich so lieb bekommen würde, du liebes Gustel! Mitleid hatte ich viel. Aber mein erster Eindruck von dir war dennoch: Nein, ist das eine kleine schlimme Ichperson!«

»Und ich«, gestand Gusta, »denke, ich hatte geradezu Furcht vor dir, du warst mir zu stark, zu gesund. Und nun ist das gerade mein Trost, so ein starker, fester Mensch, an den man sich anhalten kann! Und dabei so weich und warm! Weißt du, ich glaube, gerade die Zartheit der starken, stämmigen Naturen, das ist die wahre, segensvolle!«

Anna sagte scherzend: »Süßes Kind, so eine Riesendame, wie du mit Gewalt aus mir machen willst, bin ich im Grunde gar nicht!«

[...]

[117] Gusta, die sonst viel von Schlaflosigkeit geplagt wurde und angstvolle Nächte durchlebte, wachte in dieser Nacht ein einziges Mal aus tiefem, ruhigem Schlummer auf, von einem wunderbar hellen, inneren Glücksgefühl aufgeweckt.

Sie konnte sich erst nicht besinnen, wo sie war. Als sie sich aber in die Sachlage fand und im schwachen, durch helle dichte Zuggardinen gedämpftem Mondsimmer Annas Bett an der entgegengesetzten Wand erkannte, durchzuckte sie eine unbeschreibliche Freude.

Wie eine warme Welle kam die Erinnerung an den holden Freundschaftsschlüssel, das Gefühl der Liebe und Bewunderung für Anna über sie. Mäuschenstill lag sie da, um des guten Mädchens liebe Atemzüge zu erlauschen.

Als sie merkte, daß Anna gar nicht fest schlief, sondern von Zeit zu Zeit leise und lautlos den Kopf aus den Kissen aufrichtete, übermannte sie die Rührung.

»Wie gut sie ist! Ihren ganzen Tag weicht sie dir, und selbst nachts lauscht sie nach dir, statt zu ruhn«, dachte sie. Das Gefühl des Glückes, dieses herrliche, fertige, liebenswürdige Menschenkind so ganz für sich zu haben, kam über sie wie ein Rausch. Sie rührte sich nicht, um den Zauber nicht zu stören. Und dabei fielen ihr endlich die Augen wieder zu, die beglückten Wachgedanken gingen über in einen zarten duftigen Traumschlummer, aus dem sie erst erwachte, als die Morgendämmerung die ersten leisen Tagesgeräusche im tiefen Thalfrieden des Örtchens erweckte.

Es war abermals ein so allmähliches Sichbesinnen wie nachts, aber sie wurde jetzt klar und rasch in die Wirklichkeit hineingeführt, da Anna im hellblauen, langen Kattunmorgenrock schlank und lang an ihrem Bette stand.

[118] Mit ganz entzückter Gebärde streckte Gusta der lieben Gefährtin die Hand entgegen: »Wie? Du bist schon wach? Nein, so etwas Reizendes! Ich liege sonst früh immer so viele Stunden lang allein —!« Sie stockte.

Es schien ihr wunderbar, daß Anna die Hand nicht nahm. Staunend blickte sie an ihr hinan. Wie seltsam ernst und steinern Annas liebes Gesicht jetzt im Morgengrauen auf einmal aussah! Eine stumme Pein lag darauf.

»Um Gotteswillen, was ist dir denn?« frug Gusta erschrocken.

Anna machte ein Zeichen der Beschwichtigung. »Nichts, hoffentlich nichts Schlimmes«, sagte sie mit auffallend leiser, trockener Stimme. »Aber ich muß dir leider etwas sagen. — Es thut mir furchtbar leid; — ich kann dich nämlich wahrscheinlich nicht weiter pflegen, mein armer Liebling. Wir müssen gleich deiner Tante und deinem Vater telegraphieren, daß sie kommen, müssen uns trennen, ich bin dummer, unbegreiflicher Weise krank geworden diese Nacht —« Gusta richtete sich ganz entsetzt in die Höhe. Sie glaubte,

nicht recht gehört zu haben. »Du? krank?« rief sie. »Das ist ja nicht möglich —«

Ganz ruhig und gefaßt sagte Anna: »Leider doch! Faß mich nicht an, mein Liebling! Ich habe ganz tolles Fieber. Es fing mit entsetzlichen Schmerzen an diese Nacht; unvermutet, wie ein Dieb kam's, ich kenne das, ich habe vor Jahren schon einmal so etwas gehabt —«

[...] .

[119] Und Gusta lehnte wie vernichtet, wie aus dem Himmel gefallen, zwischen ihren Polstern.

Sie machte sich's nun erst ganz klar, was ihr geschehen war. Anna, die sie pflegen sollte, der sie sich kaum, vertrauend, hingebend und erlöst ans Herz gelegt, ihr entrissen, alles aus, die Gesunde krank!

Sie kam sich vor, wie ein Schiffchen, ins uferlose Meer gestoßen.

Wie sollte sie es nur fassen?

Wie konnte Anna ihr so etwas anthun?

Sie stellte sich Anna in ihrer Kraft, ihrer reizvollen Frische vor, wie sie sie gestern und alle die Tage her gesehen hatte. Auch gestern abend war Anna ja noch tadellos auf dem Posten gewesen, selbst nachts —

»Nachts? — Eine heiße Schamröte stieg der kleinen Gusta auf einmal ins weiße Gesicht. Sie hatte ja gesehn, daß Anna nicht schlief, den Kopf öfter lautlos erhob. Als ganz selbstverständlich hatte sie es gelten lassen, daß dies in ihrem Dienst, ihretwegen, zur Bewachung ihres Schlafes geschehn. Und Anna hatte schon Schmerz gelitten, hatte sich nicht zu rühren gewagt aus Angst und Rücksicht, Gusta nicht zu stören. Aber mit keinem Hauch, nicht von fern, hatte sie an etwas Arges gedacht, sie hatte es eben nur ruhig, wohlig und gemütlich angenommen, daß die andre für sie wachte, für sie da war.

Ein zartes, weiches, schmerzliches Mitleid stieg in ihr auf.  
[...]

[120] Die Anordnungen des über Annas Zustand sehr er-

schrockenen Arztes, daß die Kranke sofort von ihrem Pflegling weg in das schon bereitete eigne [121] stille Zimmerchen transportiert werden solle, stießen bei Gusta auf den lebhaftesten Widerstand.

Sie erklärte mit dem größten, hartnäckigsten Ernst: »Ich möchte meine Freundin auf keinen Fall verlassen!«

Der junge Kurarzt kannte in dem erregten, eigensinnigen, schmerzlich bewegten Mädchen das matte, hinsterbende, gleichgültige Kind, das im vorigen Jahr durch seine Passivität alle seine Mühe zu nichts gemacht, kaum wieder.

Natürlich konnte er ihr keinesfalls den Willen thun. Anna war schwerkrank, so schwer, wie gerade diese ganz blühenden, heilen, kernfesten Naturen zuweilen jäh werden. Unmöglich konnte er das schwache Pflänzchen Gusta, das ihm von dem sorgenvollen Vater so heiß und dringend ans Herz gelegt worden war, der geschlossenen Luft, der Traurigkeit, den Aufregungen eines Krankenzimmers aussetzen.

Er hatte aber nach der sehr schweren Untersuchungs-Viertelstunde oben im Dachstübchen an der armen Anna Bett in dem langen Beruhigungsbesuch bei der kleinen Bleichsichtspatientin noch eine zweite, sehr mühevolle und schwierige Aufgabe.

Eine schöne Aufgabe aber freilich auch.

Er merkte gerührt, daß hier mehr auf dem Spiele stand, als die verlorene, eigennützig beklagte gute Pflegerin des hilflos zarten, verwöhnten Geschöpfchens. Gusta war verzweifelt. So schnell war alles gegangen, wie im Traum war Anna ihr entchwunden.

Die Blume Mädchenfreundschaft hat, wenn sie einem richtigen, sinnigen Beschauer einmal so recht überraschend in ihrer ganzen echten Schönheit aus den Deckblättern jugendlicher Zurückhaltung entgegenleuchtet, etwas wahrhaft heiliges, tiefführendes.

Doktor Stolze hatte diese Blume durch Gustas Angstthränen hindurch lieblich leuchten sehen. Und deshalb sprach er dem

schluchzenden Mädchen auch so allerliebst verständnisvoll und freundlich zu.

Sie solle es der teuern Kranken, die wirklich ein selten prächtiges Geschöpf sein müsse, zuliebe thun, sich recht zu mäßigen und zu bezwingen. Anna werde ihn ja immer nach ihr fragen. Und wenn sie sich nur ein paar Tage zusammennehme, ein bißchen kräftig äße, artig Brunnen trinke, keine so strafwürdige, empörende Schlaffheit und Gleichgültigkeit gegen ihre Gesundheit an den Tag lege, wie voriges Jahr, dann schade ihr vielleicht auch ein bißchen Krankenluft nicht, und sie könne einmal, am dritten oder vierten Tage vielleicht, die Treppe hinaufgetragen werden zu ihrer Freundin.

[122] Gustas schöne Kinderaugen leuchteten traurigfroh. »O, wirklich?« rief sie sehnüchtig. »Am Ende auch gehen?«

Der Doktor, der über den letzten verzweifelten Brief von Gustas Vater sehr traurig und verstimmt gewesen war, sagte fast bitter: »Das können Sie ja nicht!«

Gusta blickte schmerzlich grübelnd vor sich hin. »O das kann ich am Ende«, rief sie dann plötzlich, als habe sie im grauen Strom ihrer Gedanken eine helle Entdeckung gemacht.

[...]

[125] Anna litt unbeschreiblich. Es ward nun gar nicht mehr darauf geachtet, ob es für Gusta ein großes Heldenstück, ein besonderes Wagnis sei, zu ihr zu gehen; es war allen, den Doktor inbegriffen, nach der kurzen Verwunderung über das erste Mal ganz selbstverständlich, daß sie es wieder und wieder that, daß sie mit Ausnahme der Mahlzeiten und ihrer Kuroblegenheiten eigentlich gar nicht viel aus dem Krankenzimmer, in das sie der starke Magnet inniger Liebe zog, wisch.

[...]

[126] Sie, die bisher nur das kalte, trockene, uninteressante »Für sich« gekannt, lernte das selige »Für andre« kennen, das wahre Menschenglück, das köstliche Dienen.

Beschämend kam es ihr zum Bewußtsein, wie sie ihr Leben verändert hatte mit trägem, selbstsüchtigem Jammer. Immer entschiedener wurde da ihr Wille, immer ernster wurden ihre Anstrengungen, immer zarter, weicher ihre Griffe.

Anna sagte mitten aus den wilden Schmerzen heraus einmal unsäglich befriedigt und dankbar heiter:  
»Du hast eine Art, Kranke zu pflegen, Gustelchen! Von dir kann man lernen. Davon bitte ich mir einen Ableger aus, du Engelskind!«  
Da war sie glücklich.

BERTHA VON SUTTNER (Hrsg.)

### *Frühlingszeit*

1896; 2. Aufl. 1906

[48]

### *Ferdös.*

Türkische Novellette von Helene Böhlau  
(Frau al Raschid Bey).

[. . .]

[49] Sie ist blütanjung. Ihr weißes Gewand, so ein dünnes, naives Kittelchen aus Mull, das von einem gelben Band zusammengehalten ist, umschließt eine liebliche Gestalt, die so biegsam und schmiegsam wie eine junge Zeder erscheint; und über dem dunklen Haar liegt ein Schleier, weiß mit goldenen Sternen eingewebt. Er liegt ganz leicht auf und beschattet das bräunliche Gesicht, die einfachen, schönen Züge.

Die eine äußerste Kante hält sie mit den Zähnchen fest, des Anstands wegen, denn der alte Kabuli hat es an der Gewohn-

heit, zwischen dem Lesen aufzusehen und ein Weilchen den Bosporus hinauf- und hinabzublicken. Fällt sein Blick trotz des Teppichs auf seine Schülerin, so sollte sie verschleiert sitzen, und das ist verschleiert, wenn auch nur ein Zipfelchen ihr den Mundwinkel bedeckt.

Mit dem alten Kabuli nimmt man es nicht so genau, der kennt sie von ihrer frühesten Kindheit an.

Sie blickt auch den Bosporus hinauf, immer nach einer Richtung, nicht dahin und dorthin, wie der alte Kabuli, der den Mai anschaut und an seinen Mai im fernen Afghanistan denkt.

Sie schaut nicht nach dem Mai aus. Sie sitzt mitten darin. Er streift ihr mit dicken Büscheln, mit Rosen- und Glyzinium-Wolken den Schleier, die Schultern und die langen, feinen bräunlichen Hände. Das ist selbstverständlich, das hat sie oft genug erlebt. Den blauen Bosporus mit seiner starken Strömung und seinen lustigen Delphinen und den großen russischen Schiffen, die stumm, gewaltig keuchend vorübergelaufen, dem Marmara-Meere zu; die dunklen Zypressen und die über und über aus [50] Stamm und Ästen blühenden Judasbäume und das Farben- und Sonnengefunkel, das kennt sie alles, danach blickt sie nicht mehr. Die Kaiks, die wie schlanke Forellen so geschickt und schnell vorübergleiten, auf die schauen die mandelförmigen Augen lebhafter wie auf manches andere.

Es ist schon eine ganze Weile, daß die Mutter und die Vaterschwester hinüber zur asiatischen Seite fuhren. Sie könnten schon zurück sein. —

Ein Seufzer kommt von den unschuldigen Lippen, ein wirklicher und wahrhaftiger Seufzer. Die alte blonde Amme sieht bedächtig auf. Sie hält die Arme um ihre Knie geschlungen; so kauert sie schon seit lange und hat immer etwas schlaftrig vor sich hingesehen.

Iskender Kabuli brummt gar zu eintönig. Die Sonne steht hoch am Himmel. Alles ist kristallklar und durchleuchtet. Man wird müde.



Die Kaiks schießen vorüber, immer neue, immer neue – und das eine, das kommen soll, kommt nicht, und die dunkeln, mandelförmigen Augen blicken immer aufmerksamer hinüber zur asiatischen Seite.

Sie sind zu Schach Saif-ed-din gefahren, die Mutter und die Vaterschwester.

Sie hat die beiden von Welle zu Welle verfolgt, bis sie bei der großen Windung des Bosporus verschwanden.

Sie hat sie dann nach der Landung Schritt für Schritt in Gedanken weiterverfolgt, bis sie an dem silbergrauen breiten Haus von Schach Saif standen und an die Gartentür mit den bronzenen Schlangenring klopften. Und wie sie dann hineingeführt wurden in das Empfangszimmer von Schach Saifs Frau. –

Wie kannte sie das so gut, den hohen Raum mit den vielen Fenstern, die hinaus in den Garten mit den großen Lorbeerbäumen und den Unmassen Rosen schauten, die Teppiche und Tischchen und den großen breiten Diwan, der mit einem Stoff aus Goldbrokat, in den große, grüne Lorbeerzweige eingewebt sind, überdeckt war. Den Stoff hatte der Schach vom Padischah geschenkt bekommen, und hat ihn seiner Frau für ihr Empfangszimmer gegeben.

Das wurde im ganzen Haus von allen wiedererzählt. Im Nebenzimmer steht der Pariser Flügel der Frau des Schachs, auf dem hatte sie immer so schön gespielt!

Früher war sie oft dort gewesen, als Kind oft wochenlang, ehe sie verschleiert ging, – und wie wenig Jahre sind es seitdem her, – und doch wie lange kommt's ihr selbst vor, daß sie den Jaschmak trägt.

Die Söhne des Schach waren damals ganz kleine Kinder



gewesen, mit denen unsere Ferdös gespielt hatte. Sie dachte daran, wie die Frau immer so lustig war und immer über alles gelacht hatte. So viel Zucker, Scheker, arabisches und fränkisches Konfekt gab es da, und der alte Schach brachte immer etwas mit, auch für Ferdös, das kleine Mädchen.

Die großen Söhne des Schach, von seiner ersten Frau, waren auch immer im Haremlik gewesen, erwachsene Männer, einige von ihnen waren schon verheiratet.

[51] Und diese Männer hatten mit den Kindern gespielt und hatten der Frau zugehört, wenn sie am Flügel saß, und hatten miteinander gesprochen und mit der Frau gesprochen und gelächelt, wenn die Frau gelacht hatte. Wenn der alte Schach Saif-ed-din kam, waren sie alle aufgestanden und hatten ihren Salam gemacht.

Es ist immer sehr hübsch dort oben gewesen. Der Jüngste hatte mit ihr, der kleinen Ferdös, oft gespielt, sie sein kleines Weib genannt und ihr Konfekt und Handschuhe und Pantoffelchen mitgebracht, alles immer in rosa Düten aus Tarlatan gewickelt. Die anderen Söhne waren alle schon damals bärige Männer gewesen, denn die erste Frau des Schachs, die drüben in Stambul wohnt, ist schon hochbetagt, so alt wie der Schach selbst, sehr, sehr alt.

Die junge Ferdös erinnert sich noch an alles, was ihr bei Schach Saif-ed-din begegnet, während sie jetzt auf ihre Mutter wartet – und auf Iskender Kabulis arabisch-französisches Gemurmel nicht hört.

Der Jüngste von der ersten Frau von Schach Saif-ed-din war dann hinauf nach Pera ins französische Lyzeum zum Studieren getan worden.

Seit sie verschleiert ging, hatte sie, wenn sie mit der Mutter

ihren Besuch machte, nur hören können, wie die Söhne der ersten Frau, die gemütlich im Haremlik zusammengesessen, in das Nebenzimmer gingen und von da hinunter in das Selamlik zum Schach.

Ob da auch der Jüngste dabei gewesen war, – sie wußte es nicht.

Sie saß dann mit der Mutter und der Frau des alten Schach auf dem Diwan. Eine Sklavin brachte die kleinen Kinder und zwei, drei andere machten sich mit dem Kaffee zu schaffen und servierten ihn in den kostbaren Täßchen, die zu den Goldfiligran-Näpfchen gehörten. Konfekt gab es auch genug. Zuerst, wie immer, eine Schale voll eingeschmackter Rosenblätter. Es war alles sehr gut und sehr schön. – Die Frau des Schach spielte, nachdem sie an der Tür geläuscht hatte, ob alle auch wirklich gegangen waren, drinnen auf dem Flügel wieder alles mögliche; – aber früher, unverschleiert, war es lustiger gewesen.

In welchem Lande der Welt, das die Wonne des Frühjahrs kennt, wäre das Leben im Mai nicht schön! Und gar am Bosphorus, in den sanft aufsteigenden Terrassengärten, die so voller Duft und Blüten sind, mitten unter dunklen Zypressen, Pinien und der Rosen-Glyzinien-Überfülle, unter den mächtigen Lorbeerbäumen und im strahlenden Sonnenlicht. Sie hatte es gut, die schöne Ferdös, in dem weißen unschuldigen Gewändchen, das den Herzschlag nicht beengt, und beschattet von dem losen Schleierchen, mit goldenen Sternen eingestickt, dem alten Kinderschleierchen, das sie jetzt freilich auf der Straße mit einem ehrbareren vertauschen mußte, mit dem Schleier aus weißem Mull, der das ganze Haupt, Stirn, Kinn und Mund und das Nasenspitzchen verhüllt und nur die schwarzen Strahlenaugen freiläßt, – und bei einem so guten Vater – bei einem so freundlichen würdigen Manne und einer Mutter, der sie gestern mit klopfendem Herzen im Arm gelegen, lachend und weinend. – Sie war so ruhelos gewesen; Tag und Nacht ruhelos. Sie hatte nicht Schlaf gefunden und hatte wachend geträumt, – die Augen brannten ihr.

Es war ihr, als wenn ihr die ganze Seele in Feuer stände, – ihre ruhige Seele! Es war so über sie gekommen, hatte angefangen sie zu verzehren, wie die Flamme das Licht. –

[52] Die Mutter hatte ihr gesagt, daß sie einen Besuch bei Schach Saifs Frau machen wollte, und hatte sie dabei in die Arme genommen, und da war es ausgebrochen, da war die Offenbarung gekommen. Unter Lachen und Weinen hatte das junge Mädchen geflüstert: »Ja, geh – geh – wenn du mich lieb hast – geh.«

Und die Mutter hatte sie auf die Stirn geküßt. Das Mädchen hatte leidenschaftliche Tränen vergossen und immer stürmisch wiederholt: »Geh – ja geh, wenn du mich liebst – und wenn ich leben soll!« Die Mutter wußte sehr wohl, wer den letzten Freitag bei der Ausfahrt nach Gök-Shu auf dem schönen arabischen Schimmel neben der Equipage, in der sie und Ferdös gesessen, einhergeritten war.

Da hatten sich zwei dunkle Augenpaare getroffen, da hatte Ferdös den jüngsten von Saif-ed-dins Söhnen erkannt, ihren alten Gefährten.

Die Augen hatten gesprochen in den wenigen Augenblicken, in denen sie sich nahe gewesen.

Kein Gruß – kein Wort, – und doch hatten sie Erinnerungen ausgetauscht, die schönen Erinnerungen, in denen rosa Düten aus Tarlatan, mit Konfekt gefüllt, Handschuhe und Pantoffelchen eine Rolle spielten, und ernste, bärtige Brüder und eine Frau, die über alles lachte – und der freundliche würdige Schach, und die kleinen Kinder der zweiten Frau.

Und diese dunkeln, warmen Sonnenaugen hatten sich über weit mehr verständigt, als über Erinnerungen.

ELSA ASENIEFF

*Unschuld*

1901

[14]

*Ehe.*

Die Mama war immer so bleich. Soweit sich Maria zurückinnerte, aus ihren Mädchenjahren bis zurück in die Kinderzeit – immer sah sie die Mutter bleich, mit den ernsten, wunden Augen und dem milden Lächeln um die Lippen.  
Der Papa liebt die Mama nicht. Entschieden! Maria sagt dies niemandem, niemandem! Dennoch ist es so. Sie hat es schon als Kind gefühlt. Sie wußte nichts damals, dachte nichts – aber sie litt!

Niemals gab es Scenen oder Roheiten im Hause. Die Eltern blieben immer vornehm und gebildet. Aber es fehlte der Sonnenschein. Das Weiche, Gütige, welches in einem Blick [15] sich offenbart! Und wofür gerade Kinder, denen Worte noch unverständlich sind, ein so feines Empfinden haben.  
Aber jetzt war sie schon ein Mädchen. Und es blieb das Gleiche. Nie hörte sie zanken, oder ein rohes Wort. Aber es war da, wie die Gewißheit, daß gleich einem Schiefer in schmerzender Wunde. Sie wußte und schwieg. Niemand erfuhr ihr Geheimnis.

Sie litt.

Aber heute geschah Schreckliches. Sie saß mit Mama. Diese am Sofa, sie selbst ihr *vis-à-vis* vor dem Spiegel, mit dem Rücken gegen die Thür.

Es begann zu dämmern. Beide schwiegen. Da verstanden sie sich am besten. Sie hätte so gerne ihre Arme um Mutters Hals geschlungen, in heißen Küssen flüsternd: Du arme, arme Mami! Aber es ging nicht. So durfte sie mit der, die ihr das Leben geschenkt, nicht sprechen. Wie hätte sie der Tochter klagen dürfen – – –

Also schwiegen beide, nur ihr Empfinden sickerte in feinen Wellen durch den Raum, ver-[16]mischt sich, während die Lippen geschlossen blieben.

Es läutete.

Der Papa! dachten beide, aber niemand sprach es aus. Und plötzlich fühlten sie eine schwere Müde in den Gliedern. Sie wollten ihm entgegen, ohne es zu können. Es war etwas in ihnen, wie im Kinde, dem vor Schlaf die Lider zufallen – schwer – müd – – –

Der Papa lachte, er ging durch die Zimmer. Endlich kam er ins Nebengemach. Er schäckerte mit dem Stubenmädchen, das Licht anzünden wollte.

Maria sah es genau durch den Spiegel. Da – schrecklich – ganz unmerklich zuckte Mama zusammen. Sie konnte es nicht beschreiben. Es war, als ob ihre Seele innen einen Ruck bekommen hätte. Dabei spreizten sich ihre Augen auseinander, als sähe sie in einer Vision den Tod vor sich. Die arme Mama! Es dauerte alles nur eine Tausendstel-[17]sekunde. Papa hatte das Mädchen in die Wangen gekniffen.  
Nun fühlte sie Mamas gefolterten Blick: Hat meine Tochter gesehen?

Da blickte sie in schamhaftem Mitleid auf die Tischdecke: ich denke schon die ganze Zeit, wie diese Gobelins heutzutage eigentlich ganz schön imitiert werden können.

»Ja, nicht wahr«, sagte die Mama. »Siehst du, alles ist möglich, wenn man nur ernstlich will.«

Dann stand sie auf, laut rufend: »Guten Abend, Papa.« Und ging dem Gatten entgegen.

Darauf saßen alle drei unter der Lampe. Papa, sie und Mama, mit den wunden, traurigen Augen und dem gütig-verzeihenden Lächeln – die Gute – Edle –

HERMINE VILLINGER

*Mein Klostertagebuch*

1905

[*Im Klosterpensionat*]

[12]

3. Juni 18 .

Ich muß wirklich sagen, ich bin ein gottgesegnetes Geschöpf, denn ich habe Freundinnen, die fast alle wahre Vollkommenheiten sind. Sie heißen: Lisbeth, Marie, Cécile, Ida, Juliette, Anna, Else, Fanny.

Mit Cécile ging es mir so:

Sie war die *ancienne* des großen Dorts ors und mein Bett stand neben dem ihrigen. Ich war damals, natürlich lang vor meiner ersten Kommunion, ein schrecklich unartiges Geschöpf. Wenn dann Cécile den Rosenkranz in ihrem Bett betete und so ernsthaft fromm dabei aussah, da konnte ich nicht anders, und plötzlich flog ihr mein Kissen an den Kopf. Natürlich schalt sie und die andern lachten, und so gab's jeden Abend einen Skandal im Dortoir.

Endlich, wie ich eben anfing, besser zu werden, was geschieht?

Ich komme eines Abends ins Dortoir und finde Céciles Bett neben mir zugedeckt. Ach und nun wußte ich's und alle Welt wußte es: Cécile war ins Noviziat eingetreten. Ich warf mich über ihr Bett hin und weinte wie verrückt.

[13] Mère Clémence blieb bei mir stehen:

»Wer wird sich so gehen lassen, mein Kind!« sagte sie, »Überwinden Sie Ihren Schmerz; Sie haben Ihre Freundin nicht verloren, und wenn Sie vernünftig sind, so werde ich die *révérende mère* bitten, Ihnen morgen *sœur* Cécile für eine Weile zu schicken.«

Sie kam wirklich in ihrem weißen Häubchen, und seither

habe ich sie noch recht oft gesehen, aber ich weiß nicht, es ist doch nicht mehr dasselbe, wenn man nicht mehr miteinander singt und sich freut und ärgert.

Auch Lisbeth und Marie gehen herum wie halbe Heilige, so daß ich in der größten Angst bin, sie könnten auch eines Tages im Noviziat verschwinden. Gottlob, Lisbeth wird nie zur rechten Zeit in der Toilette fertig; das ist wenigstens ein Fehler.

Valérie, die Französin ist und sehr schön, ist jedenfalls die Weltlichste. Manchmal, in einem Winkel des Gartens oder Korridors, spielt sie uns Theater, und das ist prachtvoll; bald ist sie ein alter Herr, bald eine alte Dame, eine *mondaine* oder eine Nonne; wenn sie aber die *Phèdre* spielt und wie ein Wirbelwind spricht, mit ausgestreckten Armen und rollenden Augen, das ist ganz wie auf dem Theater und einfach prachtvoll. Aber es kommt mir vor, als ob unsere *mères* das nicht gern sehen, wenn sie spielt, und Valérie scheint das zu wissen, denn sie hört immer schnell in der *Phèdre* auf, wenn *mère* Clémence in die Nähe kommt. Ich glaube, nie-[14]mand liebt Valérie außer *mère* Dominika, die auch Französin ist.

Ich habe einmal gehört, wie Valérie zu ihr sagte:

»Wer versteht mich denn in diesem Haus – niemand als Sie, ma mère!«

Seitdem ist sie mir unendlich interessant.

Auch Ida ist anders als die andern; sie ist sehr gelehrt und weiß schon alles, hat in der großen Klasse ein Extratischchen und lernt was sie mag. Alle Daten in der Geschichte hat sie im Kopf. Aber sie korrigiert einem immer; mich z. B. schreit sie fortwährend an: »*Les verbes, Hermine, les verbes!*«

Ihre Vergangenheit ist eine sehr bewegte. Sie ist schon fünf Jahre im Kloster und war im Anfang furchtbar böse. Eines Tages findet die *révérende mère* ihre Lieblingspflanzen im Korridor, alle mit abgeknickten Blumen; auf der Erde lagen sie.

Die *révérende mère* kam in die große Klasse, wo die Kinder zum Abendgebet auf den Knien lagen.

»Wer von Ihnen hat mir meine schönen Pflanzen verdorben?« fragte die *révérende mère*.

»Ich«, sagt Ida und steht auf.

»Aber mein Kind, warum haben Sie das getan?«

»Damit man mich fortschickt.«

Darauf schrieb man an Idas Vater, er möchte sie holen, und er kam und bat die Klosterfrauen, sie möchten doch das Kind um alles in der Welt behalten, es habe [15] keine Mutter mehr, und er wisse gar nicht, was anfangen mit dem wilden Mädchen.

Dies alles hat man mir erzählt. Jetzt ist Ida die *ancienne* des Klosters, der man zu gehorchen hat, wenn die Lehrerinnen nicht da sind. Sie hält sich sehr gerade und ist sehr streng, aber sie kann furchtbar lachen. Auch hat sie immer einen Kummer, und man sieht sie in einem Winkel des Korridors bald der *révérende mère* bald *mère Clémence* etwas anvertrauen, wobei sie schrecklich weint. Wenn ich doch nur auch einmal einen so interessanten Kummer hätte!

1. Juli 18 . .

Ich weiß jetzt, was Ida für einen Kummer hat: weil ihr Vater protestantisch ist.

Vielelleicht ist es sehr sündhaft von mir, aber da würde ich wirklich nicht weinen, denn was kann denn so ein armer Vater dafür? Wenn ich nur an meinen Papa denke, bin ich froh, und ich hätte ihn gerad so lieb, selbst wenn er noch was Ärgeres als protestantisch wäre. Es war immer zu schön, wenn er uns mitnahm; einmal in eine Menagerie, da war ein großer, stiller Löwe, und Papa ging hin und streichelte ihm die Tatze, worauf der Löwe die Augen schloß und Papa nicht das geringste tat. Ich aber streichelte einen Affen, und der riß mir [16] all meine schönen Maiblumen vom Sonntagshut und hatte ein solches Vergnügen dran, daß es zum Totlachen war. Hermann aber war auf den Elefanten geklettert, und wie er

wieder herunterkam, waren seine weißen Höschen rabschwarz.

So hatte jedes sein Vergnügen gehabt.

3. Juli 18 . .

Ich mache es nämlich so: ich eile mich sehr mit dem Nachlesen der heiligen Messe, so daß ich eine ganze Weile vor dem Herrn Pfarrer fertig bin. Dann denke ich heim. Ich hoffe, der liebe Gott nimmt mir das nicht übel, aber wann soll man's denn tun? Kaum ist man im Bett, schläft man; während der Rekreation singt und lacht man, und in der Klasse soll man aufpassen. Nur in der Kirche, da ist Ruhe. Und das ist dann so wunderschön, wenn es so kommt! Erst taucht eine Gasse auf, z. B. der Kasernenplatz, wo einem an der Ecke der Wind immer den Hut nahm. Oder der Schloßplatz, wo ich vor meiner Abreise auf den Ketten saß, und es mir so sterbensübel war, weil ich ein Viertelpfund Schokolade gegessen hatte. Das hatte ich von der Mama einer Schulfreundin bekommen zum Abschiedstrost.

Oder die Hirschstraße mit der großen Bretterwand, wo Mama einmal sagte: »Hier ist die Welt mit Brettern [17] vernagelt.« Und wie mir das – ich war noch ganz klein – zu schaffen machte und ich zurückblieb und so gern durch ein Loch geschaut hätte, um zu sehen, wie es aussieht, wenn die Welt aufhört. Gewiß hätte mich Papa zu dem Loch hinaufgehoben, wenn ich ihn darum gebeten hätte. Aber alles ist so geheimnisvoll, wenn man klein ist; ich glaube, man weiß nicht, daß man fragen kann.

In der Waldstraße, wo wir wohnten, war ich einmal sehr unglücklich. Mama war mit uns am Bescherungsnachmittag zu Bekannten gegangen, die ein Kripplein hatten. Wir standen vor dem Kripplein, und ich weiß noch, daß mir das Herz klopfte vor Freude. Da hörte ich Mama sagen: »Wir können nur zwei Minuten bleiben, wir haben selbst gleich Bescherung.« Damit war alles aus, und ich kann nicht sagen, wie

unglücklich ich war, denn ich sah nichts mehr, ich konnte gar nichts mehr sehen; die Hirten, die Bäume, das Jesukind, alles tanzte mir vor den Augen herum, weil ich immer denken mußte: zwei Minuten – nur zwei Minuten –.

Auf der Straße, der Hermann erzählte dann von all den Sachen, die er gesehen, ganz genau beschrieb er die Hirten, das Jesukind, den Ochs und das Eselein; und ich wußte nichts. Und so ist's noch heut', gleich verliere ich den Kopf, – ob's eine Freud' ist oder ein Unglück. Am besten ist's, ich laufe dann, was ich kann; das hilft mir immer. Jetzt im Kloster geht das prächtig, da habe ich den Garten und den Korridor und kann [18] mich sogar an ein Reck hängen, wenn ich Lust habe. Immer mehr sehe ich ein, welch ein Glück es ist, daß mich die Eltern ins Kloster getan.

HENNY KOCH

*Papas Junge*

1905; 22. Aufl. um 1910

[315]

### Wandlung

Nun ging's schon gegen Weihnachten. Friedel war also wirklich Braut, so erstaunlich und unglaublich diese Tatsache allen, voran ihr selbst, erschien.

Der Papa hatte lange gebraucht, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, nachdem er ihn anfänglich überhaupt nur unsaglich schwer erfaßt hatte.

Bei der Verlobung selbst hatte er nur immerzu den Kopf geschüttelt und Friedel von der Seite ungläubig angesehen. Am Abend, als der neugebackene Bräutigam sehr umständlichen Abschied von seiner kleinen, urdrollig verlegenen

Braut genommen hatte und heimgeritten war, hatte der Papa seinen Jungen ins Gebet genommen.

»Jungchen!«

»Ja, Papa.«

»Sag mal, ist denn das nu Ernst?«

»Was, Papa?«

»Die dumme Geschichte da mit dem Rödern.«

Friedel wurde feuerrot, hing den Kopf und warf dem Papa von der Seite einen halb verlegenen, halb schelmischen Blick zu.

[316] »Muß wohl, Vaterherz! Weshalb hast du mir nicht deine Arme hingehalten, dann wär' ich da hineingelaufen! Ich wußte ja vor lauter Verlegenheit nicht wohin. Nun hat er's getan, und da bin ich in die seinen geraten.«

Er mißverstand das, denn er zwinkerte ihr über der Pfeife her listig zu und erbot sich gutmütig: »Ich helf' dir wieder raus!«

Friedel verstand nicht gleich, was er damit meinte, als sie es aber verstanden hatte, flog sie auf ihn zu, nahm ihm ohne Umstände die Pfeife aus dem Mund, legte die Arme um seinen Hals, schmiegte ihr Gesicht an seine bärtige Wange und flüsterte: »I wo, du dummes Väterchen, ich hab' ihn ja doch lieb!«

Da stand ihm vor Erstaunen einen Augenblick der Atem still und der Mund offen. Dann räusperte er sich.

»Hm, so – hm, hm! Weißt du's auch gewiß?«

Sie barg schämig das Gesicht an seiner Brust und flüsterte:

»Soviel ich davon versteh'e, ja!«

Er hatte schweigend wieder nach der Pfeife gegriffen und dampfte nun so sehr, daß Friedel husten, prusten und niesen mußte, bis ihr die hellen Tränen übers Gesicht liefen. Vielleicht hatten die Tränen übrigens auch einen andern Grund, man weiß so was nie genau. Das ging eine ganze Weile so weiter.

»Väterchen!« Es klang ganz verzagt und schüchtern. Es klang ganz verzagt und schüchtern.

»Jungchen?«

»Hast du kein Wort für mich und – und – ihn?«

Da legte er die Pfeife weg, schlang die Arme um sein Kind, zog es dicht, dicht an sich heran, so daß der Stoppelbart ganz empfindlich die weiche Wange kratzte.

»Gott segne dich – Gott segne euch!« sagte er einfach. Und auch über seine Wange rann was Feuchtes, ob aus den eigenen, ob aus des Kindes Augen – die beiden, die sich da umschlungen hielten, lange, lange, die konnten's nicht unterscheiden, und es lag ihnen auch nichts daran – – – – –

Ja, Friedel war wirklich Braut!

Tante Lenchen hatte die Tatsache rascher gefaßt als der Bruder.

Sie hatte die Nichte, nachdem sie der Bräutigam aus der ersten Umarmung losgelassen, mit Würde ans Herz gezogen.

[317] »Ich gratuliere dir, Frieda, mein Kind. Und ich gratuliere mir, denn nun habe ich jemand, der mir helfen wird, dir zu zeigen, wie recht die alte Tante mit dem Kampf gegen alle die Tollheiten hatte.«

Damit reichte sie Klaus von Rödern die Hand, über die er sich verehrungsvoll beugte, um sie an die Lippen zu führen.

Friedel hatte dem Bräutigam einen etwas erschrockenen Blick zugeworfen. Was sie in dem seinen las, mußte sie beruhigen.

»Tantchen, er hat aber doch eigentlich Papas Junge und nicht deine Nichte gewollt«, meinte sie mit einem Schelmensblick.

»Das hat er«, bestätigte Klaus von Rödern.

Die Tante schüttelte hinter den beiden den Kopf. Erbarm dich – noch einer, der sie verwöhnte! Na, mochte er! Das war ja jetzt seine Sache! Mochte er sehen, wie er mit dem Unband fertig wurde, wie er sich aus dem Jungen eine gesittete Hausfrau heranzog. Er war alt genug, um zu sehen und zu prüfen; sie, die Tante, wusch ihre Hände in Unschuld. Sie war nun

ihrer Sorge ledig und konnte in Frieden schlafen, statt sich die Nächte durch um die Zukunft des Kindes zu grämen. Gott segne das Kind und lasse es nicht büßen für die Fehler, die andre, – ein scharfer Seitenblick traf den Bruder – gemacht haben! – – – – –

Fräulein Friedel, »uns' Freileinche«, ist Braut!

Der Jubel, das Erstaunen, die Freude aller im Hause beim Bekanntwerden der Tatsache war nicht zu beschreiben.

Friedel war mit dem Bräutigam hinuntergegangen, sich ihre Glückwünsche zu holen.

Die alte Babette namentlich war dermaßen gerührt, daß sie vor lauter Rührung eine ganz rote Nase bekam, so hatte sie dran herum gewischt.

»Freileinche, Freileinche, unser liewer Herrgott im Himmel schenk' Ihne so viel Glück, als er nur zusamme bringe kann for ein Menschekind allein. Gelle Se, jetz sin Se awer nit mehr bes iwer deß dumme Gekoch, wie Se als gesagt hawwe, jetz sin Se froh derfir.«

»Bin ich, Babetteken, bin ich. Und dank' dir auch schön für alle die Mühe. Aber jetzt soll's erst recht losgehen. Sollst mal [318] sehen, jetzt wird's Ernst. Ich muß viel lernen, eh' ich – eh' ich – –

Friedel wurde ganz rot. Das Wort »heiraten« blieb ihr in der Kehle stecken.

»Des ist recht«, fiel Babette ein, »des is awer recht. Do wolle mer uns alle Mih gewe, daß der Herr Breitigam zufriede sin.«

»Das ist er zwar jetzt schon. Aber wenn Sie meiner kleinen Braut helfen wollen, sich zur künftigen Hausfrau vorzubereiten, so bin ich Ihnen sehr dankbar.«

Damit hatte sich Klaus von Rödern der fetten Babette leicht schmelzendes Herz von Grund aus erobert, und sie schwur hinfört nicht höher, als »der gnädige Herr Breitigam von uns' Freileinche«. – – – – –

»Friedel, denkt euch, Friedel Polten ist Braut!«

So schwirrte und summte das Gerücht auch durch das Städtchen. Und die einen freuten sich darüber, die andern neideten es, wie das so zu gehen pflegt. Alle aber erstaunten sich, erstaunten sich ganz über die Maßen, denn von Friedel Polten, der tollen Friedel, hätte man alles andre erwartet, als just das.

Lilli und die Freundinnen alle kamen möglichst schnell heraus nach Dresdorf. Sie trieb neben der Teilnahme am Glück der Freundin vor allem auch die Neugier, just diese Freundin gerade als Braut zu sehen.

Und sie kamen auf die Kosten. Friedel in dieser ersten Zeit als Braut zu sehen, war wirklich urdrollig.

Halb verlegen und scheu, halb herausfordernd und übermütig, das sonderbarste Gemisch, das man sich denken konnte.

Erst hatte sie ganz sittig und verschämt an der Seite des Bräutigams die Glückwünsche entgegengenommen. Wie sie aber bemerkte, daß die andern sie prüfend beobachteten, als sei sie ein Wundertier, da brach sie los.

»Hört mal, Kinders, das will ich euch sagen. Wenn ihr denkt, wir sollen hier den Hanswurst für euch machen, euch sozusagen was vorspielen, weil ihr uns so angafft, so seid ihr irr. Seht uns mal recht genau an! Der da will's also wirklich mit mir probieren, und so wie jetzt eben sieht Papas Junge als Braut aus. Seid ihr [319] nun fertig, ja? Und jetzt bitt' ich mir aus, daß die Sache damit erledigt ist.«

Alles lachte, und man ging zur Tagesordnung über.

Und das ganze Leben überhaupt ging nach kurzem, selbst über dies wichtige Ereignis, zur Tagesordnung über, wie es solches nach jedem Ereignis, sei es trüber, sei es froher Natur, zu tun pflegt. Ob sich hier ein paar Augen schließen für immer, sich dort ein paar dem Lichte öffnen, ob hier Tränen fließen, dort Freude walten, ob die einen obenauf schwimmen auf der Woge des Glücks, die andern in verzweifelndem Ringen untergehen – das Leben geht seinen Gang immerzu, immerzu. Die Sonne scheint, der Regen fällt, die Stürme

tosen, die Saat keimt, reift und welkt, und die Zeit hastet vorüber, weiter, immer weiter.

So stand man also schon kurz vor Weihnachten, und Friedels kleine Welt in und um Dresdorf, voran Friedel selbst, war nun vollständig vertraut mit dem Gedanken an diese Brautschafft.

Mit der kleinen Braut selbst hatte die Zeit eine merkwürdige Wandlung vorgenommen. Was nicht bitten und nicht schelten, was keine Ermahnungen und keine Vorwürfe, was nicht der Tante Erziehungsbestrebungen, nicht der Schwester Beispiel vermocht hatten, die Liebe brachte es alsbald zu stande. Die schuf aus dem tollen, jungenhaften Geschöpf ganz unversehens und unmerklich ein weiches, verständiges Mädchen, das die Aufgabe, die seiner harzte, voll erfaßte und mit rührendem Bemühen zu meistern trachtete.

Papas Junge war sich wohl bewußt, was fehlte, um den Ehrenplatz der Braut und zukünftigen Hausfrau an der Seite ihres zukünftigen Mannes würdig ausfüllen zu können, und Friedel strebte mit der ganzen Energie ihrer frischen, kräftigen Natur danach, sich zu dem umzuformen, was sie als richtig erkannt hatte.

Tante Lenchen sah es mit stolzem Triumph. Sie schrieb sich den Löwenanteil an dieser Wandlung zu, ihre Erziehungsgrundsätze zeigten doch endlich Früchte. Sie trug in diesen Wochen den Kopf sehr hoch, war aber doch zu edel, dem armen Unterlegenen, dem Bruder Konrad, seine Niederlage durch Wort und Hinweis noch schmerzlicher zu machen, höchstens, daß sie sich einmal einen triumphierenden Blick gönnen, der noch dazu meistens unbemerkt [320] abprallte. Den geschlagenen Gegner soll man schonen, dies Prinzip aller edlen Seelen machte Tante Lenchen durchaus zu dem ihren, denn Tante Lenchen war nicht nur eine edle, sondern auch eine gute, alte Seele.

Der Papa freilich, der Papa, der trauerte seinem Jungen nach mit verhaltenem Zorn, mit Ingrimm zuerst, und mit innerlichem Wehren. [ . . . ]

[322] »Vaterherz, ich hab' dich ja so lieb – so lieb, aber ihn auch – ihn auch! Laß mich doch lernen und mich vorbereiten, daß ich ihm sein kann, was ich sein muß. Sieh, ich weiß ja am besten, was mir fehlt. Deine Schuld ist's nicht, weiß Gott nicht. Du hast deinen Jungen so glücklich gemacht, so von Herzen glücklich. Aber jetzt, Vaterherz – « eine lichte Röte überzog allmählich das ganze Gesicht und die Augen leuchteten –, »jetzt ist noch ein andres Glück an dein Kind herangetreten, das andres von ihm [323] verlangt. Zweierlei kann ich nicht sein, Vaterherz, willst du das begreifen? Nicht – nicht – dein Junge und – und seine Frau!«

Da war's heraus. Der Papa war zusammengezuckt und hatte versucht, Friedel von sich zu schieben. Die aber klammerte sich nur umso fester an ihn.

»Versteh' mich doch recht, Väterchen, o versteh' mich recht«, flehte sie in röhrenden Tönen. »Dein Kind will ich ja sein, dein dich innig, innig liebendes Kind. Mit jedem Atemzug, mit jedem Herzschlag will ich dir beweisen, wie lieb ich dich habe. Aber sei mir nicht böse, deinen Jungen muß ich dir nehmen und ein Mädel daraus machen, daß er eine richtige Frau kriegt, die er lieb haben kann. Kannst du dich denn nicht in diesen Gedanken hineinfinden, Vaterherz?«

Das liebe Gesicht sah ihn so beweglich an, und doch, ganz hinten in den Augen, da blitzte der Schelm, und er saß auch schon in den Mundwinkeln, die noch vom Weinen verrätsisch zuckten.

»O du glückseliger, jungfrischer Apriltag«, mußte er denken, der alte Mann, der da nichts sagen konnte, weil er seiner Stimme nicht traute, und nur sein Kind fester und fester an sich zog.

Aber Friedel verstand diese Antwort. Glückselig schmiegte sie sich an den Papa.

Tante Lenchen war lange zuvor schon sehr leise hinausgegangen. Wo zwei sich etwas zu sagen haben, da läßt man sie am besten allein.

Seitdem war »Jungchen« verschwunden aus Papa Poltens Lexikon. Rief er sein Kind, so war es »Friedel« oder auch »mein Kind«.

Klaus von Rödern fiel es auf. Als er aber seine kleine Braut danach befragte, schloß diese ihm mit einem Kuß den Mund.

»Frag nicht, Klaus«, sagte sie dann schelmisch, »willst du?«

Und er fragte nicht wieder. Wenn man die Antwort kennt oder sie sich doch zusammenreimen kann, so wird die Frage überflüssig.

Und so war der Weihnachtsabend herangekommen, für Friedel viel zu frühe, denn sie hatte unendlich viel Geheimnisvolles vorzubereiten, und war in diesen Tagen ganz blaß geworden.

Klaus sah es und mahnte: »Übertreib's nicht, mein Lieb. Mir [324] sind deine roten, frischen Wangen lieber, als die größte Weihnachtsüberraschung.«

»Wo denkst du hin, du eingebildeter Mann«, entgegnete lachend Friedel, »für dich fällt gar nichts ab. Sollte mir noch fehlen, habe schon mit Väterchen und der Tante meine liebe Last. Puh, die Nadel und ich, wir stehen noch immer auf gespanntem Fuß!«

Klaus lachte und wollte sie haschen.

Flink wie eine Eidechse sprang sie davon und mahnte noch: »Geh rauchen mit Papa. Ich muß noch was fertig machen. Christkindlein erwartet mich.«

Und gehorsam ging er rauchen. Er und Papa Polten waren jetzt die besten Freunde. Der Papa ließ ihn nicht entgelten, was er durch ihn missen mußte, auch in Gedanken nicht.

HELENE FABER

*Pensionsbriefe eines enfant terrible*

1909

[Im Mädchenpensionat]

[30]

Hilmarshausen, den 22. Juni 97.

Liebe Elly.

Jetzt bin ich die alte Lotte wieder, in richtigem Fahrwasser; ich plätschere in Opposition und habe eine prächtige Gefährtin gefunden: Ilse Mertens, ein reizender Kobold: pfiffig und naiv, lenksam und eigensinnig, »wies treffst«, lammfromm und ungeberdig, je nach Gelegenheit und Bedarf. Wir ziehen an einem Strick. Spar Dir Deine Predigt, holde Musterjungfrau, von meinen Verführungskünsten u. s. w., kann ich alles auswendig. Also: Die kleine Ilse – sie ist ein süßer Fratz, das »baby« genannt, mit blondem Kraushaar, blitzenden Blaualen, Grübchen in Kinn und Wangen und einem rechten Küßmälchen, sie macht die unschuldigste Miene von der Welt und hats doch faustdick hinter den Ohren – Ilse hatte mich von Anfang an aus der Ferne angeschmachtet; ein Zufall führte uns zusammen. Ich hatte nämlich von einer unerlaubten Waldpartie, – natürlich über die bespitzte Mauer, ich habe da am Ende des Gartens einen prächtig bequemen und wohl verborgenen »Aufstieg« entdeckt, er ist mein alleiniges Geheimnis, denn zur Zwiesprache mit meinem lustigen Freund dem Wildbach und den lieben Waldvöglein brauch und mag ich keine Gesellschaft – eine riesig große Waldschnecke mitgebracht, solch eine glatte, glänzende schwarze ohne Haus, mich, als das Abendbrot vorüber war, unbemerkt in Miß Mabels Zimmer geschlichen und das liebliche Tier in der Miß weißes Bettchen gesetzt. Dann harrete ich atemlos in meiner Zelle der Dinge, die da kommen sollten – und sie kamen. Alles war schon zu Bett, alle Lichter ausge-

pustet. Da gellt durch das stille Haus ein Hilfeschrei, ein zweiter, [31] ein dritter. Das kommt aus Miß Mabels Zimmer. Alles stürzt – ich voran, dahin. Die Miß klammert sich in Todesangst an meinen Arm, die lange, dünne Gestalt nur mit einem Nachthemd bekleidet, auf dem semmelfarbenen Kopf eine bekruste Nachtmütze – ein Vorwurf für einen Maler, der eine Nachteule braucht, sage ich Dir.

Ach Elly, auch Dein ehrbares Herzchen wäre geborsten vor Lachen über die nächtlichen Bilder. »Majestät« würdig, wie immer, die »Kreuzspinne« in einem Schlafrock von unbeschreiblicher Farbe und Schnitt aus den dreißiger Jahren – aus Großmutters Handkörbchen etwa, unser »bijou« niedlich in spitzenbesetztem Negligé, einfach zum Verlieben, »Gustels« mit der Lampe in der Hand, in rotem Rock und blauer Jacke, den Mund weit offen vor Schreck. Draußen auf dem Korridor die ängstlich besorgten Stimmen unsrer männlichen Beschützer, wir drinnen alle kreischend – wir hatten ja alle so gut wie nichts an. Und das »Albino« noch immer schluchzend und zitternd in meinem Arm. Ich sag Dir, himmlisch!

»Was ist denn aber nun eigentlich los?« übertönt »Majestäts« ruhige Stimme endlich die babylonische Stimmenverwirrung.

»Eine Tier, eine wilde Tier, eine schwarze Slang ist in meine Bett. Sie so kalt sein und so glatt, und sie mich wollten beiß, deshalb ich so gescrei. Da, sehen Sie!« Und sie lüftet vorsichtig die Decke und zeigt auf den träge stillliegenden Waldbewohner.

»Aber Miß Mabel«, sagte ich, mir mühsam das Lachen verbeißend, »das ist doch keine Schlange, sondern eine harm-[32]lose Waldschnecke. Die ist durchs Fenster herein gekrochen. Sie soll Sie nicht länger erschrecken«, heuchle ich mitleidig, ergreife das vermeintliche Ungetüm und werfe es durch das Fenster in die grüne Wildnis unseres Gartens.

Allgemeines Lachen und Schwatzen, Ach und Oh! folgt der Scene. Jetzt sieht das »Albino« verlegen an sich herunter. »Ih

sein so nicht angezogen«, lispelt sie. »Wir auch nicht«, klingt neben mir eine muntre Stimme und dann schleicht sich ein kleines, weiches Händchen in meine tapf're Rechte, die die »schwarze Slang« entfernt von Miß Mabels jungfräulichem Lager. Und das »*baby*« flüstert mir zu: »Das haben Sie aber fein gemacht, Lotte; die böse Sieben verdiente längst eine Strafe.« Ich drückte ihr verständnisinnig die Hand. »Sehen Sie doch Lilly Kronheim an«, fährt sie fort. »Wo hat sie denn ihre schönen blonden Locken gelassen?« Ach, Lilly, unsere »beauté«, groß, schlank, weiß und rosig, blauäugig, stolz und hochmütig wie eine Fürstin, dabei nichts weniger als geistreich – sie weist statt des goldblonden Lockengringels ein winziges, farbloses, chinesisches Zöpfchen auf. Also Pariser Fabrikat diese Lockenfülle, ihrer Schönheiten schönste! Wir stießen eine die andre lachend an, und unsere *beauté* verduftete. »Kostbare Entdeckung, Ilse. Warte, Deinen Hochmut wollen wir Dir austreiben, schöne Lilly.« – Ilse kam die Nacht mit auf mein Zimmer, und mit Praliné aßen wir in meinem Bett enganeinander geschmiegt Brüder-schaft und schlossen ein Schutz- und Trutzbündnis und schmiedeten bis an den hellen Morgen Pläne zu unserem Vergnügen und anderer Ärger. Aber getrost, mein blonder Engel, Dir thut die Freundschaft keinen Abbruch. Du stehst [33] weltenhoch über allen andren »ohne Konkurrenz!« Ich bin und bleibe ewig

Deine  
Dich zärtlich liebende  
Lotte.

\*      \*

ADELHEID POPP

### *Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin*

1909

[»Du bist schon ein großes Mädel.«]

[10] »Du bist schon ein großes Mädel und mußt nun ordentlich verdienen«, sagte mir meine Mutter. Wie gerne hätte ich viel gelernt, Lehrerin zu werden, war mein Ideal, doch wäre es nahezu phantastisch gewesen, davon auch nur zu reden, das sah ich schließlich mit meinen zehn Jahren selbst ein. Wir zogen zu einem alten Ehepaare in eine kleine Kammer, wo in einem Bett das Ehepaar, im andern meine Mutter und ich, schliefen. Ich wurde in eine Werkstatt gegeben, wo ich Tücher häkeln lernte; bei zwölfstündiger fleißiger Arbeit verdiente ich 20 bis 25 Kreuzer im Tage. Wenn ich noch Arbeit für die Nacht nach Hause mitnahm, so wurden es einige Kreuzer mehr. Wenn ich frühmorgens um 6 Uhr in die Arbeit laufen mußte, dann schliefen andere Kinder meines Alters noch. Und wenn ich um 8 Uhr abends nach Hause eilte, dann gingen die anderen genährt und gepflegt zu Bett. Während ich gebückt bei meiner Arbeit saß und Masche an Masche reihte, spielten sie, gingen spazieren oder sie saßen in der Schule. Damals nahm ich mein Los als etwas selbstverständliches hin, nur ein heißer Wunsch überkam mich immer wieder: *mich nur einmal ausschlafen zu können*. Schlafen wollt ich, bis [11] ich selbst erwachte, das stellte ich mir als das Herrlichste und Schönste vor. Wenn ich dann manchmal das Glück hatte schlafen zu können, dann war es erst kein Glück, dann war Arbeitslosigkeit oder Krankheit die Veranlassung. Wie oft an kalten Wintertagen, wenn ich abends die Finger schon so erstarrt hatte, daß ich die Nadel nicht mehr führen konnte, ging ich zu Bett mit dem Bewußtsein, daß ich morgens um so früher aufstehen müsse. Da gab mir die Mutter

nachdem sie mich geweckt, einen Stuhl in das Bett, damit ich die Füße warm halten konnte und ich häkelte weiter, wo ich abends aufgehört hatte. In späteren Jahren überkam mich oft ein Gefühl grenzenloser Erbitterung, daß ich gar nichts, so gar nichts von Kinderfreuden und Jugendglück genossen hatte. —

Das alte Ehepaar, bei dem wir wohnten, war sehr zweifelhaften Charakters. Die Frau lebte davon, daß sie jungen Mädchen und Frauen aus den Karten ihre Zukunft prophezeite. Auch mich ließ sie in meine Zukunft blicken, die sie mir aus den Karten mit den schönsten Farben malte. Natürlich spielte der Mann die Hauptrolle und ebenso natürlich ein reicher Mann. Diese Frau hätte für mich verhängnisvoll werden können. Sie sagte mir, dem zehneinhalbjährigen Kinde viele Schmeicheleien, schmückte mich mit Seidenbändern und gab mir Näschereien. Alles das könnte ich immer haben, versicherte sie, nur dürfe meine Mutter nichts davon wissen. Sie eiferte mich zu vielen Dingen an, die ich nicht zu tun wagte, weil sie mir ungehörig schienen.

[12] Zum Glück war meine Mutter mißtrauisch und wir mieteten ein Kabinett, das wir für uns allein hatten. Auch mein jüngerer Bruder kam wieder zu uns und brachte einen Kollegen mit, mit dem er das Bett teilte. So waren wir vier Personen in einem kleinen Raum, der nicht einmal ein Fenster hatte, sondern das Licht nur durch die Fensterscheiben erhielt, die sich in der Tür befanden. Als einmal ein bekanntes Dienstmädchen stellenlos wurde, kam sie auch zu uns, sie schlief bei meiner Mutter im Bett und ich mußte zu ihren Füßen liegen und meine eigenen Füße auf einen angeschobenen Stuhl lehnen.

Ein Jahr blieb ich Schafwollhäklerin und lernte eine ganze Anzahl Werkstätten kennen; denn wenn wir hörten, anderswo werde auch nur um einen Kreuzer für das Tuch mehr bezahlt, so mußte ich dorthin gehen. So kam ich immer in eine andere Umgebung und unter andere Menschen und konnte mich an keinem Ort recht eingewöhnen. Dadurch



Von ihr selbst erzählt  
Mit einem Geleitworte  
von August Bebel

erhielt ich Einblick in viele Familienverhältnisse. Der Ertrag der Ausbeutung so vieler junger Mädchen war überall die Grundlage der Existenz. Ich arbeitete wiederholt bei Beamtensgattinnen oder bei Angestellten kaufmännischer Berufe, wo die standesgemäße Lebensweise nach außen nur möglich war durch die Ausnützung unserer Arbeitskraft. Ich war überall die Jüngste von allen, und um nicht mit Rücksicht auf meine Jugend noch schlechter bezahlt zu werden, gab ich ein höheres Alter an, was ich ganz gut konnte, da ich über mein Alter groß war und weil mich mein [13] ernstes Wesen auch älter erscheinen ließ. Zudem mußte ich als älter gelten, damit nicht jemand verraten konnte, daß ich eigentlich die Schule besuchen sollte.

Ich war im zwölften Jahr, als meine Mutter für mich eine Lehre entdeckte. Ich sollte nun einen Beruf erlernen, von dem noch angenommen wurde, daß ein besserer Verdienst bei Fleiß und Geschicklichkeit zu erzielen sei. Natürlich konnte ich wieder, meines schulpflichtigen Alters wegen, nur zu einer Zwischenmeisterin in die Lehre kommen. Es war eine Verwandte, bei der ich nun, wieder zwölf Stunden im Tage lernte, aus Perlen und Seidenschnüren Aufputz für Damenkonfektion herzustellen. Ich erhielt keinen fixen Lohn; meine Verwandte berechnete bei jedem neuen Artikel, wieviel man in einer Stunde machen könnte und bezahlte dann die Stunde mit fünf Kreuzern. Hatte man größere Übung erlangt und dadurch die Möglichkeit mehr zu verdienen, so reduzierte sie den Lohn. Unaufhörlich, ohne sich auch nur eine Minute Ruhe zu gönnen, mußte man arbeiten. Daß dies von einem Kinde in meinem Alter schließlich nicht zu erwarten war und auch von keinem anderen zu leisten ist, weiß jeder, der selbst beurteilen kann, was zwölf Stunden anhaltender Arbeit überhaupt zu bedeuten haben. Mit welchem Verlangen sah ich immer nach der Uhr, wenn mich die zerstochenen Finger schon schmerzten und wenn ich mich am ganzen Körper ermüdet fühlte. Und wenn ich dann endlich nach Hause ging, an schönen warmen Sommertagen oder

im bitterkalten Winter, [14] immer mußte ich, wenn viel zu tun war, noch Arbeit für die Nacht nach Hause nehmen. Darunter litt ich am meisten, weil es mich um die einzige Freude brachte, die ich hatte.

Ich las gerne. Ich las wahllos, was ich in die Hände bekommen konnte, was mir Bekannte liehen, die auch nicht zwischen Passendem und Unpassendem unterschieden und was ich im Antiquariat der Vorstadt für eine Leihgebühr von zwei Kreuzer, die ich mir vom Munde absparte, erhalten konnte. Indianergeschichten, Kolportageromane, Familienblätter, alles schlepppte ich nach Hause. Neben Räuberromänen, die mich besonders fesselten, interessierte ich mich lebhaft für die Geschicke unglücklicher Königinnen. Neben »Rinaldo Rinaldini« (der mein besonderer Liebling war), die »Katarina Kornaro«, neben »Rosa Sandor« die »Isabella von Spanien«, »Eugenie von Frankreich«, »Maria Stuart« und andere. »Die weiße Frau in der Hofburg« zu Wien, alle Kaiser Josef-Romane, »Die Heldin von Wörth«, »Kaisersohn und Baderstochter« vermittelten mir geschichtliche Kenntnisse. Ihnen reihten sich die Jesuitenromane an und in weiterer Folge die 100 bändigen Romane vom armen Mädchen, das nach Überwindung vieler und grauererregender Hindernisse zur Gräfin oder mindestens zur Fabrikantens- oder Kaufherrnsgattin gemacht wurde. Ich lebte wie in einem Taumel. Heft um Heft verschlang ich; ich war der Wirklichkeit entrückt und identifizierte mich mit den Heldinnen meiner Bücher. Ich wiederholte in Gedanken alle Worte, [15] die sie sprachen, fühlte mit ihnen die Schrecken wenn sie eingemauert, scheintot begraben, vergiftet, erdolcht oder gefoltert wurden. Ich war mit meinen Gedanken immer in einer ganz andern Welt und sah nichts von dem Elend um mich her, noch empfand ich mein eigenes Elend. Da meine Mutter nicht lesen konnte, stand meine Lektüre unter keiner Kontrolle. So las ich mit 13 Jahren *Paul de Kock*, aber so harmlos ließen mich die frivolen französischen Erzählungen, daß ich bis in die kleinsten Details den Inhalt wieder erzählte und

nicht begriff, warum mein Bruder und sein Kollege lachten, wo ich nichts Erheiterndes gefunden hatte. Eine Stelle habe ich noch immer im Gedächtnis. Ein Marquis hatte ein Mädchen in ein Gebüsch geführt, und da stand dann ungefähr: »Als sie wieder heraus traten, ging das Mädchen bleich und mit schwankenden Knieen weiter. Einen letzten Blick warf sie nach dem Ort zurück, wo sie ihre Urschuld verloren hatte.« Was lachten da die zwei jungen Menschen, ohne daß ich eine Erklärung dafür fand.

Erzählen mußte ich sehr viel, ich erzählte sehr genau und wußte die Dialoge fast wörtlich, als hätte ich alles auswendig gelernt. Ich erlangte als Erzählerin fast »Berühmtheit«. Am Sonntag Abend mußte ich oft zu meiner Meisterin kommen und dort erzählen; im Hause, wo ich wohnte, wurde ich von Familien eingeladen um zu erzählen und meine Mutter und mein Bruder bereiteten mir wirkliche Qual mit ihrer Lust, mich erzählen zu hören. Wenn alles im Bette lag, mußte ich erzählen, die anderen schliefen [16] schließlich ein, ich aber wurde des Schlafes beraubt und lag dann in erregtem Zustand wach im Bette, in dem ich mich nicht rühren durfte, weil ich ja sonst die Mutter gestört hätte. Zudem hätte ich die Zeit doch lieber angewandt um zu lesen, wenn ich schon nicht arbeiten mußte.

An Sonntagen, wenn ich vormittags in unserem bescheidenen Hauswesen geholfen hatte, las ich ununterbrochen, bis es dunkel wurde. Im Sommer ging ich mit meiner Lektüre auf den Friedhof, wo ich unter einer Trauerweide ruhend stundenlang weilte, ohne auf etwas anderes zu achten, als auf mein Buch. Wie haßte ich die Sonntagsarbeit, die manchmal notwendig war. Einen solchen Tag betrachtete ich als einen verlorenen und das bessere Abendbrot und das Gläschen Wein oder Bier, das ich als Entschädigung erhielt, betrachtete ich nicht als solche. —

Zwei Jahre blieb ich in der Lehre und lernte in dieser Zeit alle Kränkung kennen, deren Härte und Herzlosigkeit besonders schmerzlich wirkt, wenn sie von Verwandten kommt.

Man benützte mich als eine Art Aschenputtel. Ich mußte an Samstagen die großen Reinigungsarbeiten machen und noch heute fühle ich die Empörung wie damals, wenn ich daran denke, was man mir alles zumutete und wie man mich behandelte. Von dem ziemlich weit entfernten öffentlichen Brunnen mußte ich in einem schweren Holzgefäß das Wasser bringen. Die Wasserleitung im Hause hatte man damals noch nicht und ich ließ mir nicht träumen, daß es einmal eine solche An-[17]nehmlichkeit geben könnte. Oft erbarmten sich fremde Menschen meiner und halfen mir tragen. Meine Verwandten nahmen den Standpunkt ein, ich müßte mich an alles gewöhnen, »denn eine gnädige Frau wirst du ja doch nicht werden«, sagte man mir.

Wie haßte ich diese Menschen und wie haßte ich erst die beiden Kinder, die an mir alle Bosheiten ausließen, deren sie fähig waren. Sie spotteten über meine Armut, machten sich lustig weil ich im Sommer barfuß gehen mußte, was mich ja selbst bitter kränkte. Da ich aber nur einige Schritte zu gehen hatte, hielt meine Mutter das Schuhetragen am Wochentag bei einem so jungen Geschöpf für Verschwendug. Da der Beruf, den ich erlernte, sehr von der Saison abhängig war, so gab es zweimal im Jahre einige Wochen, wo wenig und vorübergehend auch gar nichts zu tun war. Meine Mutter bemühte sich, mich während dieser Pausen anderwärts unterzubringen; ich selbst mußte nach Arbeit suchen gehen. Da las ich dann alle Schilder ab und wo ich schließen konnte, daß Mädchen verwendet werden, ging ich hinein. Das war das schwerste. Diese stereotype Frage: »Bitt schön, ich möchte Arbeit.« Auch dieses demütigende Gefühl, empfinde ich noch heute mit aller Lebendigkeit, wie ich es damals bei meiner ängstlichen und doch erwartungsvollen Bitte nach Arbeit empfand. Oft mußte ich erst die gewaltsam aufsteigenden Tränen trocknen, ehe ich sprechen konnte.

Einmal, ich war etwas über 13 Jahre alt und sah fast erwachsen aus, kam ich auf meiner Suche nach [18] Arbeit in das Komptoir eines Bronzewarenfabrikanten. Ein kleiner alter

Herr, es war der Chef selbst fragte mich nach meinem Alter, Namen und Familienverhältnissen und bestellte mich für den nächsten Montag. Ich erhielt einen Platz inmitten von zwölf jungen Mädchen und war endlich wieder in einem warm geheizten Raum. Ich wurde unterwiesen, wie man Kettenglieder aneinander reiht und eignete mir bald Geschicklichkeit an. Der Chef nahm sich meiner wohlwollend an, ich war auch hier die jüngste Arbeiterin, verdiente aber bald mehr, als ich bei meiner Verwandten bekommen hatte. Die Lehre wurde nun ganz aufgegeben, da sich der neue Beruf als erträglicher herausstellte. Zehn Monate arbeitete ich ununterbrochen in der Bronzefabrik. Ich erhielt nun, für meine Begriffe, schöne Kleider, durfte mir hübsche Schuhe kaufen und auch sonst manches, was für ein gefälliges Äußere in Betracht kommt.

Mein Chef begünstigte mich sehr und zog mich allen andern Mädchen vor. Er sprach in wahrhaft väterlicher Weise und bestärkte mich in meinem Entschluß, all den Vergnügungen, die meine Kolleginnen erfreuten, fernzubleiben. Die Mädchen gingen am Sonntag tanzen, wovon sie dann erzählten. In den Pausen unterhielten sie sich mit den jungen Arbeitern; obwohl ich den Sinn ihrer Gespräche nicht verstand, hatte ich doch die Empfindung, daß man so nicht reden dürfe. Ich wurde oft verspottet, weil ich mich so isolierte, da ich aber immer bereit war Geschichten zu erzählen, so war man mir nicht weiter gram.

[19] Nach einigen Monaten wurde mir eine andere Arbeit zugewiesen, die besser bezahlt wurde. Sie war aber anstrengender. Ich mußte bei einem mit Gas betriebenen Blasebalg läutzen, was mir nicht gut zu tun schien. Meine Wangen wurden immer bleicher, eine große unbezwingliche Müdigkeit bemächtigte sich meiner, ich bekam Schwindelanfälle und mußte oft plötzlich eine Stütze suchen.

HELENE RAFF

*Regina Himmelschütz*

1913

[Eigensinn]

[8] War voreinst ein grausam dürrer Sommer gewesen, ein Sommer, da die Frucht auf dem Halm vertrocknete und aus den leeren Bachbetten die Hungersteine hervorsahen. Die Bittgänge und Gelübde frommten nichts; man [9] mußte sich entschließen, das Heu zu schneiden, so saftlos und niedrig es war. Aber mitten darin, ehe man das Wenige geborgen, brach der erfehlte Regen los in Gestalt eines greulichen Unwetters, vermischt mit Schloßern groß wie ein Fingergriff, die das bißchen Ernte vollends in Grund und Boden schlugen. Da jammerte das Landvolk bitterlich; einer nur, der Achenbauer, der Urahns der heutigen Eigner, ließ es beim Jammer nicht bewenden. Von der Wand riß er die Kugelbüchse, sprang hinaus auf sein verwüstetes Feld, hob zielernd die Büchse gegen den schwarzverhangenen Himmel. »Sieh dich vor, Herrgott, wenn du mir das Meine nimmst!« – rief er drohend – da krachte sein Schuß mitten in den Himmel hinein! Als Antwort aber rollte ein furchtbarer Donner, grell zuckte der Blitz hernieder – und da sich das Wetter endlich verzog und die Nachbarn sich aufs Feld getrautten, fanden sie den Achenbauer lang ausgestreckt unter seiner verhangenen Ernte liegen, tot, mit kohlschwarzem Gesicht.

Das war der älteste Himmelschütz gewesen. Vielleicht wäre das Gedächtnis seines Frevels bälder entschlummert, hätte nicht die von ihm überkommene Sinnenart seiner Nachfahren es wach gehalten. Die Achenbauern, die von ihm stammten, zeichneten sich aus durch körperliche Kraft und Kühnheit, aber auch durch unbezähmte Leidenschaftlichkeit und stiernackigen Eigensinn. Ihre Söhne gaben

als unverbesserliche Wildschützen und Raufbolde den Gerichten viel zu tun; bei jedem verwegenen Wagesstück [10] waren sie die Anführer, und häufig büßte einer in solcher Fährnis sein Leben ein oder endete es blutig durch einen Feind, den er sich gemacht. Das unbezähmte Geschlecht der Achenbauern konnte nun einmal nicht friedlich leben und sterben; und sobald wieder irgendein Gewaltstreit von ihrer einem ruchbar ward, zuckten die Leute umher nur die Achseln und sagten: »Ja mein, es liegt halt im Blut« oder »Da kannst nix machen, er is halt ein Himmelschütz.« – Der jetzige Bauer war ein echter Abkömmling seines Stammes, jäh zum Zorn, zäh im Festhalten, trotzig wie ein Lucifer. Seine zwei Ältesten arteten ihm nach; die später geborenen Söhne waren als Knaben einer Kinderkrankheit zum Opfer gefallen. Ganz zuletzt, da niemand mehr daran gedacht, hatte der Storch sich noch einmal auf das Dach des Bauernhofes niedergelassen, und ein Kindlein schrie in der seit langem leerstehenden Wiege. Ein Mädchen war's, nicht sonderlich groß noch kräftig; der Vater tobte und wettete, was er mit dem letscheten Fratz anfangen sollte? Er wollte nur Buben haben; ein Mädel, schalt er, sei soviel wie nichts. Darum ging er ins Wirtshaus und trank sich einen Rausch vor lauter Verdruß. Erst der demütige Hinweis der Bäuerin, daß mit dem Töchterl späterhin eine Dienstdirn erspart sei, besänftigte ihn etwas; er schalt nicht weiter, aber machte aus dem Kinde nicht viel.

Die kleine Regine merkte bald, daß außer der Mutter keines im Hause ihrem Heranwachsen nachfragte; sie ge-[11]wöhnte sich zeitig, mit wenigem zufrieden zu sein und dem Vater wie den Brüdern behutsam aus dem Wege zu gehen, zumal wenn sie rauschig waren oder im Zorn. Sie schoß rasch in die Höhe, zu rasch, so daß sie schmächtig und schmalwangig herabhob – »ein rechter Spatz!« sagte der Vater verächtlich, ließ sie aber die Schwere seiner Hand darum seltener fühlen. Erst als Regine zur Schule kam, fand sie einen Menschen, der sich mit ihr beschäftigte, und eine Stätte, wo sie etwas



galt. Sie lernte wunderbar leicht, zur Freude des Lehrers und ihrer eigenen; fiel ihr einmal etwas schwer, so ließ sie dennoch nicht nach, bis sie leidlich damit fertig ward. Als sie zum erstenmal ein schön rotes Fleißbillettlein, die Auszeichnung für tüchtige Schüler, in Händen hielt, hatte sie ein nie gekanntes Gefühl verschämten Stolzes; und außerdem bekam sie von der Mutter ein Stück Gugelhupf geschenkt. Der Vater seinerseits hegte gegen alle »Studi« und Studierten eine tiefgewurzelte Abneigung; auf den dürftig besoldeten Lehrer sah er herab als auf einen notigen Schlucker und Hungerleider. Obenein war der Lehrer brustkrank; und für Kranke hatte Peter Himmelschütz vollends nur Verachtung.

Den Mitschülerinnen Reginens erregte der anschlägige Kopf der Kleinen öfters Neid; sie rächten sich an ihr, indem sie ihr vorwarfen, sie stamme von gottlosen Leuten her, und die Himmelschütz kämen sämtlich in die Hölle. Diese finstere Aussicht erschreckte Regine bis zu Tränen; [12] es half ihr nichts, daß der Lehrer die ganze Himmelschützengeschichte für eine Sage erklärte, die möglicherweise erst spät sich an den eigentümlichen Klang des Namens geknüpft habe. Die Kinder hielten fest an dem, was sie von klein auf gehört hatten. Da warf der Alois des Schusserbauern sich plötzlich zu Reginens Verteidiger auf, ballte seine derben Bubenfäuste und verkündete: wer der Regine etwas zuleid tue oder etwas von ihr wolle, der solle nur hergehen, dem werde er, der Lois, es schon zeigen!

Darauf kamen die Widersacher des Mädchens nicht her, sondern zogen sich ziemlich eilfertig zurück; der Lois aber tröstete die noch schluchzende Gefährtin mit den Worten: »Mach dir nichts draus, Ginerl, laß's nur schwatzen! Dein Ahndl kann gewesen sein, wie der will – wann nur du brav bist!«

Das gefiel dem Ginerl, und ein paar Tage später paßte sie dem Lois vor der Schule auf und sagte: »Du, heut hat meine Mutter Nudeln gebacken!« Natürlich ließ der Loisl sich nicht

lange bitten, mitzugehen und die frischgebackenen Schmalz-nudeln zu kosten; dafür nahm er die Gespielin ein andermal mit heim, als seine Mutter Krapfen gemacht hatte. Die Freundschaft beschränkte sich hauptsächlich auf solche nahrhafte Gelegenheiten, weil der Lois für gewöhnlich eine tiefe Verachtung gegen »Weiberleut« hegte und die Regine nur dann gnädig heranzog, wenn er just keine Buben zum Spiel hatte. Aber die [13] Regine nahm geehrt und bereitwillig an seinen Streichen teil. Im Winter freilich sahen sie sich meist nur in der Schule, außerdem Sonntags, wenn die beiderseitigen Mütter ihr Kindervolk mit zur Kirche nahmen. Dann schritt die Mutter in ihrem besten Sonntagsstaat, dem vielfältigen Rock mit bauschiger Seidenschürze und hoher dunkler Pelzmütze, einher; neben ihr trippelte Regine und schielte seitwärts, ob die Buben, zumal der Lois, wohl sähen, daß sie auch ein neues seidenes Brusttüchel anhätte. Der tat ihr zwar den Gefallen nicht, sondern bestrebte sich, es an gleichmütiger selbstbewußter Haltung den erwachsenen Burschen gleichzutun, die nahe der Kirchtür standen im graugrünen Lodengewand.

[...]

[198] »Muß ich das leiden, was deine Mutter mir eben angetan hat? Daß sie mich dein Unglück heißt! Gleich komm hinein und sag's ihr, daß das nicht wahr ist!« – Der Lois hatte zuvor Ärger über einen Knecht gehabt; daß er jetzt noch in einen Weiberzank eingreifen sollte, machte ihn wild. »Laß mich aus mit den Dummheiten da! Meinst leicht, du hättest an der Streiterei, der ewigen, keine Schuld? Schau, daß du weiter kommst!«

Sie stand und sah ihm nach; seltsam hart war ihr Gesicht. Schauen, daß ich weiter komm! Ist schon recht – ich schau schon!

In ihre Kammer stieg sie hinauf, nahm ihr Zeug aus der Lade und machte ein Bündel davon, das nur das Nötigste enthielt. Alles übrige richtete sie so zusammen, daß irgend jemand,

vielleicht der Herr Pfarrer oder seine Hauserin, es ihr nötigenfalls nachsenden konnte. Nun geh ich zum viertenmal aus dem Dienst, mußte sie denken; denn nicht anders erschien sie sich in dem Hause, da sie Frau und Tochter gewesen, als eine rechtlose Magd.

Sie überlegte, ob sie ihrem Mann noch einen Gruß aufschreiben und hinterlassen sollte, aber sie verwarf den Gedanken. Er stand nicht zu ihr – so fragte sie nichts nach ihm.

Als sie zum Wandern gerüstet war, verließ sie das Haus durch die Hintertür und trug einer im Hofe beschäftigten Magd auf, drin zu sagen, sie wolle eine Wallfahrt tun nach einem vielbelobten, nur einige Stunden entfernten Gnadenort. Dann ging sie.

[199] Bald war das Dorf durchmessen. Regine blieb bei keinem Begegnenden stehen; sie dankte kurz auf jeden Gruß und dachte im stillen, was die Leute wohl sagen würden, wenn es ruchbar wurde: sie käme nicht mehr zurück. Es galt ihr gleich: sie wußte genugsam, wie hurtig die Leute sind, Böses zu reden und zu glauben. Dagegen ihr Mann, der Lois! – Ein schwerer Druck fiel auf die Frau; sie entsann sich dunkel, als könnte ein Mann die Seine halten mit Gewalt, ihr das Fortgehen wehren in jedem Fall. Ihre Angst und ihr Gewissen rieten ihr, lieber im Pfarrhof einzukehren; aber der Herr Pfarrer würde gewiß alles tun, sie zum Frieden zu bereeden, damit sie wieder heimginge. Nein, sie konnte nicht! – Den Pfarrhof meidend, schlug sie den kleinen grasigen Pfad ein, der quer übern Kirchhof führte, ins freie Feld. Gewohnheitsmäßig bekreuzte sie sich beim Anblick der [200] Kirche – das lange Gras auf den Gräbern streifte ihren Saum. An denen ihrer Brüder stand sie einen Augenblick still und tauchte die Rechte in das Weihbrunnenklein, während sie im linken Arm ihr Bündel hielt. Ebenso tat sie an dem schmalen Rasenfleck, unter dem der Lehrer ruhte. Sie las seinen Namen auf dem von Feuchtigkeit schwarz beschlagenen Stein – dabei meinte sie, seine Stimme zu hören, wie sie ihr

das letzte Mal erklungen war. »Nimm's als Lehrzeit, Dirndl, warst ja immer brav in der Schull!« – Ja freilich war's eine harte Lehrzeit gewesen beim Höggeler; sie tat sich selber leid in der Erinnerung. Und doch hatte sie ausgeharzt, bis man sie krank und bewußtlos aus dem Hause trug. – Ah was: dazumal war sie ein dummes Ding, schier noch Kind gewesen; heute war sie eine vielgeprüfte Frau, die unter Schmerzen freiwillig tat, was ihr das Rechte schien. Das war nicht Fahnenflucht, wie sie einst ihr Bruder begangen; das war ein Opfer, das sie brachte! – Sie warf den Kopf in den Nacken: die Himmelschützenart rührte sich in ihr. Durch das Gitterpförchen verließ sie den Freithof; ein Stück weit ging ihr Weg die Fahrstraße her, dann seitlich abbiegend einen Hügel empor. Wie sie stieg, ward ihr ernst und fidesam zumut: sie atmete ruhiger, und die Falten auf ihrer Stirn glätteten sich. In einem Einschnitt zwischen bergigen Matten hielt sie Rast und blickte zurück auf das tief drunter gebettete Dorf. Zwischen den zusammengedrängten Dächern unterschied sie [201] das des Schusserbauernhofes und das, worunter ihre Eltern lebten. Zwei Heimaten und keine! –

Sie bedachte im Weiterwandern, wie sie es machen wollte, nimmer heimzukehren. Wenn sie nächtigte im Wirtshaus am Gnadenkirchlein und des anderen Morgens vor der Sonne aufbrach, so kam sie über das Joch hinab in ein anderes Hochtal, konnte von dort einen Stellwagen benützen, der sie zur Eisenbahn brachte, konnte fahren, Gott weiß wohin, wohl gar ins Ausland. Wer würde ein einsichtiges verlorenes Weib finden in der weiten Welt, und ob sich des Schusserbauern Sippschaft große Mühe darum gäbe, war erst nicht gewiß.

Noch eine gute Strecke war sie gestiegen: die Talwohnungen waren verschwunden, und die braunen Almhütten tauchten winzig über den Halden hervor. Da vernahm Regine einen Männerschritt hinter sich; hastig polterte er heran – sie wandte sich – vor Schrecken stand ihr der Atem still: es war ihr Mann, der Lois!

Entlaufen konnte sie ihm nicht mehr; schon hatte auch er sie gesehen und sandte einen langgezogenen Juchscrei ihr nach. So blieb sie stehen und erwartete ihn. »Aber du hast's notwendig«, sagte der Lois und trocknete sich mit dem Armel der Joppe den Schweiß von der Stirn. »Dich derrennt man schier nicht. Kanrst dir nicht ein bißl Zeit lassen?«

»Wie kommst du daher?« fragte sie engbrüstig.

»Ja, unterm Arbeiten ist mir's kommen, ich soll einmal heimschaun – was du machst und ob du wieder [202] gut bist.« Er lachte, ein bißchen verlegen. – »Da hat mir die Vroni das bestellt, von der Kirchfahrt da – jetzt war ich rein verhofft. Aber dann hab ich mir denkt, die Bittfahrt tät leicht noch besser nutzen, wann ich mitgehen tät. Wir bitten doch alle zwei um dasselbige. Also hab ich's geschwind an Vadern gesagt, hab den Hut geholt und die Joppen anzogen und bin hinter dir drein. Aber, wie gesagt: Hitzen hat's schon kost't.«

Die Regine antwortete nicht. Das Herz schlug ihr bang. Wenn er ihr nicht von der Seite ging, konnte aus ihrer Flucht nichts werden. Sie hatte den Kampf schon in sich durchgekämpft – sollte er einen anderen Tag von neuem beginnen? Dem Manne fiel ihr Schweigen nicht auf. Bergan ist kein Gebirgler gesprächig. Auch glaubte er, sie bete; denn sie hatte den Rosenkranz hervorgeholt und wand ihn mechanisch zwischen den Fingern. Ebenso wälzte sie rastlos in ihrem Innern die Gedanken: sag ich's ihm? sag ich's ihm nicht? So eine Falschheit und Heimlichtuerei ist eigentlich Sünd am Weg zur lieben Gottesmutter. Aber wenn er halsstarrig wird und läßt mich nicht – was dann? Zugleich tat es ihr wohl von ihm, daß es ihm doch nicht Ruhe gelassen hatte, ihr vorhin so grob begegnet zu sein.

Bis auf ein Kleines hatten sie den ganzen mühevollen Weg zurückgelegt. Das Ziel der Wanderung kam in Sicht: ein niedriges Kirchlein, in einer Art Felsscharte [203] auf kahlem Bergrücken gelegen. Mit schlankem, spitzem Turm ragte es gen Himmel, während die Kirchen der Niederungen meist

zwiebelförmige Kappen trugen. Da hielt die Regine es nicht mehr aus.

»Lois«, sagte sie zu dem Mann, der halblaute Gebete in seinen abgenommenen Hut hineinmurmelte – »los' zu! Ich hab fein noch weiter gewollt als zur Gnadenmutter hinauf. Du mußt's einmal erfahren.«

Er starrte sie groß an. »Wa-as?«

»Ganz fort hab ich gewollt, weil mich deine Mutter so geschimpft hat! Und wenn ich lang genug fort bin und laß nichts hören und komm nimmer, dann – hab ich gemeint – soll dein Vater dir helfen, daß du mich für verschollen oder wie man's heißt, kannst erklären lassen. Nachher kannst eine andere heiraten – und bist dein Unglück los!«

GERTRUD PRELLWITZ

Drude

1920; 2. Aufl. 1921

[In die Waldschule]

[6] Ach, wie schön! wie schön!

Drude stand am Fenster des Eisenbahnwagens und schaute mit glücklichen Augen, in denen sich Freudentränen sammelten, in die Landschaft, die draußen vorüberzog. Blühende Obstbäume im Vordergrunde, junggrüne Buchenwälder auf den Bergen, deren schöne Formen in langer, ebenermäßiger Kette dahinglitten.

Lauter Laubwälder! jubelte sie. Sie hatte ja fast vergessen, daß es Laubwälder gibt. Zu Hause war immer nur die märkische Kiefernheide, – ach, und sie liebte sie auch, mit ihrem dunklen Angesicht und den stillen Seen – aber das ganz Rich-

tige, was man sich so träumt, wenn man sagen hört: deutscher Wald, das ist doch der sonnendurchwobene Laubwald!

Und da oben werde ich wohnen, mehrere Jahre lang! Mitten in den wundervollen Bergen haben sie die Schule gebaut! Vor der großen Schule fürchtete sie sich ja ein wenig: vor den vielen Kindern. Das heißt, sie freute sich unabändig! Wie hatte sie sich nach einem richtigen Umgang mit Kindern gesehnt, mit vielen Kindern!

Sie war immer mit ihrem jüngeren Bruder allein gewesen in ihrem schönen Vaterhause. Sie war richtig ein wenig vom Leben abgeschnitten gewesen, wie auf einer Insel, in diesem lieben, feierlich-schönen Künstlerhause, in das so viele erwachsene Menschen kamen, die staunend und ehrfurchtsvoll darin weilten und, wenn sie [7] hinausgingen, eine Sehnsucht im Blick mit davontrugen. Sie wußte wohl, daß viele sie sehr beneideten um dieses Vaterhaus, – und sie hatte es ja auch sehr lieb, aber wie froh war sie, wie froh, daß nun endlich etwas ganz, ganz anderes kam! Ach, das buntfarbige Leben! Wie freute sie sich! wie freute sie sich! auf all das Liebe, Laute, Lustige, das nun anheben würde!

Ach, wenn es doch keine Enttäuschung würde!

Es gibt so oft im Leben Enttäuschungen –

Ja, und dann sagte Tante Gertrud: Wir haben nicht enttäuscht zu sein, wir haben es zu schaffen.

Sie lachte, halb zärtlich, halb ärgerlich. Sie schüttelte sich: Ach, einmal ganz was anderes, einmal ganz was anderes!

Ich will mich immer zu den ganz Leichtsinnigen halten, nahm sie sich vor, zu den ganz Weltlichen, immer zu denen, die aus einer ganz, ganz anderen Sphäre kommen, als die zu Hause war. Sie sagen ja, ich bin anders als sie –

Über das herbe, süße junge Gesichtchen ging ein Schmerz. Und ein Trotz: ich bin auch ganz anders als sie. Ja. Sie haben ganz recht.

Aber nun hielt der Zug und war am Ziel, der kleinen Bahnhofstation, von der aus man nun noch eine Stunde weit bis zur

Waldschule hinaufwandern mußte. In Friedenszeiten fuhr man mit dem Wagen, wußte sie. Aber all das Bequeme gab es ja nun nicht mehr, Deutschland war im dritten Jahre des Krieges! Eilig raffte Drude ihre Sachen zusammen, zählte sie sorgfältig (in diesen schweren Kriegszeiten war alles so unersetzlich kostbar! weil es nichts zu kaufen gab!) und stieg aus. Und welche Überraschung! Da stiegen ja fast aus allen Wagen junge Menschen, Knaben und Mädchen, – manche allein, und manche von Erwachsenen begleitet. Und dort aus jenem Wagen kletterte und sprang, schreiend und scherzend, ein ganzer Trupp, und sie hatten alle rote Kappen auf dem Kopf, und das waren gewiß Schüler, die von den Ferien nach Hause kamen, und die andern, die ohne Kappen, das [8] waren gewiß Neue wie sie? Ja und was war denn nun? Da kam es lärmend herangejauchzt, von oben herunter den Weg gelaufen, Jungen und Mädchen, eine ganze Schar, und sie begrüßten die Neuankommenen heftig. Die waren wahrscheinlich schon in den Tagen vorher zurückgekehrt und kamen jetzt, die andern abzuholen! Sie hatten kleine Wagen, auf die wurde das Gepäck geladen, und dann war da auch ein etwas größerer Wagen mit einem Esel davor, den die Neuankommenen freudig lärmend als alten Bekannten begrüßten. Der Mitarbeiter! der Mitarbeiter! schrien sie und streichelten ihn, und Drude begriff, daß sich das auf irgendeine lustige Geschichte beziehen mußte.

Sie stand allein und dachte: Ob ich wohl jemand anreden soll? Nein, ich werde lieber warten. – Es war so hübsch, unbemerkt zu stehen und zuzusehn, wie all das so lustig herumwuselte.

Nach einem der großen Mädchen mußte sie immer sehn. Erika nannte man sie, immer wieder riefen die andern: Erika. Sie schien eine rechte Wichtigkeit unter den Kindern. Was für ein schönes Mädchen! Strahlend goldblond und blühend. Und zugleich hatte sie etwas so Freies, Starkes in ihren Bewegungen und so viel Kraft im Blick. Ach, wie das Drude gefiel! Und dennoch – die Züge waren ihr zu weich. War es

das? zu weich? Sie wußte nicht recht. Drude hatte das Gefühl, sie möchte dies schöne Gesicht zeichnen, um zu versuchen, dies viel zu – Weiche? aus diesen Zügen wegzuarbeiten –

Wie es wohl würde, wenn Vater sie zeichnete? Er würde irgend etwas Mythologisches daraus machen, weil es so stark ist; aber was? Etwas Gutes, oder etwas Böses? Ich kann es nicht herausbringen –

Plötzlich wandte Erika sich um. Fühlte sie den Blick? Erika war sehr überrascht, als sie diesem Blicke begegnete, und dachte: Du bist ja eine ganz entzückende Person! Aber was hast du für einen forschenden Blick? Es wird gar nicht so leicht sein, vor diesem Blick zu bestehen! Versuchen wir es.

Und Erika näherte sich Drude, lächelnd und sieges[9] bewußt. Eroberungsfreudig. Du willst doch auch hinauf in die Waldschule?

Ja, sagte Drude.

Dann gib nur deine Sachen, die kann der Mitarbeiter ziehn. So, komm nur mit. Ich heiße Erika. Ich bin schon zwei Jahre in der Waldschule. Wie heißtest du?

Drude.

Drude? Ach! Nicht Trude?

Nein, Drude.

Komm, Drude, wollen wir zusammengehn?

Der ganze Zug setzte sich jetzt in Bewegung. Vor ihnen buntes, scherzendes Gewimmel, auch hinter ihnen Schwatzen und Lachen. Drude fühlte sich so wohl, mitten darunter zu sein. Auch daß sie dennoch still sein durfte, gefiel ihr so gut. Denn Erika wurde immerfort angeredet.

Sie gingen erst durch die Straßen der kleinen Stadt. Aber überall blickten schon die Berge herüber. Rechts waren es Weinberge. Auf der andern Seite ragte eine Burgruine, kühn und malerisch. Und dann begann eine Landstraße, und die stieg steil hinauf, und immer schöner wurde der Blick.

Erika beobachtete Drude heimlich. Sie bemerkte, wie lebhaft sie die Reize der Landschaft in sich aufnahm, und wie ihr keine neue Schönheit des Weges entging. Die ist ganz voll innerer Bildung, dachte Erika. Dies Feinfühlende, das wir andern erst hier bekommen, das bringt sie schon mit. Wer mag sie sein?

Drude sah auch immer heimlich auf Erika. Nein, wie schön sie war! Und sie war auch so freundlich zu ihr. Aber dennoch fühlte Drude etwas wie kühle Zurückhaltung allmählich über sich kommen. Denn die Art, wie Erika mit den großen Jungen verkehrte, mißfiel ihr. Aber Drude schalt sich. Mußte sie immer an allen Menschen gleich zuerst die Fehler bemerken? Laß sie doch Fehler haben, das ist doch nicht meine Sache. Und sie wollte recht freundlich sein.

Als wieder in fröhlichen Rufen die Namen hin und her fielen, wunderte sich Drude, daß alle Kinder sich nur [10] mit dem Vornamen nannten. Eure Vatersnamen sagt ihr wohl nie? fragte sie Erika.

Nein, antwortete Erika, bei manchen weiß ich sie nicht einmal. Wir leben doch ganz geschwisterlich, und da ist es natürlich, daß wir uns beim Vornamen nennen. Nur wenn Namen doppelt sind, sagen wir manchmal den Vatersnamen mit. Nun, Drude heißt so leicht keine andere. Was für ein seltsamer Name übrigens! Liebst du ihn?

Ich finde ihn schön, sagte Drude, ein wenig trotzig. Er bedeutet doch etwas? fragte Erika. Ist es nicht ein heidnisches Zauberweib?

So sagten nur die, die sich fürchteten! Aber die Gläubigen, denen sie heilig war, denen war sie Priesterin, Wissende, Wala!

Erika hatte ihre Frage so harmlos hingeplaudert und war nun betroffen. Denn wie Drude das sagte, klang es überaus hochmütig.

Und Drude fühlte das auch, und dadurch wurde es schlimmer. Denn sie ärgerte sich. Sie hatte es doch weiß Gott nicht hochmütig gemeint! Oder wenn, dann galt es doch den alten

Christenleuten, die längst, längst tot waren, und nicht dieser lebendigen, freundlichen, wunderschönen Erika.

Aber wie soll man ihr das nun sagen? Drude ärgerte sich.

Ob es wohl andern Kindern auch so ging? Daß sie so gern etwas gut machen wollten und konnten und konnten es nicht herausbekommen? Oder ob das daran lag, daß sie so viel allein gewesen war, und nicht recht Erfahrung hatte im Umgang mit Kindern? – Oder ob das andern jungen Menschen auch so ging? Daß sie so gern etwas sagen wollten, und konnten es einfach nicht herausbekommen? Zu dumm, zu dumm –

Erika ging eine ganze Weile schweigend neben ihr her. Ihr Entgegenkommen war so warm gewesen, nun fühlte sie eine Ablehnung, und es machte sie traurig. Und sie wunderte sich, daß sie nicht gekränkt war, sondern daß es sie traurig mache. Und was wirst du mir sein, Drude? [11] dachte sie. Zauberin, dämonische, oder Priesterin? Drude fühlte diesen Blick voll stummer Frage und verstand ihn nicht, und der Blick lastete auf ihr. Sie ordnete verlegen an den Mänteln, die sie, über den Arm gelegt, trug.

Darf ich dir etwas abnehmen? fragte Erika freundlich.

Danke, ich trage sie selbst, sagte Drude abweisend.

Da wurde Erika ein wenig rot, und ging von ihr fort zu den andern, und war bald der Mittelpunkt unter ihnen.

Drude war ganz erschrocken. Ach warum, warum mußte das nun wieder kommen? Es kam ja leider so oft vor! Im Herzen war alles voll Freundlichkeit, und wenn sie sprach, dann kam etwas Kaltes und Unfreundliches heraus, so daß die andern abgestoßen wurden. Zu Hause hatte sie es auch immer so gemacht.

Immer war sie in dem Ruf, hochmütig zu sein, und sie wollte es doch nicht, sie wollte es doch nicht. Ob es wohl schon einem Menschen in der Welt so gegangen ist?  
Ach, lieber Gott, mach doch, daß ich in der Waldschule unter den entzückenden Kindern nicht kalt und eklig und un-

glücklich bin! sondern gut und freundlich, so daß sie mich lieben!

Nach einer Weile gesellte sich eine andere zu ihr. Die war gertenschlank, und hatte glatte, gescheitelte Haare um ein liebes, stilles, schmales Gesicht, und hieß Dora.

Darf ich dir den Mantel abnehmen? fragte sie freundlich.

Ach ja, bitte! sagte Drude herzlich. Und Dora lächelte sie erfreut an. Wie gut, daß du zu uns kommst in die Waldschule! Es wird dir so bei uns gefallen.

Und sie fing an, von der Waldschule zu erzählen. Daß es dort fünf verschiedene Häuser gäbe, in denen sie familienweise wohnten. Immer sechs bis acht Schüler und Schülerinnen zusammen bildeten eine Familie. Du bist Drude? Ich habe heute deinen Namen gelesen. Ich glaube, du kommst zu Fräulein Meunier, einer Französin aus der Schweiz, die ist sehr nett.

Wo bist du?

Ich bin bei Frau Hell. Das ist nun freilich ganz etwas [12] anderes! Über Doras Gesicht ging etwas wie eine stille Verklärung, ein frohes, heimliches Leuchten. Ach, dachte Drude ehrfurchtsvoll, wie muß die sein! diese Frau Hell!

Und Dora erzählte von den andern Lehrern und von den Schülern, und mancherlei von der Chronik der Schule.

Und Drude hörte behaglich zu. Und immer ging, wie eine begleitende Musik, die grüßende Gegenwart der lebendig schönen Landschaft mit ihr. Sie kamen nun schon seit geräumer Zeit durch ein langes Dorf, das sich in verstreuten Häusern von malerischer Lieblichkeit den Weg entlang hinaufstreckte. Drude staunte mit Entzücken diese blühende Dorfpoesie an. Das ist Deutschland, sagte sie. Ja, das ist Deutschland!

Bist du nicht aus Deutschland? fragte Dora verwundert.

Ja, aber bei uns in der Mark ist eine wendische Urbevölkerung, die baut anders. Dies hier, das ist das alte Deutschland. Sieh nur das kleine Haus da am Hange mit dem Weinlaub

und den Blumenstöcken, so versponnen, so zum Verträumen – das ist deutsch. Vielleicht ist es das, was sie immer meinen, wenn sie sagen: Ostelbien! Es ist eine andere Urbevölkerung da. Andere Seelenkräfte, weißt du. Versteh, ich liebe die Mark sehr, sie ist ja meine Heimat. Aber dem deutschen Menschen in mir ist dies heimatlicher. Dora war überrascht und ergänzte eifrig: Ja, hier sind die deutschen Märchen zu Hause und die deutschen Volkslieder. Hier ist das Nibelungenlied entstanden.

O wie schön, wie schön, daß ich da mittendrin bin, sagte Drude. Es klingt und singt um einen her! Ach, wie mögen hier Mondscheinnächte sein!

Auf einmal kam Erika wieder zu ihnen.

Nun, Drude? Von Dora läßt du dir den Mantel tragen?

Drude errötete. Ach, Erika, bitte, bitte, trage du mir doch diesen Seidenschal, er ist mir so furchtbar schwer! Sie lachte, wie sie es sagte, aber ihre Augen batzen um Verzeihung.

Erika nahm lachend den Schal, und dachte: Sie ist [13] eben wirklich entzückend. – Ach, wenn ich doch, wenn ich doch an dich heran könnte! – Aber sie hält sich ja augenscheinlich lieber zu Dora.

Wie kommt es nur, durchfuhr es sie, daß die Jungen sich immer zu mir halten? Alle! Und die Mädchen nie? Bis jetzt habe ich mir nichts daraus gemacht. Aber bei dieser – ach, wenn ich doch an sie herankönnte!

Als sie das Dorf hinter sich ließen, fing die eigentliche Berglandschaft an und wurde immer großartiger, je höher man hinaufstieg. Der breite Fahrweg ging jetzt in schön gewundenen Linien sanft hinan zwischen Wäldern hindurch. Ein Wiesenstreifen blieb frei, durch den ein silbernes Bächlein glänzte. Mit großem Geschrei rannte etwas vorüber und überholte sie! Ein ganzer fröhlicher Trupp Kinder. Drude sah ihm vergnügt zu: Sagt mal, die Kriegsstiefelnot scheint ihr hier auf die einfachste Weise zu lösen! Ihr geht eben barfuß? Nicht wahr, das ist genial, sagte Dora. Und wir haben uns schon so daran gewöhnt, es ist uns gar keine Entbehrung

mehr. Weißt du, die Füße freuen sich so, die Erde zu berühren oder über die Wiese zu laufen, besonders morgens, wenn der Tau noch liegt.

Ja, aber die Steine! sagte Drude. Doch ich sehe schon: die Füße werden eben klug und weichen aus. Sieh mal, wie sie alle hüpfen! und keiner stößt sich. Die Füße werden viel geschickter, wenn sie so in lebendiger Verbindung mit der Erde sind, und nicht durch dickes Leder von ihr getrennt. Ich habe Freude daran, ich lerne es vielleicht auch noch. Ich muß dir ja gestehn – Sie lachte ein wenig.

Nun?

Ach, weißt du, mein Vater wollte immer gern, daß ich zu Hause im Garten barfuß ginge. Er findet es so viel schöner, und er sagte mir das: Die Füße werden sonst so unfühlend und dumm, wenn man sie nie in Verbindung bringt mit der lebendigen Erde. Dennoch hab ich's immer nicht gern getan. Aber ich lern's nun noch. Ihr habt ja ganz recht.

Ja, und dann sieh unsere Kleider, sagte Dora. Ist das [14] nicht herrlich, was wir für schöne Kleider tragen? Ganz einfach gemacht, es kann nicht einfacher sein, aber so edel und selbstverständlich dem natürlichen Wuchs angepaßt, und Stoffe, die schöne Falten werfen, so daß es bei jeder Bewegung eine kleine Freude für das Auge gibt, und dann die vornehmen und dabei kräftigen Farben! Sieh nur, es ist doch wie ein Blumenbeet. Und es macht so froh, in diesen Kleidern zu gehn. Man hat so Freude an der eigenen Erscheinung, weißt du, und man fühlt sich so in die Natur hineingehörig, zu ihren schönen, starken, reinen Farben.

Dora konnte sich nicht genug wundern! Denn Drude schien durch das, was sie sagte, in die größte Heiterkeit versetzt. Und Dora war doch ganz stolz darauf, was für eine schöne, kleine Rede sie gehalten hatte! Und das war auch nur so herausgekommen, weil Drude ja selber so ganz stark und lebendig sprach, so daß man es alles gleich sah und fühlte. Was war denn nun mit Drude? Sie lachte und hüpfte und rief: Bin ich ein Schaf, ach, bin ich ein Schaf! So daß alle sich erstaunt her-

zudrängten, um das mitanzusehen, was die interessante Neue da trieb. Und Drude lachte und hüpfte: Ach, Gott, bin ich ein — nein, nein, ein Rinozeros bin ich! Was ja nun eine sehr erstaunliche Bezeichnung war, wenn man das holde Geschöpflein hüpfen sah.

Ach Gott, sagte Drude, als sie sich ein wenig erholt hatte, ich trag doch immer solche Kleider! Solche edlen, einfachen, eben künstlerischen. In so wunderschönen Farben und mit so wunderschönem Fall, und so sinngemäß geschnitten, dem Wuchs angepaßt, weißt du, alles Gute, was du da sagst, liebe, liebe Dora, paßt darauf. Und ich habe doch jetzt, wie ich zu euch kommen sollte, Großmutti extra gebeten, mir ein braun und weiß gestreiftes, fertig gekauftes Kleid zu schenken, damit ich nicht von euch absteche. Und nun komme ich damit an, und nun steche ich erst recht ab. Aber das ist mir recht. Ach, was wird Vater lachen. Drude, das ist dir recht, wird er sagen. Und sie lachte und lachte.

Die andern lachten auch. Aber sag mal, wie kommt [15] das, daß du immer solche Kleider hast? In der Welt draußen, wer hat denn da solche Kleider?

Mein Vater ist doch Maler, sagte Drude, und lachte und tanzte auf dem Wege vor ihnen her. Und hörte vorläufig nicht auf, denn alle ihre Herzensfreude entlud sich dabei. Die andern sahen ihr entzückt zu. Nein, was du tanzen kannst, Drude!

Mein Vater ist doch Maler, mein Vater ist doch Maler, jubelte sie. Ich hab doch schon tanzen gelernt, ehe ich geboren bin. Mein Vater hat als junger Mensch lauter tanzende Kinder und Jungfräulein gezeichnet. Und sie tanzte und tanzte.

Drudelein, sagte Erika leise vor sich hin, ach sei mir doch gut! Geh doch nicht an mir vorbei! Ich könnte dich so gut brauchen! Drudelein! — Sie sagte es aber ganz leise.

Und Drude tanzte —.

Und auf einmal war sie vor den andern voraus, — und war an einer Wegbiegung vorüber, und sah sich um, und war ganz allein. Da freute sie sich. Nimm mich gütig auf, du schöne,

schöne Landschaft, in der ich nun leben werde. Hilf mir gut sein!

Links war eine Schlucht. Und rechts stieg ein Berg hinan. Ach, was für wundervolle Bäume überall! Das war doch nicht ein Park? Nein, es war gewachsene Natur. Und auf jedem Schritt neue Schönheiten. Wie hatte doch Vater gesagt? Wo Natur nicht durch enge Zwecke der Menschen gehemmt wird, ist sie immer schön. Natur in sich ist schön und gut. Ach, auch schön und gut sein! Daß es bei den Menschen so gar nicht selbstverständlich ist! Wir sind doch auch Natur! — Die Hemmungen kommen eben von innen!

Sie sah nun schon, die Waldschule wurde keine Enttäuschung, wenn nicht sie selbst sie sich bereitete durch kalte Unfreundlichkeit. Wenn sie warm und herzlich sein würde, dann würde es ganz entzückend sein. Aber daß es nun gar nicht selbstverständlich war, daß sie es auch konnte! Ach Gott, das Leben!

Mutter! — sagte sie leise und faltete die Hände. Liebe, [16] süße Mutter, die du im Himmel bist, ganz unter lauter Licht! Bringe mir Wärme und Licht, daß ich liebevoll sein kann! Ich will so gern!

— Jetzt ging es ja ganz gut, dachte sie beglückt. Das kam, weil ichs mir vorher erarbeitet hatte, im Stillen. Also das muß man wohl tun! Man muß nicht so ins Leben hineinblasen, wie es gerade kommt, ebensowenig wie bei einer Flöte. Dann geräts ins falsche Loch und man erschrickt. Man muß bewußt wählen: Das ist der richtige Ton! — dann wirds werden.

Nein, da stand ja etwas am Wege, und das war ganz wundervoll! Eine hohe Pyramidenpappel, so schön gewachsen, daß es gar nicht zu sagen war, gerade an einer Biegung des Weges. Welch ein Baum! Wie nur schon die Rinde aussah! so warm, so liebevoll, so mütterlich! Vater hatte einmal einen Baum gezeichnet mit solch einer Rinde, — so als wenn man für alles Leid Trost finden könnte bei dem Baum! Drude ging auf die Pappel zu, legte die Hand auf den Stamm und sagte leise: Du! hilf mir auch gut sein.

Da trat jemand herzu. Mit freudigen Schritten stakste ein lang aufgeschosener Junge heran (sie wußte schon von den Zurufen der andern, daß er Friedel hieß), und er sah ihr mit neugierigen, frohen Augen zu. Machst du auch Gedichte? fragte er leise. Nein, sagte Drude, und lächelte ihn liebenvoll an, denn als sie in sein freudig erregtes Gesicht sah, da begriff sie, daß er jedenfalls Gedichte mache.

Er stand noch immer da, mit blanken Augen. Als ob er in ihrer Art, den Baum zu lieben, etwas ganz Verwandtes spürte. Da nickte sie ihm herzlich zu, und dann gingen sie nebeneinander, und sagten nichts, und waren froh.

Aber nun machte der Weg wieder eine Biegung, und da schrie Drude vor Entzücken: Ist das die Schule? Da oben ragte es, Haus an Haus, jedes in die Bäume hineingebaut. Schöne, edle, schlichte Häuser. Ach! reine Kultur, sagte Drude leise. Ist das die Schule? rief sie, rot vor Erregung. Ja, sagte Friedel, sehr befriedigt von ihrem [17] Entzücken. Nicht wahr, es ist schön hier? Jeder von uns freut sich, wenn er von den Ferien wieder her kommt.

Ach, was bin ich froh, was bin ich froh, sagte Drude.

ELSE URY

### *Nesthäkchens Backfischzeit*

1920; 79.-84. Tsd. [o. J.]

[162]

*Tanzstunde.*

[...]

[164] Tanzstunde – ist es wohl möglich, an deutsch Grammatik, an Geometrieberechnungen und unregelmäßigen Verben zu denken, wenn es zu überlegen gilt, ob man bei dem neuen Tanz Hiawatha erst drei Schritte links, oder drei Schritte



rechts machen muß? Welche Tour bei dem One-step zuerst kommt, ob die Schleiftour oder die Knickstour? Das waren Fragen von so ungeheurer Wichtigkeit, daß man darüber wirklich Parallelogramm, Virgil und Hermann-und-Dorothea-Aufsatz vergessen konnte.

Frau Doktor Braun war gleich dagegen gewesen, Annemarie in diesem Winter Tanzstunde nehmen zu lassen. Sie kannte ihr zerfahrenes Töchterchen, das sich dadurch sicher von ihren Pflichten ablenken lassen würde. Sie riet ihrer Lotte, bis nach dem Abiturientenexamen mit der Tanzstunde zu warten.

»Was – bis nach dem Examen? Dann bin ich ja eine Greisin. Neunzehn Jahre bin ich ja dann schon alt. Nee, Mutti, dann bin ich sicher so steifknochig wie Tante Albertinchen. Und die Mädel nehmen doch alle in diesem Winter. Wer weiß, ob Klaus dann gerade in Berlin studiert; dieses Jahr ist er doch noch hier. Und es ist doch gut, für alle Fälle einen Herrn zu haben, der mit einem tanzt, wenn man sitzen bleibt.«

»Wenn man nachher in der Klasse sitzen bleibt, setzt es einen Tanz, der weniger schön ist, Lotte!«

Was nützt alle Mutterlogik den Bitten und Versprechungen des Töchterchens gegenüber. Annemarie nahm mit ihren Freundinnen Tanzstunde und brauchte wirklich keine Angst zu haben, bei einem Tanz sitzen zu bleiben. Das lustige, anmutige Ding war die beliebteste Dame in der Tanzstunde. Selbst Vera, welche die leichtfüßige Grazie der Polin besaß und mit ihrem zarten Gesicht zu dem tief schwarzen Haar als kleine Schönheit galt, wurde nicht so begehrte wie Doktor Brauns munteres, kindlich frohes Nesthäkchen.

»Ja, wenn die Annemarie ihren Bruder Klaus mit seinen Freunden in der Tanzstunde hat, ist es kein Wunder, wenn [165] sie immerzu aufgefordert wird«, meinten die Kränzchenschwestern. Aber diese Äußerung war nicht ganz frei von Neid, und daher nicht so recht maßgebend.

Annemarie wollte ihrer Mutter beweisen, daß man Tanzstunde haben konnte, ohne seine Pflichten zu vernachlässigen.

Darum lernte sie, daß ihr der Kopf rauchte, während draußen der Novemberregen gemütlich gegen die Dachrinne trommelte. Stand doch als Belohnung heute abend die Tanzstunde wieder in Aussicht.

Einen französischen Aufsatz über Chateaubriands *»Jérusalem«* hatte sie augenblicklich auszuarbeiten. Ziemlich schwierig und »geisttötend«, wie allgemein von den Mädeln Kritik geübt wurde. »*Les murs de Jérusalem se lèvent*« – – da – horch – Musik – ein Leierkasten trotz Wind und Wetter. Was spielte er denn? Ach, das Schwarzwaldmädchen. Annemaries frische Lippen begannen die bekannte Melodie, die vom Hof heraufklang, mitzuträllern. »Lalalalala – lalalalala – *les murs de Jérusalem se lèvent sur sept collines* – tralala – tra-lala.« Die Füßchen begannen im Takt auf und niederzuwippen. »*Les pierres des murs se composent de granit*« – – Da stürzten die Mauern von Jerusalem mit Annemaries Pflichtbewußtsein zugleich zusammen. Der Stuhl flog zu Boden, Annemarie aber zwischen Schreibtisch und Bett im Rheinländerschritt auf und nieder. Tralala – lalala. Was kümmerte sie noch, aus welchen Steinen sich die Mauern von Jerusalem zusammensetzten? Hin und her, rechts und links, rund im Kreis tralalalala.

Das Hausmädchen brachte das frisch geplättete Rosenknospenkleid. Sie blieb vor Erstaunen über ihr herumhopsendes Fräulein starr in der geöffneten Tür stehen.

Aber schon hatte Annemarie sie beim Wickel. »Sie können doch Schwarzwaldmädchen, los – Minna!« Tralala – lalala – Minna mußte mit, auf und ab, rings herum – tralalalala – tralalalalala – das geplättete Rosenknospenkleid hoch in der erhobenen Hand. Denn Annemaries Tanzeifer hatte ihr nicht [166] mal Zeit gelassen, dasselbe auf den Bügel zu hängen. Lalalalala – lalalala – knacks – da brach das Konzert unten jäh ab.

»Der Portier, der eklige Kulicke, hat den Leierkastenmann sicher vom Hof gejagt – solche Ruppigkeit!« schalt Doktors Nesthäkchen erhitzt. »Aber das schadet nichts, wir können auch ohne Musik tanzen, ich singe dazu, Minna.«

»Aber Fräulein Annemarie, ich habe doch keine Zeit. Ich muß noch die ganze Rollwäsche plätzen.« Das Mädchen eilte davon.

»Dann muß Hanne ran.« Annemaries Tanzwut war jetzt entzündet. »Hanne, können Sie Jas tanzen?«

»Jas? Du bist woll nicht recht bei Troste, Annemiechen! Mit'n Jas habe ich jetzt alle Tage 'n Tanz während der Sperrstunden, wenn es nich brennen will — — —« Hanne sah wütend wie eine Bulldogge drein.

Das half ihr alles nichts. Schon hatte Annemarie die dicke Küchenfee rund um die umfangreiche Taille gepackt, die frischen Lippen pfiffen kunstgerecht die Melodie, und auf und nieder ging es mit der Widerstrebenden. Puck, munter bellegend, hinterher.

»Sehen Sie, das ist der neue Tanz Jas, Hanne — den muß jede junge Maid unter fünfzig Jahren können.«

»Quatsch mit die modernen Tänze! Du bist und bleibst 'ne richt'ge Jöre, Annemiechen, trotzdem de nu schon bald an die siebzehn bist. Schämste dir denn jar nich vor Minna, wie soll die denn den notwendigen Respekt vor dich als Fräulein haben?« So schalt Hanne. Zur Strafe wirbelte Annemarie sie jetzt im Galopp herum. »Der Tanz wird Ihnen doch altmödisch genug sein, Hanne!« Damit ließ sie die schwer Japsende los.

»Jeh lieber zu deine Bücher«, fauchte Hanne atemlos.

»Ist das der Ernst, den du zu deiner Arbeit notwendig hast?« erklang es da auch aus dem Nebenzimmer vorwurfsvoll. Die Mutter war von dem Lärm aus ihrer Ruhe aufgescheucht worden.

[167] Annemarie schlich betroffen zu ihrem Schreibtisch zurück, Puck in seinen Korb. Wer konnte denn was dafür, wenn plötzlich ein Leierkasten alle guten Vorsätze über den Haufen warf! Annemarie vertiefte sich wieder in ihren französischen Aufsatz. Aber sie konnte es doch nicht hindern, daß ab und zu das Schwarzwaldmädchen zwischen den Mauern von Jerusalem hervorlugte.

Sieben Schläge dröhnten von der großen Standuhr durch die Wohnung. Klapp — erleichtert schlug Annemarie ihre Bücher zu. Nun war es Zeit zum Anziehen. Heute mußte sie sich besonders fein machen. Großmama und Bruder Hans, der dieses Semester in Berlin studierte, hatten versprochen, zum Zusehen in die Tanzstunde zu kommen.

»Na, ist unsere Balldame fertig?« Doktor Braun, der bereits am Abendbrottisch saß, musterte sein hübsches Töchterchen in stolzer Vaterfreude.

»Ja — Klaus nölt natürlich noch. Der läuft 'ne ganze Stunde mit der Schnurrbartbinde herum und denkt, seine niedliche Anpflanzung wird dadurch wachsen. Ich wollte ihm schon an der halben Mandel Schnurrbarthärchen ein Schild mit 'Schonung' anmachen — — —«

»Frechdachs!« unterbrach der eintretende Bruder das Wortgesprudel. »Zur Strafe tanze ich heute kein einziges Mal mit dir — — —«

»O Gott, das wirst du mir nicht antun, Kläuschen. Dann muß ich ja den ganzen Abend über Mauerblümchen spielen und die Wand schmücken«, lachte der Kobold.

»Verdienen würdest du's!« Klaus sah in seinem dunkelblauen Jackettanzug, den Taschentuchzipfel keck aus der linken Brusttasche, nicht weniger schmuck aus als sein hübsches Schwesternchen. Seit Oktober war er Student auf der landwirtschaftlichen Hochschule.

»Was, Klaus, jetzt willst du erst noch essen? Es ist ja schon in fünf Minuten acht. Und ich bin zum ersten One-step bereits von Richter aufgef ordert!« drängte Annemarie.

[168] »Dann muß sich der Ärmste gedulden. Meine Käsestulle ist mir wichtiger.«

»Lotte, du ißt auch noch etwas, ohne Abendbrot gehst du nicht fort«, erklärte der Vater.

»Ich kann wirklich nicht, Vatchen, ich bin ganz schrecklich satt.«

»Ballfieber nennt man das bei uns zu Lande«, lachte Hans, ihr Bester, sie aus. »Komm, Kleinchen, ich füttere dich.«

»Lotte, vergiß nicht eine saubere Frisierjacke über das Kleid zu ziehen. Der Mantel ist dunkel gefüttert und kann abfärben. Und Überschuhe bei dem Wetter!« Die Mutter kannte ihr leichtsinniges Mädel, das am liebsten, so wie es war, auf und davon gelaufen wäre.

»Margot ist schon weg – ich habe eben die Tür klappen hören. Wir kommen natürlich immer zu spät.« Minna zog ihr einen Überschuh an, Hanne den anderen. Hans schob ihr inzwischen die Abendbrotbissen in den Mund. Es war eine Aufregung für das ganze Haus, wenn Tanzstunde war.

»Ich kann ja nicht mehr atmen, Mutti«, wehrte sich das Backfischchen, als die Mutter ihr vorsorglich noch den Kopfschal um den Hals wickelte.

»Auf Wiedersehen! – »auf Wiedersehen! – »erhitze dich nicht zu sehr, mein Mädel! – – – da war das Braunsche Kleeblatt bereits aus der Tür und die Treppe hinab.

»So, nun ist Ruhe im Lande.« Die Eltern atmeten unwillkürlich auf.

»Puh – ist das ein Wetter!« Annemarie schauerte in dem Regengepladder zusammen.

»Wollen wir umkehren?« neckte Hans.

»Jawoll ja – sagt Olja!« Übermütig ärmelte Annemarie den einen Bruder links, den anderen rechts unter und nun frisch drauflos.

Die Tanzstunde fand in einem Gesellschaftssaal statt. Eine liebenswürdige junge Dame, Fräulein Steinert, für welche alle [169] Backfische schwärmten, und alle Jünglinge entbrannt waren, gab den Unterricht.

Wohlig und warm empfing die drei Durchnäßten das erleuchtete Vestibül. An der Garderobe drängten sich noch einige Verspätete. Aus dem Saal klang bereits Tanzmusik.

»Flink – flink – es hat schon angefangen.« Annemarie riß Kopftuch und Mantel ab. Da erschien auch schon ihr Kavalier.

»Warum kommt ihr denn so spät – wir sollen heute Boston

lernen – flink, Annemarie.« Er zog seine Tänzerin in den Saal. Dort hüpften beim strahlenden Schein der Glühbirnen die weißen, rosa und mattblauen Backfische mit ihren Herren, von denen die meisten noch Kniehosen trugen, auf und nieder. An den Wänden aber saßen die verschiedenen Mütter und Tanten, mit Lorgnetten bewaffnet, und zählten eifrig, ob ihre Tochter und Nichte auch nicht weniger tanzte als eine Freundin. Mitten unter ihnen erblickte Annemarie Großmamas liebes Gesicht.

Musik, Lichterglanz, heiße Mädchenwangen, wehende Haare – dazwischen Fräulein Steinerts Kommandostimme. Annemarie schwamm in einem Meer von Glückseligkeit. Sie nickte zwischen einer langsam Schleiftour Großmama strahlend zu. Aber was war denn das? Großmama nickte ja gar nicht so freundlich wieder wie sonst. In peinlicher Verlegenheit winkte sie der Enkelin. Und die andern Damen? Die hatten ja alle ihre Lorgnettengläser auf ihre Füße gerichtet. Was gab es denn da bloß zu starren? Annemarie schielte an Richters Hosenbein vorbei auf ihre Füße. Gerechter Strohsack – sie hatte ihre Überschuhe an behalten. Zwischen all den leuchtenden Goldkäfer- und Lackschuhchen sprangen die schmutzbedeckten Ungeheuer wie plumpe Riesen unter einer graziosen Elfenschar herum. Es war ihr doch gleich ein so merkwürdiges Gefühl an den Füßen gewesen. Aber deshalb mitten im Tanz aufhören – so dumm! Zu den Schleiftouren des One-step eigneten sich die Gummischuhe gar nicht schlecht. Und die Lor-[170]gnetten rings im Kreise störten Annemarie kaum in ihrem Vergnügen. Wenn die ihre elegante Fußbekleidung genug in Augenschein genommen, würden sie schon wieder wo anders hinsehen.

Da packte sie mitten in der Humpeltour des One-step das Verderben. Eine Hand, die zu Bruder Hans gehörte, legte sich auf ihren Arm und hielt sie fest.

»Du, Annemie, du sollst sofort aufhören zu tanzen, läßt dir Großmama sagen. Sie schämt sich für dich die Augen aus dem Kopf vor all den fremden Damen. Du sollst dir deine

Elefantentreter ausziehen und den fliegenden Holländer, den du da um die Schulter geschlagen hast«, entledigte er sich, lachend auf die merkwürdige Balltoilette der Schwester weisend seines Auftrages.

»Was soll ich, Hans?« Annemarie ließ Richter los und griff sich an die Schultern, um die in der Tat irgend etwas Merkwürdiges flatterte.

»Herrgott, mein Frisiermantel! Das kommt davon, wenn man solch dämmliches Dings unterziehen muß! Wer kann denn in der Eile auch daran denken! Einen Augenblick – der Schaden ist gleich kuriert!« Und unbekümmert um die gestielten Augen ringsherum und um die erstaunten Blicke der vorbeitanzenden Paare, entledigte sich Doktors Nesthäkchen mitten im Saal unter den Klängen des One-step ihres fliegenden Holländers und der Elefantentreter.

Die Damen an den Wänden lächelten. Großmama lächelte ebenfalls, wenn auch etwas gezwungen. Aber als aus der schnurrigen Raupenverkleidung ein graziöser Schmetterling sich entpuppte und lustig weiter im Tanze herumflog, mußten sich die verschiedenen Mütter doch zugestehen, daß Doktor Brauns Nesthäkchen das amnützige unter all den schwebenden Elfschen war.

Der gute Bruder Hans aber trabte mit Frisiermantel und Überschuhen zur Garderothe und murmelte nur belustigt vor sich hin: »So 'ne Krabbe!«

[171] Der Tanz war zu Ende! Die Jünglinge zogen sich in die eine Ecke des Saales zurück, die Backfische in die entgegengesetzte. Dort wurde geflüstert und gekichert.

»Annemie, warum kommst du nicht lieber gleich mit Pantoffeln zur Tanzstunde?« neckte Ilse.

»Wie kann man nur so vergeßlich sein!«

»Natürlich, dem Tugendschäfchen kann so was nicht passieren.«

»Du haben gesehen aus wie großes Fledermaus, das flattert herrum im Saal«, lachte auch Vera. Da entwischte Annemarie vor dem Spott der Kränzchenschwestern zur Großmama.

Großmama, die liebe, gute, hatte die Verlegenheit, in die sie Annemaries Unachtsamkeit gestürzt, schon wieder überwunden. Sie strich ihrem Liebling die übermütiigen krausen Blondhaare aus der erhitzen Stirn und händigte ihr eine große Tüte Eisbonbons zur Abkühlung für sich und ihre Freundinnen ein. Von den neuen Tänzen aber wollte Großmama durchaus nichts wissen. Walzer, Polka und Rheinländer, Quadrille und Contre, die Tänze ihrer Jugend, waren doch viel schöner.

Annemaries umfangreiche Bonbontüte lockte auch die jungen Herren unter Anführung von Klaus aus ihrer Ecke heraus. Im besten Schmausen aber erklang das Händeklatschen von Fräulein Steinert: »Drei Paare zum Boston antreten.« Ein viertel Dutzend Jünglinge stürzten sich auf die erwartungsvoll dasitzenden Backfische und angelten sich drei derselben heraus. Unter ihnen natürlich Annemarie Braun, die mußte ja stets dabei sein.

Fräulein Steinert tanzte Schritte und Drehungen vor. »Immer gegen den Takt wird geschleift, umgekehrt wie beim Walzer – das erste Paar, bitte.«

Klaus mit Vera traten vor.

»Eins – zwei – drei – vier – fünf – sechs – eins – zwei – drei – falsch, umgekehrt den Schritt machen, Herr Braun«, rief Fräulein Steinert.

[172] »Herr Braun« machte den Schritt umgekehrt und ein jammervolles »Au – meine Fuß!« übertönte die Bostonklänge. Vera hüpfte wie eine Bachstelze auf einem Fuß im Kreise herum, während Annemarie Klaus ein liebevolles »Trampeltier!« an den Kopf warf.

»Das zweite Paar antreten!« Marlene mit einem Jüngling, der seiner unheimlichen Länge wegen von den ausgelassenen Mädels »der Unendliche« genannt wurde. Marlene, die kleine, zierliche, konnte nicht bis zu seiner Schulter hinauflangen. Sie ankerte sich irgendwo oberhalb seines Ellbogens fest und dann ging's los » eins – zwei – drei – vier – « da hatte der Unendliche seine kleine Dame unterwegs verloren. Jeder

machte auf eigene Faust merkwürdige Sprünge, die mehr an den Zoologischen Garten als an Boston erinnerten. Das dritte Paar trat an. Annemaries Partner war ein netter Primaner, leider aber unmusikalisch wie ein Schellfisch. Die Mädel verschanzten sich, sobald er in Sicht war, denn es war unmöglich, mit ihm in Takt zu kommen. Annemarie Braun pflegte er besonders mit seiner Verehrung zu beglücken. Die Kränzchenschwestern kicherten stets und machten ihre spöttischen Bemerkungen, wenn das Unglückswurm auf Annemarie lossegelte. Auch jetzt saßen sie bereits mit schadenfroher Miene da.

Fräulein Steinert zählte. »Eins – zwei – drei – vier – fünf – sechs« – Lauter aber zählte Annemarie Braun. »Eins – zwei – drei – vier – fünf – sechs –« Bei jeder Zahl schlug sie mit der Linken den Takt auf der Schulter des unmusikalischen Tänzers. Und wirklich, das Kunststück gelang. Das Paar blieb im Takt, und machte seine Sache zur Zufriedenheit. Allerdings trug die rechte Schulter des Kavaliers am nächsten Tage blaue Flecken davon. Denn Annemarie verstand das Boxen von Bruder Klaus her.

Ein Paar nach dem andern. Das eine geschickt, das andere tolpatzig, bis alle den Tanz konnten. Dann wurden die bereits gelernten Tänze wiederholt. Auch Walzer, Polka und [173] Rheinländer wurde zu Großmamas Beruhigung aus der Vergessenheit hervorgekramt.

»Damenwahl.« Das ist eine aufregende Angelegenheit für die Jünglinge. Wird »sie«, die Tanzstundenflamme, vor ihm den kleinen schnippischen Backfischknicks machen? Geht sie vorüber zu einem andern? Sieben Jünglingsherzen schlügen rascher, als Annemaries Rosenknospenkleid angehüpft kam. O weh, es hüpfte weiter, an der ganzen Reihe selbstbewußter Primaner- und Studentengesichter vorbei. Bis zu den Müttern und Tanten hin, unter denen, an das Klavier gelehnt, Bruder Hans stand. Doktors Nesthäkchen versank in einem tiefen Hofknicks. »Darf ich bitten, mein Herr?«

»Nein, Annemie, das kannst du nicht verlangen, daß ich bemoostes Haupt hier die Lämmersprünge mitmache. Sieh mal, da sitzen ja noch genug »Zavaliere« mit sehnsgütigen Augen.« Seitdem Annemarie als kleines Mädel mal für das Wort Cavalier »Zavalier« gelesen hatte, sprach Hans es niemals anders mehr aus.

Aber es half ihm alles nichts. Annemarie wollte keinen andern »Zavalier«. Hans mußte mit ihr Hiawatha tanzen, begleitet von neidischen Blicken der sitzengebliebenen Verehrer Nesthäkchens. Annemarie strahlte. So fein konnte keiner tanzen wie ihr Hänschen.

Aber Hans verstand noch mehr. Die Tanzstunde war zu Ende. Der Klavierspieler packte schwitzend und erleichtert seine Noten zusammen. Im Saal drängten sich die Backfischchen um Fräulein Steinert: »Ach bitte, bitte – dürfen wir nicht noch ein bißchen nachtanzen?«

Die nette junge Dame lächelte freundlich Gewährung.

»Wenn sich jemand zur Klavierbegleitung findet.«

Ja, da lag der Hase im Pfeffer. Weder die Mädel, noch die Herren Jungen mochten die Hauskapelle übernehmen. Jeder von ihnen wollte tanzen.

[174] »Hänschen muß spielen. Hänschen spielt fein!« Annemarie eilte auf den Bruder los und hinter ihr her der ganze Schwarm Tanzlustiger.

»Hänschen muß spielen – ach, bitte, bitte!« riefen sie alle ausgelassen. Den Bitten so vieler schöner Augen konnte Hans nicht widerstehen. Man schleppete ihn im Triumph zum Klavier.

»Körbchen tanzen – wir wollen Körbchen tanzen«, wurde vorgeschlagen.

»Was ist das denn?«

»Werdet ihr schon sehen – wo kriegen wir bloß Körbe her?« Mehrere Mädel eilten in die Garderobe – doch vergeblich. Ein Korb konnte dort nicht aufgetrieben werden.

Annemarie und Vera waren auf die gute Idee verfallen, unten in der Restaurationsküche nachzufragen. Die eine kam mit

einem Riesenmarktkorb, die andere sogar mit einem Waschkorb zurück.

»Aber Kinder, soll man damit etwa tanzen?«

»Es muß ein kleines zierliches Körbchen sein«, erklärte ein junges Mädchen.

»Haben wir nicht, folglich muß es mit dem Marktkorb gehen.«

Eine der Damen wurde auf einen Stuhl gesetzt und der Marktkorb ihr graziös in die Hand gegeben. Zwei Herren traten vor sie hin und machten ihr eine Verbeugung. Der eine bekam den Korb, mit dem anderen tanzte sie lachend davon. Der Herr aber, der den Korb erhalten, mußte nun auf dem Stuhl Platz nehmen und zwei Damen knicksten vor ihm. Jetzt konnte er seinen Korb austeiln und mit der Glücklichen davonschweben. So ging es Schlag auf Schlag, und in Anbetracht der Größe des Körbchens wurde das Tanzspiel ganz besonders spaßhaft.

Die Mädel waren nicht nach Haus zu kriegen. Mütter winkten. Väter und dienstbare Geister, die zum Abholen erschienen waren, gähnten. Auch Großmama hatte schon ganz [175] kleine Augen. Doch das Lachen und das Tanzen wollte kein Ende nehmen.

Da erbarmte sich der Wirt der müden Wanddekoration. Er ließ plötzlich das elektrische Licht ausschalten; denn er hatte seinen Saal nur auf zwei Stunden vermietet.

Das gab nun erst einen Tumult und einen Jubel.

Vera fand ihre Tante nicht, Marianne purzelte in den Waschkorb und Annemarie tanzte selbst in der ägyptischen Finsternis noch den Tanz zu Ende. Hatte eine Mutter glücklich ihr Küken ergattert, war es im nächsten Augenblick wieder übermüdig im Dunkeln entwischt.

Schließlich aber hatte man doch alle in die Garderobe speidert. Ein Gewirr von Überschuhen und Beinen. »Kinder, habt ihr schon eure französische Ausarbeitung über Jerusalem fertig?« erkundigte sich Marlene, den rosa Seidenschal um das dunkle Haar schlingend.

»Quatsch – dazu ist morgen noch Zeit« – »heute denken wir nicht an die dumme Schule« – – Annemarie aber lachte: »Jawohl, sur les murs de Jerusalem nous dansons boston et foxtrott.«

Großmama zärtlich untergeärmelt, tanzte Doktors Nesthäckchen unter dem aufgespannten Regenschirm im Boston-schritt die regennassen Straßen entlang nach Haus. Die alte Dame mußte mit, ohne Rücksicht auf die spritzenden Pfützen. Der Unband war nicht zu regieren. Noch im Nachthemd tanzte Annemarie ins Bett hinein – und dort ging's weiter zum Federball.

JOSEPHINE SIEBE

### Frohe Mädel und ihre Kameraden

1930

[7]

### Die lateinische Freundschaft

Fredo Haihinger saß auf der Gartenmauer des väterlichen Gartens, als Birnen und ärgerte sich. Das paßte nicht gut zusammen, aber wenn eins auch gar zu fleißig ist, mußte man sich doch ärgern; die Birnen schmeckten trotzdem gut. Der Grund des Ärgers war ein zierliches blondes Mädel, das im Nachbargarten an einem Tisch dicht an der Mauer saß und schrieb. Sie sah nicht auf von ihrer Arbeit und ahnte offenbar nichts von Fredos Ärger.

Himmel, war das Mädel fleißig!

Dazu war dieses fleißige blonde Ding noch in seine Klasse gekommen. Was hatten nur Mädel in Bubenschulen zu suchen? Das war auch so eine dumme neue Mode. Bisher war in Wiesenrode noch nie ein Mädel in das Gymnasium zu

Sankt Johann gegangen, die Wiesenroder Mädel hatten die Mode nicht mitgemacht, sie waren hübsch in ihrem Gänsestall geblieben, bis die verwitwete Frau Landrat Trautsen nach Wiesenrode zog und ihre Tochter Hannelore im Gymnasium anmeldete. Es gab keinen Grund, sie abzuweisen, und kaum hatte Hannelore in der Untertertia ihre Aufnahmeprüfung gut bestanden, da meldeten sich Bürgermeisters Greta und Annelise Rößler, die Apothekertochter, zur Aufnahmeprüfung. Sie wurden zugelassen, für gut befunden und der Untertertia zugewiesen. Seitdem saßen die drei Mädel nebeneinander in der Klasse, zwei braune Bubiköpfe und ein blonder Zopf; der Zopf war Hannelore Trautsen.

Sie waren alle drei fleißig, aber geradezu ein Muster von [8] Fleiß war Hannelore. Sie hatte eine gute Vorbildung, nur in einem Fach war sie zurück, im Latein. Das war Fredos besondere Freude, denn im Latein stellte er seinen Mann. Er gönnte den Mädels keine gute Nummer.

In der Klasse gab es in der Mädelfrage zwei Parteien: die Zufriedenen duldeten die Mädel, ja, sprachen mit ihnen, tauschten mit ihnen Bücher, kurz, lebten mit ihnen in Freundschaft.

Anders die Gegner. Die verachteten die Mädel, schrien laut, sie gehörten in den Gänsestall, es sei eine Schande, daß gerade in der Tertia die Drei säßen. Das ging so lange, bis der Klassenlehrer den aufsässigen Buben einmal eine Strafrede hielt, das sei eben die neue Zeit, daß auch die Mädel hinaus müßten in das Leben.

Seitdem nannten die Buben die drei Mädel nicht anders als die »neue Zeit«, und bald hießen sie im ganzen Städtchen die »neue Zeit«, denn da der Ort etwas rückständig war, gab es manche, die wie die Buben dachten, daß die Mädel nicht in eine Bubenschule gehen sollten. Die drei Mädel hatten es nicht leicht, aber sie hielten tapfer durch. Sie dachten vernünftig, fleißig sein und ihre Pflicht tun, sei am besten. So gingen sie still ihres Weges und wichen den streitlustigen Klassengefährten so viel wie möglich aus.

Unter denen war ihr schlimmster Feind Fredo Haizinger, der beste Lateiner der Untertertia. Sonst war sein Fleiß nicht überwältigend, er ließ immer mal fünf gerade sein, lernte flüchtig, schrieb flüchtig. Seine Wut auf die fleißigen Mädel war darum groß, und als er jetzt Hannelore so eifrig schreiben sah, dachte er nicht an seine noch unfertigen Schularbeiten, sondern an ein Streichlein, das er dem blonden Mädel spielen könnte. Neben ihm lag eine musweiche Birne auf der Gartenmauer. Hei! Die mußte sich gut ausnehmen auf Hannelores fertiger Arbeit.

[9] Kaum war das gedacht, da sauste auch schon die Birne durch die Luft und fiel gerade mitten auf das Heft des Mädels.

Ein Schreckenschrei ertönte.

Jetzt muß ich verduften, dachte Fredo. Er blieb aber sitzen, denn was das Mädel tat, war zu verwunderlich.

Hannelore schrie und tobte nicht, wie es Fredo an ihrer Stelle getan hätte, sie hielt auch nicht kampfbereit nach dem unbekannten Missetäter Umschau; sie mußte annehmen, der Baum habe ihr die Birne auf das Heft geworfen. Sie blieb ruhig sitzen, barg das Gesicht in den Händen und brach in ein bitterliches Weinen aus.

So ein blitzdummes Ding! dachte Fredo; statt zu schimpfen, heult sie. Na, ich möchte dreinschlagen, wenn mir einer eine matschige Birne auf die Arbeit wirft; ist eben Mädelart.

Es war seltsam, bei dem innerlichen Groll über Hannelores Tränen vergaß Fredo ganz, sich in Sicherheit zu bringen. Wenn sie sich umdrehte, mußte sie ihn sehen, und dann würde sie schon erraten, wer der Missetäter gewesen war.

Wenn das Weinen nur nicht gar so jämmerlich geklungen hätte! Fredo konnte nicht ausreißen, er brachte es einfach nicht fertig, das Mädel in seinem Kummer zu verlassen. Er rutschte ein bißchen hin und her, ein Stück Mörtel löste sich von der Mauer und polterte zu Boden.

Hannelore sah erschrocken auf.

Nun wird sie schimpfen, dachte Fredo, ordentlich froh dar-

über, daß nun einmal etwas anderes kam als das bitterliche Weinen. Aber Hannelore schimpfte nicht, mit leiser, trauriger Stimme sagte sie nur: »Mir ist eine weiche Birne auf mein neues Heft gefallen.«

So ein dummes Mädel, nicht einmal auf den Verdacht kam sie, daß ihr Fredo einen Schabernack gespielt hatte. Aber merk-[10]würdig, war es die sanfte, traurige Stimme, die so ohne Vorwurf sprach, was Fredo unbehaglich war? Potz Wetter, da war eine tüchtige Bubenrauferei doch eine andere Sache; gegen so ein sanftes Ding mußte man doch höflich sein, ob man wollte oder nicht. Plötzlich tat Fredo etwas, das jemals zu tun ihm nicht im Traum eingefallen wäre. Er sprang von der Mauer und fragte ganz mitleidig, ob er helfen könne.

Hannelore sah ihn mit ihren großen grauen Augen erstaunt an. Noch immer nicht kam ihr der Gedanke, Fredos unerwartete Hilfsbereitschaft könnte von einem schlechten Gewissen eingegeben sein. Sie antwortete bedrückt: »Es war mein letztes Heft, ich habe kein Geld, mir ein neues zu kaufen.«

»Ich will dir das Geld geben«, wollte Fredo gerade sagen, als ihm zu rechter Zeit einfiel, daß sein Taschengeld bis auf den letzten Pfennig verbraucht war und er sogar bei einigen mitleidigen Tanten Schulden hatte. Aber in seiner Mappe hatte er doch noch ein neues Heft. Eins, zwei, drei, war er drüber im väterlichen Garten und rief im Davonlaufen: »Ich hole ein neues Heft!«

Verwundert sah ihm Hannelore nach; der bisherige Feind war ja so hilfsbereit, wie sie es nie für möglich gehalten hätte. Sie sah sich um und erblickte die Birnen auf der Gartenummauer, sie sah über sich und bemerkte, daß an dem Zweige, der über den Tisch ragte, gar keine Birnen hingen. Da kam ihr das Erkennen, wie die Birne auf ihre Arbeit gelangt war, und sie schaute ein bißchen schelmisch zur Gartenummauer hin, über die jetzt Fredo stieg.

Der sah das Lächeln und fragte ein wenig kleinlaut: »Na, weißt du es jetzt, woher die Birne gekommen ist?«

»Ja!« rief Hannelore und lachte froh. Ihr ganzes Gesicht leuchtete im Widerschein schelmischer Freude, und dieses Lachen gefiel Fredo besonders gut. Er lachte sich seine ganze Verlegenheit vom Herzen herunter.

[11] Fredo wurde so gnädig gestimmt, daß er seine Feindin von gestern zu einer Tennispartie einlud.

Aber Hannelore erklärte, sie müsse erst ihre Schularbeiten machen und nachher Geschirr abwaschen.

Fredo kam diese Mädchenarbeit verächtlich vor; er fragte von oben herab: »Warum tust du das?«

»Weil wir arm sind und Mutter keine Aufwärterin halten kann«, erwiederte Hannelore ernsthaft.

Aufwärterin spielen müssen und doch in der Schule zu den Besten gehören, das war schon etwas. Fredo blickte fast mit Hochachtung auf das blonde Mädel. Dann tat er etwas, das ihn gleich wieder reute; er sagte: »Wir können doch morgen zusammen zur Schule gehen, wir haben einen Weg.«

Hannelore nickte so strahlend, daß ihm seine schnelle Reue selbst unrecht vorkam und er sich wirklich mit ihr verabredete, wann sie sich treffen wollten. Er stand auch am nächsten Morgen vor der Haustüre und sah nun erst, wie dürftig das Häuschen war, in dem Hannelore wohnte. Er hatte es noch nie so angesehen, sein Vater hatte gesagt, Hannelores Vater sei früh gestorben, und die Pension sei klein, da müsse sich die Frau Trautzen wohl einrichten. Der Vater hatte gestern gelacht über sein plötzliches Interesse an den Nachbarn, denn er wußte um die Feindschaft, und so würden alle lachen, die darum wußten, und es wußten dank Fredos Offenherzigkeit recht viele darum. Am meisten hohnlachen würden seine Mitschüler, und es überlief ihn kalt, wenn er an deren Spottreden dachte. Er ballte unwillkürlich in Kampfstellung die Fäuste, als stünden da Lacher, die er niederboxen müsse.

So fand ihn Hannelore, und sie lachte wieder ihr sonniges Lachen, als sie den Buben so sah.

Fredo vergaß darüber seinen Groll, und in ganz vergnügter [12] Stimmung langten die beiden am Schulgebäude an. Dort stand eine Anzahl Untertertianer, die staunten Bauklötze, als sie die beiden so friedlich einherkommen sahen.

»He, der Haihinger geht mit der ›neuen Zeit!‹ höhnte einer.

»Er ist für den Fortschritt«, spöttelte ein anderer.

Bums! Da hatte ihm Fredo eins auf die Mütze gegeben.

Zu Hannelores Entsetzen stand der neue Freund wie ein Kampfhahn da, und es hätte gewiß die schönen Boxerei gegeben, wenn sich nicht die Schulklingel als einsichtsvolles Wesen betragen hätte. Die bimmelte los, daß es den Draußenstehenden wie ein Blitz in die Beine fuhr, und im nächsten Augenblick verschluckte das große Tor des alten Gebäudes alle miteinander. Ein bißchen Rempelei gab es dabei, und Hannelore, die immer noch Angst vor jeder Bubenbalgerei hatte, kam mit großen verängstigten Augen in die Klasse, und alle dachten, es habe Streit mit Fredo gegeben. Einer von der Mädelpartei pufte ihn und schalt: »Sei doch nicht so wüst mit den Mädeln!« Fredo pufte wieder, und in das Gepuffe hinein kam Doktor Köhler, der Klassenlehrer.

Der tat gutmütig, als habe er nichts gesehen, und die Stunde fing an. Eine Hausarbeit sollte abgeliefert werden, eine Klassenarbeit war zu schreiben. Die Aufgabe wurde gegeben, die Hefte wurden eingesammelt, und während Stille in der Klasse herrschte, die Federn über das Papier schurrten, sah der Lehrer die eingesammelten Hefte an.

Fredo war zuerst mit der Aufgabe fertig. Er kritzello auf sein Löschkopier ein Männlein mit einer großen Nase. Während er das so hinstrichelte, hatte er plötzlich eine Erscheinung. Er sah sich in ein neues Heft auf die letzte Seite das Bild eines an der Wandtafel stehenden Lehrers kritzeln, und auf der Tafel stand das Wort Esel von Schülerhand geschrieben. Es sollte keinen [13] bestimmten Lehrer vorstellen, es war nur aus

Übermut entstanden, sollte keine Kränkung sein. Aber in Hannelores Heft paßte es nicht hinein. Und in dem Heft mußte es sein, er hatte gar kein anderes leeres Heft gehabt, hatte sich selbst geärgert, daß er das Zerrbild in sein neues Heft gezeichnet hatte.

Velleicht sah es Doktor Köhler gar nicht. Der Gedanke tröstete Fredo ein wenig, aber er mußte doch immerzu hinsiehen.

Der Lehrer blätterte in allen Heften herum, und Fredo zitterte. Er konnte mit seinen Falkenaugen jede Aufschrift erkennen; wenn Doktor Köhler ein Heft hochhob, dachte er: jetzt kommt Hannelores Heft an die Reihe.

Da war es. Fredo bekam Herzklopfen. Der Lehrer betrachtete es, schlug es auf und blätterte darin; er wunderte sich offenbar, die vorhergegangenen Aufgaben nicht darin zu finden. Auf einmal stutzte er, und Fredo dachte niedergeschlagen: jetzt hat er es gesehen.

Doktor Köhler hatte es wirklich gesehen und betrachtete nachdenklich mit einem leisen klugen Lächeln die seltsame Zeichnung. Er war ja auch einmal ein Knabe gewesen und wußte, daß leere Blätter und breite Ränder zum Zeichnen reizen – aber daß auch ein Mädel auf solche Einfälle kam, das hätte er nie gedacht.

Auf einmal stand er vor Hannelore und fragte: »Trautsen, was ist das?«

Hannelore sah mit einem Blick ganz tiefen Erstaunens auf den Lehrer. »Das weiß ich nicht«, antwortete sie erröternd.

Doktor Köhler war ein Menschenkenner, er wußte gleich, Hannelore war unschuldig. Er fragte aber doch: »Wem gehört das Heft, Trautsen?«

»Mir!« Verwundert klang die Antwort. Aber plötzlich fiel es Hannelore ein, daß ihr Fredo das Heft gegeben hatte, sie wußte von seinen Zeichenkünsten und ahnte, Fredo war der [14] Zeichner gewesen. Ob er wissend oder aus Versagen das verunstaltete Heft gegeben hatte, wußte sie nicht, aber eins war ihr klar: verraten durfte sie den Kameraden nicht.

Als Doktor Köhler fragte, ob sie eine Ahnung habe, wer der Zeichner sei, dachte Fredo: jetzt verrät sie mich. Aber Hannelore verriet ihn nicht. Sie sah dem Lehrer frei und offen ins Gesicht und antwortete ehrlich: »Ich kann es nicht sagen!«

Doktor Köhler sah sie freundlich an: »Das ist recht, Trautzen, man verrät auch seine Kameraden nicht, aber vielleicht ist der, der es tat, so mutig, es zu sagen.«

Da schnellte Fredo in die Höhe; für einen Feigling wollte er nicht gelten. »Ich war es«, rief er mit heller Stimme.

»Also Haihinger, ich dachte es mir, aber warum noch immer im Kampf gegen die neue Zeit? Ist das nicht unritterlich?«

Fredo wollte erklären, er verhaspelte sich aber, Doktor Köhler tat ein paar geschwinde Zwischenfragen, die Fredo noch mehr in Verwirrung brachten, und unter dem brausenden Gelächter der Klasse erzählte Fredo die Geschichte. Der Lehrer lachte mit, da war nichts geschehen, was er zu strafen hatte. Er schloß mit einer heiteren Bemerkung über die neue Zeit die Stunde und bestellte Hannelore nach Schulschluß noch in das Lehrzimmer.

Alle staunten. Das Mädel hatte doch nichts verbrochen! Hannelore selbst ahnte, was der Lehrer wollte; sie sollte lateinische Privatstunden nehmen, sie kam trotz allem Fleiß so nicht mit, es fehlte zu viel. Aber Unterricht konnte ihr doch die Mutter nicht geben lassen, das war viel zu teuer. Bedrückt stand Hannelore in der Pause im Schulhofwinkel, als sich Fredo, unbekümmert um das Gelächter der andern, zu ihr gesellte. Er gab ihr einen gelinden Puff, der seiner Meinung nach ein großes Freundschaftszeichen war, bei dem aber Hannelore, die keine puffenden Brüder hatte, zusammenzuckte. »Sei doch keine [15] Zimpersuse, dummes Gör! Sag, sind dir die Felle weggeschwommen, weil du wieder so einen Flunsch ziehest?«

Merkwürdig war es: Fredos rauhes Wesen tat Hannelore wohl, stärkte ihr Vertrauen, und sie vertraute ihrem Kameraden ihre Sorge an. Der stand und nagte an der Unterlippe und überlegte, wie er helfen könnte. Plötzlich durchfuhr ihn

ein Gedanke; Hannelore bekam wieder einen Puff, der diesmal ziemlich kräftig ausfiel, sie nahm sich aber zusammen und schrie nicht. Befriedigt über diese Unterlassung eröffnete ihr Fredo, er selbst wolle ihr Unterricht erteilen, er sei durch Einzelunterricht von einem Onkel, der ein bedeutender Lateiner sei, genügend vorbereitet, er sei eigentlich reif für Obertertia, doch leider nur in dem einen Fach.

Nach dieser langen Erklärung ging Hannelore einigermaßen getrostet zu der Unterredung mit Doktor Köhler, und es kam, wie sie geahnt hatte, er sagte, sie müsse Nachhilfestunden nehmen. Als ihm Hannelore von Fredos Anerbietung erzählte, nickte der Lehrer zufrieden. »Also eine lateinische Freundschaft, die mit einem Lateinheft angefangen hat und hoffentlich zwei glänzende Lateiner hervorbringt«, sagte Doktor Köhler heiter.

Und der Name »Lateinische Freundschaft« blieb, obgleich der Bund der beiden eine treue deutsche Freundschaft wurde, in der einer dem andern half, einer den andern ergänzte; in gemeinsamer Arbeit und Freude schreiten jetzt beide auf ein hohes Lebensziel zu.

HERTA WEBER-STUMFOHL

Ostmarkmädel

1939; 6.–10. Tsd. 1940

[Mädel auf dem Reichsparteitag]

[195]

7. bis 13. September 1937

Reichsparteitag in Nürnberg

Der »österreichische Block« steht immer fest geschlossen auf seinem Platz bei allen Veranstaltungen des Reichsparteitages, und wir ziehen auch immer geschlossen und Lieder singend

zu unseren Quartieren zurück. Man muß ganz einfach immer beisammen sein, weil es so herrlich ist, das alles gemeinsam erleben zu dürfen.

Jugendkundgebung im Stadion! Wir stehen, eingereiht zwischen die Obergäue des Reiches, als illegaler Obergau Österreich beisammen und haben unsere Plätze ganz vorne an der Barriere vor der Aschenbahn, wo der Führer mit dem Reichsjugendführer langsam und aufrecht im Wagen stehend an uns vorbeifährt.

Zu dieser Jugendkundgebung haben alle unsere Mädel BDM.-Kleidung an – das ist aus Vorsichtsgründen notwendig. Ich darf mit meiner Führerinnenschurz vor dem Block der Mädel als Obergauführerin stehen, so wie alle die Obergauführerinnen des Reiches vor ihren Mädeln stehen. Auch dies ist tiefstes Erlebnis!

[196] Am größten und schönsten aber war es dann Freitag, den 10. September, als wir zum Führer durften. Wieder kam die beglückende Nachricht, daß der Führer bereit wäre, uns auf unsere Bitte hin zu empfangen, und wieder zog die illegale Führer- und Führerinnenschaft der österreichischen Hitler-Jugend zum Deutschen Hof. Diesmal aber waren wir 100 Mädel-Führerinnen und 150 HJ.-Führer.

Wir Mädel waren alle in den heimatlichen Trachtendirndlern, unsere Kameraden in Lederhosen, weißen Hemden und HJ.-Armbinden. So standen wir gegenüber dem Führerhotel, als plötzlich ein Wagen scharf um die Ecke bog und der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, heraussprang. Er kam auf unseren illegalen Gebietsführer Karl Kowarik und mich zugeschritten, strahlte und lachte über das ganze Gesicht, schüttelte uns die Hand und schritt mit dem Kameraden Ko nach erfolgter Meldung die Reihe der Kameraden und Kameradinnen ab.

Wenige Minuten später fuhr der Wagen des Führers vor. Der Führer begab sich sofort in die Halle, in der er kurze Zeit nachher wieder eine Abordnung empfing, die gleichermaßen wie 1935 aus den Führern und Führerinnen der Bundesländer bestand.

Für die Untergäue waren vertreten, für Wien: Viktoria Villem, für Niederösterreich: Helli Naber-Binder, für Oberösterreich: Eva Travnicek, für Salzburg: Resl Fais, für Tirol: Herta Mignon, für Vorarlberg: Herma Riedmann, für Kärnten: Richild Liebenwein, für Steiermark: Fritzl Jernay und für Burgenland: Resl Fleck. Aus meinem illegalen Stab waren mit: die Jugendmädelreferentin Marianne Exner, unsere Ärztin Dr. Herta Gottscheer, die Kulturreferentin Erika Marek, die Pressereferentin Felice Pupp und die Schulungsreferentin Annemarie Kaspar.

Wieder begrüßte uns der Führer einzeln, und diesmal war es ein stolzer und froher Gruß. Gespannt und interessiert fragte der Führer sofort jedesmal, woher man sei; und wir fühlten gleichsam, wie wir Mädel und Jungen ihm [197] Begriff wurden für das jeweilige Land. Dann wurden wir kurz verabschiedet und alle gemeinsam – 250 Mädel und Jungen – zum Mittagstisch im Hotel eingeladen.

Auch dieses »vom Führer Eingeladensein« in dem großen, strahlend erleuchteten Saal mit der langen blumengeschmückten und wunderschön gedeckten Tafel war ein Erlebnis für uns alle. Aber ich glaube, so sehr wohl mancher Junge und manches Mädel die leckeren Gerichte bestaunte und sie köstlich mundeten – wir waren doch alle zu sehr ergriffen und zuinnerst aufgewühlt und dachten nur angespannt darüber nach, ob wohl der Führer noch einmal zu uns kommen würde.

Gruppenführer Rodenbücher, der das Präsidium an unserer BDM.-Tafel übernommen hatte, versicherte uns immer wieder auf unsere Fragen, daß er bestimmt glaube, daß der Führer noch einmal erscheinen würde.

Dann plötzlich strahlten wohl hundert elektrische Kerzen auf und vermehrten die glanzvolle Helle des Raumes, frische Blumen wurden gebracht ... Wir alle sprangen von unseren Sitzen und stellten uns voll Erwartung zusammen. Jeder wußte, nun kommt der Führer!

Da öffneten sich die Flügeltüren weit, und der Führer kam nur mit einer Begleitung zu uns in den Saal. Einen Augenblick blieb er stehen – Gebietsführer Ko und ich durften ihn begrüßen und Meldung machen. Dann schritt er in die rechte Hälfte des Saals, wo die Mädelführerinnen standen . . .

Und nun ging der Führer mit fröhlichem Gesicht durch die langen Reihen der Mädel, reichte jeder die Hand, blieb da stehen und faßte mal eine Jungmädelführerin an ihrem dicken Zopf, blieb dort stehen und sah auch voller Ernst in das Gesicht der jungen Führerinnen, das doch schon von soviel Verantwortung und Kampf sprach, und strich dann wohl begütigend mit der Hand über die Wange des Mädels.

Ungefähr in der Mitte der Mädel angelangt, blieb der Führer stehen und rief von sich aus nacheinander die Bundesländer auf, worauf unsere Mädel immer nach Zugehörigkeit die Arme hochhoben. Da freute sich der Führer und [198] stellte lachend und zugleich stolz fest, daß aus jedem Bundesland eine beinahe gleich starke Abordnung gekommen war, und stellte auch mit Befriedigung fest, daß auch Vorarlberg und Burgenland mit dabei waren.

Noch eines haben wir uns ganz genau gemerkt. Der Führer fragte bei uns und dann auch bei den Jungs, was wir gespannt verfolgten, von sich aus jedesmal zuerst: »Wo ist Linz?« Dann: »Oberösterreich?« und dann: »Wo ist Wien?« . . . In dieser Reihenfolge wollte der Führer immer wieder die Vertreter der Länder sehen, zählen und kennenlernen.

Und noch ein anderes haben wir genau miterlebt: Als der Führer durch die Reihen von uns Mädelführerinnen schritt, da wurde er gleichsam immer froher und immer froher. Es war beglückend für uns, zu sehen, wie sorgenfrei und fröhlich sein Antlitz war. Er war wohl sicher ein bißchen stolz auf uns gesunde, aufrechte Mädelgruppe.

Dann schritt er in die andere Hälfte des Saales und ging durch die Reihen der HJ.-Führer. Nun mußten wir sehen, wie eine ganz große Veränderung sich in seinen Zügen abspielte, wie der Führer ernst wurde und seine Augen stahlhart, for-

schend und zwingend unsere Kameraden musterten; und es war uns, als würden diese Augen fragend gehen von Mann zu Mann: »Bist auch du ein junger Soldat? Kann ich auch auf dich und deine Treue rechnen? Bist du wirklich zum Kampfe bereit?«

Dann stand der Führer noch einmal in der Mitte von uns allen und gab uns zum Abschied noch ein Wort, das uns allen lebendig in Erinnerung blieb: »Merkt euch«, sagte er mit ernster, fester Stimme: »Deutschland lebt länger als jede einzelne Not!«

HILDE MUNSKE (Hrsg.)

*Mädel – eure Welt!*

1940–44

[1940; 33] *Der Jugend, an die ich glaube*

Es war in einer der schwersten und dunkelsten Zeiten, die über unser Vaterland gingen. Aber der heiße blaue Sommer wanderte über meine Heimat wie sonst, Heuduft wehte aus dem Samland bis in meinen Vorort, erste Flammenblumen glühten an den Lattenzäunen der Vorgärten, und in den überreichlich blühenden, schon braungolden welkenden Lindenwipfeln der Allee dröhnte es von Bienengesumm. Durch den glühenden Spätnachmittag, den heißen Erntewind wanderte ich heim, als mir ein junges Mädchen entgegenkam. Ich blieb stehen, um es recht zu sehen. Lange hatte ich nicht solche Schönheit gesehen.

Mit dem weitausholenden, federnden Schritt der Sportgewohnten kam es näher. Die Sonne schien durch sein wehendes, weißblondes Haar, durch das leichte Sommerkleid, durch den Staub, der wie eine goldene Wolke um die schlanken

ken, braunen Beine, um die schmalen Füße in den dunklen Sandalen wehte. Edel war der schmalschläfige Kopf, weißlich stand der lichte Flaum der Schläfenhaare und der schmalen Brauen in der dunklen Haut, die von Sommersonne und Seewind gebräunt war. Hell wie Seewasser blickten die großen Augen, rot und schmal war der feine Mund – aber dieser Mund gab mein Lächeln nicht zurück.

Kinder erwidern den freundlich liebenden und bewundernden Blick, Blume und Baum hauchen Dank entgegen, der klare Blick des Tieres gibt ihn wieder – aber nichts antwortete mir, als das Mädchen vorbeiging, geradeaus blickend mit einem seltsamen, zuerst undeutbaren Blick, mit dem ebenmäßig schönen, unbewegten Gesicht ... Lange sah ich ihr nach, wie sie fortwanderte in das Dunkel der dichteren Bäume. Meine Freude war verweht; es blieb nichts als eine dumpfe Trauer.

Ich hatte den Blick einer Jugend gesehen, die nur einen wohlgebildeten und wohlausgebildeten Körper und für diesen nur noch den Sport kannte – aber nicht mehr die Arbeit, die schwere, die schaffende, die beglückende.

Ich hatte den Blick einer Jugend gesehen, die es nicht mehr kannte, zu glauben und zu glühen, mit und für andere zu leben – einer Jugend, die so blicklos wie ein Erblindeter die Welt und die Sonne sah, weil sie Jungsein und Stärke, Gewandtheit und Schönheit wie einen wertlosen Schmuck trug, weil sie nicht wußte, wem sie damit dienen sollte. Es war der leere Blick – ergreifender als Trauer in seiner Ruhe – einer Jugend, die keinen Sinn mehr fand für das eigene, ohne Beziehung zu andern vereinsamte Ich, das kein Ziel mehr sah, für das es wert war, zu leben.

Lange Zeit ist mir diese Gestalt, dieser Blick nachgegangen, wenn ich auch dem Mädchen selbst nie wieder begegnete. Immer wieder sah ich sie kalt und erstarrt trotz des lebensvollen Ganges unter den blühenden alten Linden hinschreiten, hörte über ihr das summende Arbeitslied der Bienen, wie die Stimme des Sommers ... Und ich sah diesen Blick,

der mich mit einer dumpfen Angst erfüllte um all die Kinder, die Brüder und Schwestern jener Blondinen, die Weg- und Wanderkameraden der Kinder, die mir und den Meinen teuer waren – um die Jugend, die nach uns kam.

Immer wieder fühlte ich dann wie Trost und Verheißung den warmen [34] Erntewind, sah die Sonne auf dem hellen, wehenden Haar und hörte das Bienensummen. Immer wieder wurde ich dabei gewiß, daß ich noch einmal die Augen der Jugend meines Volkes hell und jung glänzen sehen würde im Suchen nach neuen Zielen, blank und froh in der Gemeinschaft zukunftsdienernder Arbeit, alle Vereinsamung des erstarrenden Ichs abwerfend, um Höherem glühend zu dienen.

Viele Jahre später war es, an einem Wintertag in Masuren. Noch glitzerten die letzten Segelschlitten über das Eis des Mauersees; aber es schimmerte schon harsch und grau unter dem Westwind, und über dem dunklen Erlengebüsch in den schneelosen, fahlen Weidewiesen lag schon ein erster Vorfühlingshauch. An dem Tage traf ich zuerst die neue Jugend, war ich zum erstenmal unter euch, deutsche Mädel, unter euren jungen Führerinnen.

Zum erstenmal hörte ich viele der neuen Lieder, hörte sie zur Laute und Blockflöte von den frischen Stimmen gesungen, mit dem fortreißenden Rhythmus, mit den Weisen, in die man einstimmte.

Ich saß unter ihnen in der Halle, ich sah die jungen Gestalten in ihrer Kraft und Gewandtheit, die Gesichter, die alle noch und jedes seltsam stark geprägt die Züge ihres deutschen Heimatstammes zeigten, und die doch – und nicht durch die Gleichheit der Tracht allein – sich schwesterlich glichen, weil sie alle in dem Ausdruck der Klarheit, der Sicherheit, der Wachheit in den Bewegungen und im Wesen die gleiche Art zeigten: *die der neuen, der heutigen Jugend unseres Volkes.*

Ich sah ihren Blick: groß, hell und freudig – den offenen und freien Blick der Seele, die nicht mehr einsam erstarrt, sondern die in froher Gemeinschaft bereit ist, *bewußt* der Zukunft zu dienen.

Ich saß unter ihnen, ich hörte, was sie freut und bewegt, ich sah den Ernst und Eifer, mit dem sie an ihre Aufgabe gehen. Ich hörte sie von meiner Heimat, von ihrem Werden, ihrer Geschichte, von ihrer Grenznot sprechen. Was ich und die Meinen uns einmal an Wissen darüber schwer erarbeitet hatten, ich sah es als ein Gut, das sie alle besaßen, das sie treu verwahrteten und in andere junge Hände und Seelen weitergeben wollten. Ich sah sie alle für diese Heimat glühen, als wäre es die eigene, ich fühlte, daß sie es auch für jede war, weil es für diese neue Jugend nur eine, die Heimat *Deutschland* gibt.

Ich habe vor dieser neuen Jugend meine Verse gelesen in dem warmen, hellen, fröhlichen Raum, um den draußen die eisige, stumme Nacht über See und Kiefern stand. Ich sah mit ihnen in den weißen Morgennebel, sah ihre Fahne flatternd in den frischen Morgenwind steigen. Ich ging mit ihnen zu dem Kreuz, das von dem Kriegerfriedhof weit über Land und See blickt. Ich freute mich an dem raschen und straffen Gang, an dem frischen Schreiten, an der Gerafftheit der jungen Gestalten, die in aller Kraft wieder etwas von der alten deutschen Zucht hatten.

Weit geht der Blick da oben über Seen und Wälder, Wiesen und Acker des umkämpften Landes, für das sie fielen, die dort schlafen, Söhne dieses Landes und Brudersöhne »über der Weichsel drüben«.

Der Wind sang, wie er immer über diesem Land singt; er wehte um die Zöpfe, um die winterfrischen Wangen; er trug die jungen Stimmen verhallend übers Feld. Schiefergrau war der hohe Himmel darüber, märzlich mild schon die Luft . . . Und wie ich in der silbernen Helle auf die jungen Gestalten sah in den braunen Jacken; jede einzeln in mich aufnahm, vereinten sie sich in meinem Herzen zu einer einzigen Gestalt: *dem deutschen Mädel*, dem kraftvollen und frohen, aus dessen Blick mich wahr und ruhig die Seele ansieht, die wieder ein Ziel fand.

[Agnes Miegel]

[102] Während des großen Krieges

Spätherbst 1914! Monatelang schon standen die deutschen Männer an den deutschen West- und Ostgrenzen, im fernen Asien, im tropischen Süden und auf weiten Weltmeeren, unter ihnen in vorderster Front die Bauern.

In den heimatlichen Dörfern war es still geworden. Kein Juhuschrei tönte mehr aus jungen Männerkehlen, kein Lachen, kein Kichern. Überall im weiten deutschen Land führten Frauen- und Mädchenhände den Pflug und die Sense, säten und ernteten. Oft, nur zu oft, klang zwischen drein das Glöcklein, und dann raunte es durch das Dorf: Wieder ist einer von den Unseren gefallen: Der Vater, der Bruder, der Sohn.

Beim Totenamt saßen sie zusammen in der Kirche, die Zurückgebliebenen: die Frauen, die Kinder im Land, sie gaben aus eigenem Antrieb ihr Letztes, während die Männer, die Söhne draußen bluteten.

Auf Gut Steinberg werkten die Frau und vier blutjunge Töchter im Alter von 14 bis zu 20 Jahren. Zur Friedenszeit waren noch vier kräftige Männer auf dem Hof. Der jüngste Bruder war im Felde gefallen, der Vater aus Gram darüber gestorben, und der älteste Bruder stand noch heute draußen an vorderster Front.

Nun war es Heuernt! Jeden Morgen standen die Steinbergmädel draußen auf den großen Wiesen und führten die Sense, bis ihnen die Arme erlahmten, und sie hatten dann nur ein lächerliches Stück der großen Fläche geschafft. Früher, da standen neun bis zehn Menschen hintereinander, und die Sensen von vier bis fünf Männern knirschten im lustigen Takt und nahmen in mächtigem Schwung spielend eine doppelt so breite Mahd wie die der Frauen.

Am Nachmittag nahmen die Mädchen die großen Gabeln und luden das Heu auf den Wagen, und wie die Fuder in die Höhe wuchsen, mußten sie sich strecken, und oft schwankten die schmalen Körper und bogen sich unter der schweren

Last . . . Und sie mußten jedes Fuder zu Hause auch wieder abladen, das Heu hoch hinauf unter das Dach des Stadels bringen.

Es war ausgesprochen schwerste Männerarbeit. Die Mädchen schafften sie, in zäher und verbitterter Ausdauer, wenn auch mitunter Tränen flossen, mit todmüdem Gliedern und verzweiflungsvollem Herzen. Vom grauenden Morgen wurde bis zum letzten Strahl der sinkenden Sonne geschafft, Werktag und Sonntag. Die jungen Mädchen kannten bald kein Sonntagskleid, keine Feierstunde mehr, und hart und ernst wurden ihre Gesichter.

Eines Tages, kurz nach der Ernte, wurden von Männern des Kommunalverbandes zwei kräftige Arbeitsochsen von Steinberg weggeholt. Nachdem die Tiere weg waren, blieb die Steinbergerin allein im Stall zurück. Sie lehnte ihren [103] Kopf an eine Steinsäule, und ihr Körper bebte. Nun müssen meine Mädel noch länger und noch mehr arbeiten. Die Frau sah die gequälten und abgearbeiteten Töchter vor sich. Noch länger arbeiten, was sollte bloß noch werden?

Gedrückter und trauriger noch als sonst saß heute die Familie beim Abendessen. Die Mutter seufzte und klagte: »Nun können wir mit der Wintersaat nicht fertig werden. Wir kriegen nächstes Jahr viel weniger Getreide. Dem Vaterland ist damit nicht gedient!« – Resolut sprach die zwanzigjährige Resi: »Wir müssen den kleinen Stier abrichten, dann haben wir wieder zwei Gespanne.«

»Der ist ja noch viel zu jung«, meinte die Mutter. »Müssen wir es aushalten«, Resi sah zur kleinen, erst vierzehnjährigen Gretl hinüber, »so muß er's auch.« – »Aber ihr Mädel könnt ihn doch nicht abrichten.« – »Ja, Mutter, wir müssen schon, es hilft uns niemand sonst.«

Die vier Steinbergtochter waren nicht groß und kräftig, sondern schlank und eher zierlich gebaut. Am anderen Morgen legten Fanny und Resi, die zwei ältesten, dem Jungtier mit unendlicher Mühe eine Trense an und wollten ihn aus dem Stall führen. Aber schon an der Tür machte er einen Satz,

streifte Fanny unsanft an der Türfüllung ab und riß Resi, die den Strick nicht losließ, mit sich hinaus in den Hof.

Sie stemmte sich zwar fest mit beiden Beinen gegen die Erde, doch der Stier nahm sie im Lauf mit sich um den Hof, wie ein kleines, leichtes Anhängsel. Ihre Stockschläge gegen die Nase konnten ihn nicht aufhalten, reizten ihn aber. Er machte plötzlich einen wütenden Satz, riß Resi nieder und schleifte sie, die noch immer nicht losließ, ein Stück weit am Boden mit sich.

Die Schwestern schrien entsetzt auf. Das brachte das Tier erst recht in Harnisch. Es senkte den Kopf, blies und prustete durch die Nase, wühlte mit den Hörnern den Boden auf und jagte im Kreis herum. Resi hatte losgelassen, erhob sich mit blutendem Gesicht und zerschundenen Knien und zog sich vorsichtig zurück.

Der Stier war in Wut und gefährlich. Mit großen Prügeln bewaffnet und mit viel Geschrei gelang es den vier Mädeln endlich, das Tier zurück in den Stall zu treiben. Verzagt und kleinmütig wollten die beiden jüngeren Schwestern, Gretl und Käthe, aufgeben; aber Resi war absolut nicht damit einverstanden. »Wir müssen den Stier haben; es muß gehen!« – Nun hingen sie sich alle vier an ihn, und diesmal gelang es ihnen, ihm einen großen, schweren Baumstamm anzuhängen. Aber trotzdem ging es draußen im Freien wieder über Stock und Stein, wohin es dem Stier gefiel. Durch seine unberechenbaren Sprünge, seitwärts, vorwärts, gelang es ihm, diese und jene seiner Bedrückerinnen abzuschütteln.

Aber zwei oder drei hingen immer wie Kletten an ihm und ließen nicht los; wenn auch die anderen wie Bälle zur Seite flogen. Sie bluteten; das starke Tier aber wurde müder und ergebener. Seine langen Sätze hörten allmählich auf, und schließlich blieb er, heftig schnaufend, stehen.

Aber auch die beiden jungen Menschenkinder standen schweißübergossen; mit bebenden Gliedern, leise weinend und zum Umsinken müde, die beiden jüngsten . . .

Da wandte sich Resi zu ihnen: »Ihr könnt heimgehen, euch

brauchen wir jetzt nicht mehr.« Aufatmeten die beiden, als sie heimilten. Die Widerstandskraft des Tieres war nun gebrochen, es war schon zu geschwächt, um sich gegen den Zwang aufzubäumen zu können und ließ sich gehorsam nach einiger Zeit in den Stall führen.

Am anderen Morgen allerdings, als er sich wieder etwas erholt hatte, versuchte er noch einmal mit aller Macht, den ihm auferlegten Zwang abzuschütteln. Doch schon früher als am ersten Tag nahm er Vernunft an.

[Senta Dinglreiter]

[105] *Als Arbeiterin in der Munitionsfabrik*

Ja, das war eine merkwürdige Zeit. Ich habe viel in ihr gelernt und denke gern an sie zurück – obwohl das ganze für mich mit einer bösen Blutvergiftung und einer Operation endete.

Es war im Herbst 1917, als die Aufforderung erging: Studen-tinnen in die Fabriken, um abgehende Männer zu ersetzen! So kam ich in die Munitionsfabrik. Man suchte sich Quartier – es war für uns kein Massenlager vorgesehen – und es konnte losgehen.

Am ersten Tag wurden wir nur vormittags vom Werkführer eingeführt und sozusagen vorgestellt. Ich sahe noch die halb mitleidigen, halb spöttischen Blicke der Arbeiterinnen auf unsere sauberer, gepflegter Hände. »Die werden nicht zusacken!« Aber sie packten zu.

Man gewöhnt sich rasch daran, unter dem Befehl einer Idee und eines freiwillig erwählten Muß, zehn Stunden lang – auch in der kalten Jahreszeit – in nassen Eisenspänen und eiskaltem Wasser zu wühlen und zu werken, und unbekümmert um spitze Späne und Splitter den Werkzeugblock mit seinen etwa sechs bis sieben verschiedenen Instrumenten fest anzupacken. Denn wenn auch das Wasser den Abfall des Metalls vom Werkzeugblock wegspülen sollte, so konnte

man unmöglich vor jedem einzelnen Handgriff warten, bis diese Späne und Splitter wirklich alle abgespült waren, welche die Werkzeuge in dicker Schicht jedesmal bedeckten.

Schon nach kurzer Zeit stellten die Altarbeiterinnen mit großer Befriedigung fest, daß wir nun genau solche Hände hatten wie sie.

[106] Ich gestehe, daß ich mir vor keinem philosophischen Problem so hilflos und unbegabt vorgekommen bin wie vor den verschiedenen geheimnisvollen Werkzeugen und Handgriffen des drehbaren Werkzeugblocks. Aber ein paar belehrende hilfreiche Handgriffe freundlicher Nachbarinnen lösten das Rätsel, wie die einzelnen Werkzeuge mit ganzer Körperkraft »herumzuhebeln« und zu benutzen waren.

Dies ging alles in ohrenbetäubendem Gedröhnen der Dynamomotoren vor sich. Man mußte sich übrigens mit seinen Kleidern vor den Maschinenriemen in acht nehmen, weshalb die meisten von uns Hosen trugen. Das war für die damalige Zeit sehr ungewöhnlich.

Anfangs mühte ich mich noch recht ab, um alle Griffe und Verrichtungen in der rechten Reihenfolge ohne Stocken abzuwickeln, und freute mich – ich Ahnungslose! – auf den Augenblick, wo es alles glatt »von selber« gehen würde. Aber es erwies sich, daß da, als es nun »glatt« und ohne Nachdenken mechanisch funktionierte, das Schlimmste eintrat – die vollkommene Mechanisierung und Leere der Arbeit bei doch erforderlichem angestrengtem Aufpassen. Denn eine Unachtsamkeit – und die Granatenhülse oder Kappe war verpuscht. Es war für uns Ehrensache, Material oder Werkzeug nicht zu »verasen«, was, nach der damaligen Einstellung der meisten Arbeiter, die den Unternehmer nur als »Feind« betrachteten, ziemlich üblich war. Man dachte ja meist nur auf »Akkord« – trachtete danach, so rasch wie möglich eine hohe Stückzahl zu erreichen, koste es, was es wolle. In der Tat war dieses Wettrennen – die Zahlen wurden regelrecht und stolz am Arbeitsplatz »aufgezogen« – auch

noch das einzige Erregende und »Lohnende« in der grenzenlos monotonen Arbeit langer Stunden!

Und dann kam der Samstag! Liebevoll und mit geradezu hausfraulicher Sorgfalt wurden die Maschinen und die Werkzeuge geputzt und alle blitzblank zum Sonntag hinterlassen.

Was ein Sonnabend, an dem es früher Schluß gab und die Lohntüte stolz eingesteckt wurde, für ein herrlicher Tag war! Und erst der Sonntag! Allerdings – nach dem straffen, raschen Tempo der Fabrik kam uns manches zu Hause recht träge und verschlafen vor! Und so umständlich – während wir an flottestes und vereinfachtes Verfahren in allen Dingen gewöhnt waren!

Ich bin nie so lebenshungrig und auch nie so »vergnügsüchtig« gewesen wie in diesen Zeiten. Und ich begriff auch erst damals das Heldentum der Arbeiterin, die nach solchem Tageslauf noch Wasch- und Flickarbeit, Hausreinigung, Kochen und gar die Sorge für Kinder und Mann bewältigt. Denn schon bei uns fraß jede Woche ein Stückchen Frische, weil die Zeit der Erholung doch nicht ganz die in der Woche verausgabten Kräfte ersetzte. Es fehlte nur ein Geringes – aber mit jeder Woche wurde der Samstag schon etwas mühseliger erreicht...

Das vermutliche Ende dieses Rechenexempels blieb mir durch meinen Unfall erspart. Mein Unfall nach anderthalb Monaten ersparte mir die völlige Erschöpfung – wie gesagt, trotz tadelloser und reichlicher Kost. Aber der Schlaf... Es blieb schon am Abend nicht allzuviel übrig, wenn man Tagedienst hatte (von 6 Uhr bis 6 Uhr mit den Pausen), dann die gründlichere Reinigung zu Hause, die aufgeschobenen Notwendigkeiten des sonstigen Lebens, einige Ausbeserungsarbeiten und irgendein Brief – schon war es gegen 11 Uhr, und alles mußte sorgfältig zum frühen Aufbruch vorbereitet werden.

Denn wehe, wenn man etwas Notwendiges vergaß! Es war im unbarmherzig festgelegten Tageslauf gar nicht mehr ein-

zuholen, und man büßte empfindlich für jede Vergesslichkeit! Sechs Stunden Schlaf aber waren Mindestmaß, sonst [107] hätte man gar den ratternden Wecker um 5 Uhr verschlafen oder wäre schon matt in die lange Steharbeit gekommen; die letzten Arbeitsstunden waren ohnehin etwas schwer zu überwinden.

Und tagsüber reichlich schlafen, wenn man Nachschicht hatte? Man war ja so berauscht von der Möglichkeit, am hellen lichten Tage etwa sogar spazierenzugehen oder »wie andere Menschen« Einkäufe zu machen. Dabei hatten wir als »Freiwillige« schon günstige Ausnahmezustände, sogar einen gemeinsamen eigenen Wasch- und Ankleideraum, konnten uns ein anständiges Privatquartier leisten, hatten allerhand kleine Hilfsmittel und Freuden durch unsere sonstigen besseren Lebensumstände und vor allem – wir waren nicht durch eiserne Notwendigkeit auf immer an diese Art Arbeit gebannt! Nicht ein ganzes Leben lang! Und trotzdem, trotz dieses Bewußtseins: ich erinnere mich genau, wie stark man unwillkürlich sich durch die gesamten Lebensumstände des Fabrikdaseins abgetrennt fühlte von der sonstigen Menschheit. »Die andern« – – –, die andern, die tagsüber spazierengehen konnten, die die Sonne verspürten, die Zeit hatten, die saubere Hände hatte (auch die energischste Reinigung konnte nicht ganz die Spuren von unseren Händen vertilgen!), – oder: die nachts ruhig in ihren Betten schliefen, die nicht morgens allein durch die dunklen Gassen schlichen oder im eisigen Wind und Regen auf der finsternen Landstraße sich durchkämpften – zur alles persönliche Leben stumm verschlingenden Tagesarbeit, die man nur immer noch halb schmutzig und völlig erschöpft wieder verließ, – ein Strom verbrauchter Menschen, während der Gegenstrom schon wieder von der nimmermüden, ewig wachen Fabrik eingeschluckt wurde, um ebenso verbraucht und müde und schmutzig sie zu verlassen.

Wir haben zu den Arbeiterinnen, die ihr anfängliches Mißtrauen bald ablegten, immer ein gutes Verhältnis gehabt.

Vielleicht war der unwillkürliche Zusammenhalt der Koline in der für damalige Zeiten so fremdartigen Lebensform daran schuld.

Wichtiger aber war wohl, daß wir einmal selbst erlebten, was es heißt, das Leben einer Arbeiterin zu führen. Hochmut und Standesgegensätze verschwanden. An ihre Stelle trat jene Achtung, die jeder ehrlichen Arbeit gilt.

[Lore Kühn]

[146]

### *Mutter Driesch*

Dreimal hat Mutter Driesch Abschied genommen, und jedesmal stand irgendwo unsichtbar der dunkle Tod hinter der Türe, die sie fest schloß, wenn wieder einer ihrer Söhne ins Feld zog. Sie barg ihr Runzelgesicht in das rauhe Handtuch, das gleich zwischen Tür und Herd hing, und lauschte den Schritten, welche draußen über das Pflaster stapften und verklangen.

Dann wischte sie wie unwillig noch einmal über die Augen, senkte den grauen Kopf, der schon gern müde geworden wäre, um einen Schatten tiefer und begann – Holz zu spalten für morgen. Sie lockte die Hühner, fütterte Kuh und Ziege, ging in den Keller, die Kartoffeln für die Aussaat zu sortieren oder sie einzukellern, je nach Jahreszeit und Notwendigkeit.

Eine Viertelstunde später trug dann die Eisenbahn den Sohn, diesmal den vierten, nahe unter ihrem Haus vorbei: nach Berlin, nach Frankfurt, nach Offenbach – sie weiß es nicht einmal, und es ist auch gleich, das Hier und Dort! Denn allemal kommt hinterher Frankreich und Rußland, Italien, die Türkei – – mehr weiß sie schon nicht. Solch ferne Namen hat sie nie in ihrem Leben zu lernen brauchen.

So weit haben ihre beiden ersten, die ältesten Söhne, fahren müssen, um den Tod zu haben. Der Älteste liegt in Frankreich, der zweite in Rußland. Gott wird sie wissen, betet sie

in der Nacht, wenn sie ihr Herz verlieren könnte vor Jammer um die beiden. Aber den dritten sandte sie hinterher, und nun den vierten.

Bei dem wurde ihr das Wort doch fast zu schwer. Weinen hat sie nicht wollen, denn dazu ist in der Nacht noch Zeit. So hat sie ihm nur ganz kurz ohne ein Sterbenswörlein sein Kreuz auf Stirn und Mund und Herz geschrieben, darauf sich selber, und hat ihn aus der Tür geschoben. Hätte er sich umgeschaut, nicht einen Wink würde er mehr bekommen haben. Aber er sah sich nicht um. Niemals!

An die Arbeit ist die Mutter gegangen. Fast litt sie's nicht, daß Karl, der jüngste, der mit dem Bruder zum Zuge ging, mit Hand anlegte. Dann rattert [147] der Zug vorbei. Mutter Driesch arbeitet. Ihre rauen Hände stürzen an den Säcken, schütteln, müssen mehr tun denn schaffen. Aber heimlich, tief im Innern, lauscht ein bebend Herz und schlägt im Takt der Lokomotive, die den vierten fort von ihrem Leben trägt . . . Und ihr Auge sucht den fünften, den letzten . . . Ein Kind sieht sie in ihm. Er ist auch nicht mehr.

Der Winter kommt. Mit eisiger Kälte deckt er die Welt zu. Aber der Tod geht unbehindert seine Wege. Meldungen kommen. Tränen werden geweint. Mutter Driesch wundert sich. Ihre Söhne schreiben, daß es ihnen gut geht. Sie hat sich fast ans Sterben gewöhnt. Aber der Winter geht hin.

Karl hilft arbeiten, sorgen. Er sieht die Mutter eisgrau werden. Ihre Hände zerschrumpfen, ihr Gesicht zerfurct sich. Ihre Augen sind wie Lichter, die vom Leben selber zu zehren beginnen. Sie arbeitet weiter. Im Dorf sagen sie, daß sie kein Fühlen hätte. »Nicht einen Tag ließ sie von der Arbeit, ob ihre Söhne gingen oder starben. Und die Burschen sind ihr gleich.«

Dann muß auch Karl fort. Zur letzten Mahlzeit sitzt er mit der Mutter am Tisch. Er hat es schwerer als die Brüder in ihrer Stunde. Er läßt der Mutter keinen zum Trost zurück. Was wird sie tun, wenn sie die Türe hinter ihm zuschiebt? Arbeiten?

Da steht sie plötzlich vom Tisch auf. »Ich habe noch etwas für dich zu besorgen, fast hätte ich's vergessen!« Fort ist sie, aus dem Haus. Er weiß, sie wird erst kommen, wenn es Zeit ist. Es fängt schon an. Sie hat es auch zu schwer gehabt. Da kommt ihm ein Gedanke. Heran! Schnell!

Und als gälte es, der Mutter Leben zu retten, beginnt er, das Brunnenrinnsal aus dem Trog ins Haus zu leiten. Heu wirft er die Menge unter Kuh und Ziege, daß die Mutter erbosen wird. Den lustigen Ferkeln öffnet er den Zwinger, daß sie munter dreinlaufen werden. Hundert Dinge findet er, die sich lösen, hundert, die sich knüpfen lassen — — — Dann ist es Zeit. Schon harren die Kameraden draußen. Da, eilends ist die Mutter in der Türe. »Karl!« und schon braust der Brunnenüberfluß in Küche und Stallung, die Tiere blökken und brummen. Die Ferkel tummeln sich in der schönen Flut, die ihnen eigens an diesem Tage geschenkt wird. Es ist ein einziger Aufruhr im Hause. Mutter Driesch muß retten — retten . . .

»Ich hab's ihr erspart, es wäre doch zu schwer gewesen«, bekannt Karl seinen Kameraden, während sie weit in die dunkle Ferne hinausfahren.

In der Nacht aber sucht Mutter Driesch ihre Söhne. Weit muß ihr Herz wandern. Millionen Mütter begegnen ihr. Das Vaterland muß etwas sehr Teures sein, daß die Menschen so viel darum leiden können! Früher hat sie das nicht gewußt.

[Josefa Berens-Totenohl]

## Anhang

Die sieht sie plötzlich einer Fliech auf, wie sie habe noch etwas  
die dich zu belästigen, tanzt höflich vergebens Feier hin  
zu dem Platz. Es weiß, wo wird es kommen, wenn es Zeit  
ist. Es fängt schweinartig zu schwärzen, als  
kommt ihm ein Gedanke. Herold Schenell.

Und als ginge es der Mutter Leben zu retten, beginnt es, das  
Bezirksamtssiegel aus dem Tintenfass hinzunehmen. Hier wird  
es die Menge unter Kub und Gegen, daß die Mutter erschossen  
wird. Den langen Verkehrsfahnen in den Zwingern, die sie  
zuerst dreihundert werden. Hundert Dinge funder es, al-  
sich lösen, hundert, die sich knüpfen lassen. . . . .  
Dann ist es gut. Schon lässen die Kommissare draußen. Da-  
herd als die Mutter in der Türe »Kädi« und schmeckt  
des Brunnens Wasser halb zu Käcke und Stellung die Türe  
zum und brausen. Die Perkei passen sich in das schwarze  
Flus, die ihnen eigentl. an diesem Tage geschenkt wird. . . . .  
»Ich hab's ihr versproßt, es wäre doch zu schwer geworden,  
bekannt. Karl seinen Karnevalen, während sie weiter so  
danklich Perkei hinzuführen.«

In der Nacht aber auch. Meines Freunds dies Sohn, er  
will die Heimat wiederkommen. Hilflosig. Mütter liegen gegen ihn. Groß  
Vaterland mußt' er sehr feurig sein, Alte die Menschen nicht  
nicht darum finden können. Früher hat sie das nicht gewollt.  
. . . . .

### Zu dieser Ausgabe

Die Textauswahl in dieser Sammlung orientiert sich an fol-  
genden Rahmenbedingungen:

- Sie mußte »klassische« Autorinnen oder Texte berücksichtigen, deren Wirkungsgeschichte bis in die Gegenwart reicht. Zu diesen Autorinnen gehören Clementine Helm, Emmy von Rhoden, Johanna Spyri, Magda Trott, Else Ury und Ottilie Wildermuth.
- Sie mußte Autorinnen und Autoren aufnehmen, die darüber hinaus in der Mädchenliteraturgeschichtsschreibung einen besonderen Stellenwert haben. Dazu gehören vor allem Clara Cron, Jakob Glatz, Olga Eschenbach, Thekla von Gumpert, Rosalie Koch und A. Stein.
- Sie mußte Autorinnen und Autoren aufnehmen, die von prototypischer Bedeutung für die Ausgangssituation sind, also Joachim Heinrich Campe, Jakob Glatz, Sophie von La Roche und Helene Unger.
- Lyrik, ratgebende und erzählende Literatur sollten angemessen repräsentiert sein.
- Literatur für »kleine Mädchen« sollte im Sinne einer »Vor-  
geschichte«, aber doch mit eigenem Akzent (Schwerpunkt:  
»Puppengeschichte«), berücksichtigt werden.
- Die »Hochzeit« der spezifischen Mädchenliteratur, von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, mußte ein angemessenes Gewicht haben.
- Wenigstens punktuell, mit Texten von Marianne Ehrmann, Bartholomäus Bacher, Adelheid Popp und »Bachems Lieder-  
buch«, war der Blick auf spezifische Texte für junge Leserinnen auch der Unterschichten zu öffnen.
- Schließlich sollte die Auswahl durch einige unbekannte, interessante und zugleich epochenspezifische Texte und ihre Autorinnen (etwa Elsa Asenijeff, Marie Calm, Gertrud Prellwitz, Helene Raff und schließlich Johanna Spyri als Autorin für »junge Mädchen«) ergänzt werden.

Unter diesen Rahmenbedingungen wollte ich eine höchstmögliche Vielfalt literarischer Genres, Typen, Schreibweisen und zugleich eine Vielfalt an Situationen des Mädchenlebens dokumentieren. Die Textauswahl wird zusammengehalten durch mein leitendes Interesse an der Geschichte der Mädchenliteratur: Ich gehe davon aus, daß der Angelpunkt der Mädchenliteraturgeschichte die Entstehung und Verlängerung einer Mädchen-Jugendphase in der bürgerlichen Epoche und die damit verbundene Komplikation beim Übergang des Mädchens ins Erwachsenenleben als Frau ist. Auf diese Phase konzentriert sich die Mädchenliteraturproduktion (vgl. Vorwort und Einleitung zu dieser Ausgabe). – Leider war es mir nicht möglich, durchgängig kleine abgeschlossene Texte vorzustellen. Ich habe aber versucht – im Rückgriff vor allem auf Mädchenalben, -Zeitschriften und -Jahrbücher –, mich auf eine möglichst geringe Anzahl von Textausschnitten aus Romanen oder längeren Erzählungen zu beschränken.

Die Textauswahl ist innerhalb der einzelnen Kapitel chronologisch geordnet, wobei stets der Zeitpunkt des Ersterscheinen maßgebend ist, auch wenn in einigen Fällen nur eine spätere Auflage zugänglich war. Orthographie und Interpunktion wurden prinzipiell gewahrt, offensichtliche Druckversehen stillschweigend berichtigt. Initialen wurden nicht übernommen. Die originale Seitenzählung der Texte ist in eckigen Klammern eingefügt, Auslassungen wurden entsprechend gekennzeichnet. Alle Textstellen, die im Original – durch Sperrung oder Verwendung einer anderen Schrift – hervorgehoben sind, erscheinen kursiv.

Ich danke allen Bibliotheken für die Bereitstellung von Literatur im Zusammenhang mit meiner Arbeit an dieser Textsammlung. Insbesondere danke ich der Universitätsbibliothek Gießen für die Hilfe bei der Besorgung und Verfilmung von Literatur und dem Institut für Jugendbuchforschung Frankfurt für die Bereitstellung der benötigten Bücher und

für die freundliche Erlaubnis zur Herstellung von Kopien. Die Mädchenliteratur seit etwa 1855 stammt vor allem aus meiner Privatsammlung, weiter aus einer von mir im Fachbereich Germanistik der Universität Gießen angelegten Sammlung und aus der Privatsammlung von Frau Prof. Rosemarie Rigol (Osnabrück). Die beiden letztgenannten Sammlungen wurden inzwischen von der Universität Köln für den dortigen Lehrstuhl »Historische Lese- und Forschung« erworben. Die Bayerische Staatsbibliothek München gewährte mir Einsicht in den Nachlaß Helene Raffs, aus dem ich den Hinweis auf ihre Kontakte zur Münchner Frauenbewegung entnehmen konnte. Durch Vermittlung des Bundesarchivs (Abteilung Potsdam) konnte ich mit Auskünften des Berlin Document Centers Daten zu Trude Mohr (Bürkner), Hilde Munske, Herta Weber-Stumfohl und Ingeborg Wessel ergänzen. Die Österreichische Akademie der Wissenschaften teilte mir das Todesdatum von Robert Sedlacek mit. Frau Susanne Schlagetter-Pellatz M. A. (Gießen) hat mich intensiv und zeitaufwendig bei der Sammlung, Ordnung und Durchsicht des biographischen Materials unterstützt. Die meisten Vorlagen für die Illustrationen hat Frau Inge Lindloff (Gießen) hergestellt. Ihnen allen sei an dieser Stelle gedankt.

Literatur zu jener Zeit, sondern auch die Kinder- und Jugendliteratur. Diese Sammlung ist eine Zusammenstellung von Texten aus dem Bereich der Kinder- und Jugendliteratur, die von verschiedenen Autoren und Herausgebern geschrieben wurden. Die Texte sind alphabetisch angeordnet und enthalten kurze Biografien der Autoren sowie eine kurze Beschreibung des Inhalts des jeweiligen Textes. Die Sammlung ist in drei Hauptteile unterteilt: Romane, Erzählungen und Gedichte. Die Romane und Erzählungen sind in zwei Teile unterteilt: Kinder- und Jugendromane sowie Erzählungen für Kinder und Jugendliche. Die Gedichte sind ebenfalls in zwei Teile unterteilt: Kinder- und Jugendgedichte sowie Gedichte für Erwachsene. Die Sammlung ist in drei Hauptteile unterteilt: Romane, Erzählungen und Gedichte. Die Romane und Erzählungen sind in zwei Teile unterteilt: Kinder- und Jugendromane sowie Erzählungen für Kinder und Jugendliche. Die Gedichte sind ebenfalls in zwei Teile unterteilt: Kinder- und Jugendgedichte sowie Gedichte für Erwachsene.

Ich dankt allen Bibliotheken für die Bereitstellung von Literatur zur Zusammenfassung mit weiteren Arbeit an dieser Beitragsreihe, insbesondere dankt ich die Universitätsbibliothek der Goethe-Universität für die Hilfe bei der Bearbeitung und Veröffentlichung von Literatur- und den diesbezüglichen Beiträgen. Ich dankt Ihnen für die Bereitstellung der benötigten Bücher und

## Verzeichnis der Autorinnen, Autoren, Herausgeberinnen, Herausgeber, Titel und Quellen

Das Titelverzeichnis ist alphabetisch angeordnet. Kleine Texte (Lieger u. ä.) ohne Verfassernamen erscheinen lediglich unter dem Namen der Herausgeberin oder des Herausgebers der Sammlung. Die bibliographischen Angaben folgen wörtlich dem Titelblatt des Buches, aus dem der Text entnommen ist. Dabei wurde die Interpunktions leicht standardisiert. Wichtige Ergänzungen wurden in eckigen Klammern hinzugefügt. Weitere Informationen sind, wo es notwendig erschien, nach einem Spiegelstrich angefügt und bisweilen durch Auszüge aus Vorreden der Autoren und Herausgeber ergänzt. – Nicht durchgängig ließen sich zu den Autorinnen und Autoren biographische Daten ermitteln. Bei bekannten Dichtern, die nicht spezielle Mädchenbuchschriftsteller sind, wie Arndt, Chamisso, Goethe, Heine, Klopstock, Körner, Uhland, werden nur knappe Hinweise gegeben. In den Fällen, in denen in den Reclam-Textsammlungen zur Kinder- und Jugendliteratur (hrsg. von Hans-Heino Ewers und Klaus-Ulrich Pech) bereits Kurzbiographien existieren, sind die Akzente in der vorliegenden Sammlung, entsprechend ihrem Schwerpunkt, leicht verändert gesetzt. Die Literaturhinweise beziehen sich auf die Autorenbiographie. Dabei wurden die gängigen Nachschlagewerke und Lexika wie die *Allgemeine Deutsche Biographie* (ADB), die *Neue Deutsche Biographie* (NDB), »Wer ist's«, das *Österreichische Biographische Lexikon*, das *Lexikon der deutschen Prosaiisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart* (Brümmer), *Die deutschsprachigen Schriftstellerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts* (Friedrichs), das *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800–1945* (Brincker-Gabler), das *Deutsche Literatur-Lexikon* (Kosch alt und neu), das *Lexikon der Kinder- und Jugendliteratur* (Doderer) und das *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur* (Brüggemann) nicht eigens vermerkt. – Im übrigen wird die vorliegende Sammlung durch die kleine Auswahl an Mädchenliteratur in den Sammlungen von Ewers und Pech ergänzt.

**ANONYM**

Das Frühstück und der Unterricht der Puppe . . . . . 88

In: Wie Auguste und Wilhelmine ihre Puppe erzogen. Von einer Kinderfreundin. Mit acht Kupfern. Berlin. Im Verlage von J. G. Hasselberg. [1837.] – Das Buch vermittelt in 10 Kapiteln mit Spielsituatien zugleich eine Erziehungslehre für kleine Mädchen.

Ernestinens Vermächtnis an ihre Freundinnen . . . . . 163

In: Amaliens Erholungsstunden. Deutschlands Töchtern geweiht von Marianne Ehrmann. [Dritter Jahrgang.] Tübingen 1792. in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

**ANONYM (Hrsg.)**

Gedichte (Auswahl) . . . . . 256

In: Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von Paul Thumann, W. Georgy, J. Füllhaas u. A. Achte Auflage. Leipzig. C. F. Amelang's Verlag. [1874.] – Das »Album für Deutschlands Töchter« erschien erstmals 1852. Die Erstausgabe enthält 54 Lieder aus Klassik und Romantik. Die Ausgabe von 1874 enthält 204 Stücke. Der Adressatenbezug ist in dieser Auswahl deutlicher ausgeprägt. Schillers »Würde der Frauen«, Körners »Vor dem Marmorbilde« und Uhlands »Des Goldschmieds Töchterlein« sind in der Erstausgabe noch nicht enthalten.

[Hurtig regt euch, Mädchen, frisch!] . . . . . 278

[Rührig muß das Mädel sein] . . . . . 279

[Mädchenchar] . . . . . 280

[Es ist von allen Häusern hier] . . . . . 281

In: Bachems Mädchen-Liederbuch. Verlag Bachem. Köln [1925]. – Das Liederbuch des katholischen Verlags Bachem wendet sich deutlich auch an junge Mädchen aus Unterschichten, besonders an Hausgehilfinnen und junge Arbeiterinnen. Das Liederbuch enthält 258 Lieder, vornehmlich Kirchenlieder, Volkslieder, Arbeitslieder, Vereinslieder. Es steht in der Tradition älterer Mädchenliederbücher mit demselben Adressatinnenkreis.

*Vorrede:* »In acht Gruppen bietet die Sammlung Mädchen und Jungfrauen leicht singbare Lieder für alle Gelegenheiten. Religion, Arbeit

und Beruf, Vereinsleben, Frohsinn und Scherz, alles kommt zu seinem Recht. Die Heimat, Gottes schöne Natur, des ganzen Volkes Stimmung leuchtet auf beim frohen Gesang auf herrlichen Wanderungen. Wir haben in der Zusammenstellung der Sammlung unser Bestes getan, um möglichst allen Anforderungen zu entsprechen. Wir geben uns darum der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß das neue Liederbuch bei der ungeheuren Zahl von schlechten und zweifelhaften Liederbüchern, mithelfen kann, manches gefährliche Lied fernzuhalten und zu verdrängen.«

**ERNST MORITZ ARNDT (1769–1860)**

Geb. in Schoritz auf Rügen. Studium der Theologie und Geschichte in Greifswald und Jena. Seit 1800 Dozent und Professor in Jena, seit 1818 in Bonn. Amtsenthebung wegen burschenschaftlicher Umrücks. 1848 Mitglied der Deutschen Nationalversammlung. – Ernst Moritz Arndt wurde als Dichter vor allem durch seine Vaterländslieder bekannt.

Das Marienblümchen . . . . . 245

Die drei Blümlein . . . . . 249

In: Der Mägdlein Lustgarten. [Hrsg. von Heinrich Dittmar.] Erster Theil. Mit 9 Kupfern. Erlangen, bei J. J. Palm und Ernst Enke. [1822.] – »Die drei Blümlein« entstand 1809 unter dem Widmungstitel »An Lili«. »Das Marienblümchen« ist vermutlich ein Originalbeitrag.

**ELSA ASENIJEFF (1868–1941)**

Geb. in Wien als Tochter einer angesehenen Offiziersfamilie. Die Mutter ist eine bekannte Malerin und Bildhauerin. Ausbildung an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Wien. Nach kurzer unglücklicher Ehe mit dem Ministerialbeamten Nestonoff Begegnung mit Max Klinger, dessen Lebensgefährtin und Modell sie für etwa 15 Jahre wird. – Sie veröffentlichte Gedichte, Erzählprosa und Essays.

Ehe . . . . . 404

In: Unschuld. Ein modernes Mädchenbuch von Elsa Asenijeff. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig 1901.

*Vorrede:* »Für Jene, welchen ein Walzer oder ein schönes Kleid oder Reichtum und Glanz alles gelten, sind meine Worte nicht. Noch für

solche, die wie im dämmernden Schlaf im Dasein dahingehen, nicht nach rechts, noch nach links blickend, nicht fragend, nicht wollend, und an deren stummer Teilnahmslosigkeit sich das Schicksal vollzieht.\*

**BRIGITTE AUGUSTI** (d. i. Auguste Plehn, geb. Bresler; 1839–1930)

Geb. in Danzig als Tochter eines Konsistorialrats, der Archidiakon an der Danziger Marienkirche war und sich auch selbst schriftstellerisch betätigte. 1860 heiratete sie den Rittergutsbesitzer Plehn auf Borkau bei Stärgard. Nach dem Tod des Mannes (1882) beginnt sie, Mädchenliteratur zu schreiben. In den letzten 12 Lebensjahren lebt sie erblindet im Heilig-Leichnam-Stift in Danzig. – Sie war vor allem mit ihren historischen Erzählungen für Mädchen erfolgreich. Ihr literarisches Vorbild war Gustav Freytag.

Kämpfe ..... 378

In: Die letzten Maltheims. Erzählung aus der Zeit Friedrichs des Großen. Für das reifere Mädchenalter von Brigitte Augusti. Mit vielen Illustrationen von Hugo Engl. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1888. – Das Buch erschien als Band IV der erfolgreichen Reihe »An deutschem Herd. Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter und neuer Zeit mit besonderer Berücksichtigung des Lebens der deutschen Frauen«. Augusti fügt in die Erzählung, die nach Gustav Freytags »Bildern aus der Vergangenheit« und nach Thomas Carlyles Geschichte Friedrichs des Großen gearbeitet ist, die Verzichtsgeschichte einer am Ende unverheiratet bleibenden geistvollen jungen Frau aus dem Hochadel ein. Die historische Erzählung, in deren Mittelpunkt ein junges Mädchen von »hoher Geburt« steht, bildet – nicht nur bei Brigitte Augusti – den optimalen Rahmen für die Heroisierung der Frau in der Mädchenliteratur.

**BARTHOLOMÄUS BACHER** (1773–1827)

Geb. in Rott am Inn als Sohn eines Chirurgen. Nach dem Studium in Salzburg als Priester und Pädagoge an der Umgestaltung des bayerischen Volksschulwesens (Betonung der Realien) beteiligt.

*Lit.*: Josef Heigenmooser: Pfarrer Bartholomäus Bacher, ein Schul-

mann des Chiemgaues aus den Anfängen des 19. Jahrhunderts. Berlin: Harrwitz, 1901.

Aufmunterung zur Schule . . . . .	78
Das ordentliche Mädchen . . . . .	79
Das genügsame Mädchen . . . . .	81
Das eigensinnige Mädchen . . . . .	82
Das reinliche Mädchen . . . . .	83
Der junge Baum, ein Bild des guten Mädchens . . . . .	84

In: Der Mädchenfreund. Ein Lehr- und Lesebuch für Mädchenschulen. Bearbeitet von B. Bacher. Erster Theil. München, 1807. Im königlich-baier'schen deutschen Schulbücher Hauptverlage am Rindermarkt. (Repr. Nachdr. Frankfurt a. M.: Insel, 1977.) – Der erste Teil dieser Sammlung spätaufklärerischer Exempelgeschichten und Lieder wendet sich an kleinere Mädchen. Der Titel erinnert an Rochows »Kinderfreund« (1776). Bachers »Mädchenfreund« und sein »Mädchen-Spiegel« (2. Aufl. 1813) für Sonntagsschulen gehören zu den frühesten Unterrichtswerken für Mädchen. Ein Lesebuch mit dem Titel »Der Mädchenfreund« erschien anonym (von Christian Carl André) in zwei Teilen allerdings bereits 1789 und 1791.

*Vorrede:* »Der Mangel eines eigenen zweckmäßigen Lehr- und Lesebuchs zum Gebrauche in Mädchenschulen bewog mich, einen Versuch zu wagen, ob ich diesem Bedürfnisse, wenigstens vor der Hand, bis etwas Vollkommneres erschienen seyn wird, abhelfen könnte.

In dieser Absicht habe ich aus den besten verschiedenen Kinder- und Jugendschriften, die mir zu Gebot standen, Materialien gesammelt, und sie so zu bearbeiten und einzurichten gesucht, wie ich's für Schülerinnen in Mädchenschulen nützlich hielt.«

**AMALIE BAISCH** (geb. Marggraff; Pseud.: Ernesta; 1859 – um 1910)

Geb. in München als Tochter eines Akademieprofessors. Nach sorgfältiger Ausbildung Erzieherin in Paris und zahlreiche Reisen. 1885 heiratet sie den Schriftsteller Otto Baisch, Chefredakteur der Stuttgarter Familienzeitschrift »Über Land und Meer«, in deren Redaktion sie mitarbeitet. Nach dem Tod ihres Mannes kehrt sie von Stuttgart nach München zurück. – Sie veröffentlichte vor allem Ratgeber und Erzählungen für Mädchen.

Der wissenschaftliche Beruf (von Franziska Tiburtius) . . . . . 205

In: Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen. Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von Amalie Baisch, geb. Marggraff. Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1889.

**JOSEFA BERENS-TOTENOHL** (d. i. J. Berens; 1891–1969)

Geb. in Grevenstein im Sauerland als Tochter eines Schmieds. Aufgewachsen bei bäuerlichen Großeltern. Ausbildung auf dem Lehrerinnenseminar und Tätigkeit als Lehrerin im Weserland, nebenbei Studium der Malerei in Düsseldorf. Ab 1923 Malerin in Höxter-Godelheim. 1935, nach der Rückkehr ins Sauerland, ins ‚Totenoohl‘ bei Lenne, Beginn der schriftstellerischen Tätigkeit. – Sie war Repräsentantin einer Blut- und Bodenliteratur, schrieb Gedichte, Märchen, Erzählungen und Romane. 1933 erhielt sie den Westfälischen Literaturpreis.

*Lit.:* Josefa Berens-Totenoohl. In: Deutsche Frauendichtung der Gegenwart. Hrsg. von der Raabe-Stiftung der NS-Kulturgemeinde. Berlin: Volkschaft, 1936. S. 11 ff. – Renate von Heydebrand: Literatur in der Provinz Westfalen 1815–1945. Münster: Regensberg, 1983. S. 206 ff.

Mutter Driesch . . . . . 484

In: Mädel – eure Welt! Das Jahrbuch der Deutschen Mädel. Herausgegeben von Hilde Munske. Erster Jahrgang. 1940. Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München.

**HELENE BINDER** (1855 – um 1915)

Geb. in Eisenach. Ausbildung am Kindergärtnerinnen- und am Lehrerinnenseminar in Köthen. Seit 1873 Tätigkeit als Lehrerin und Erzieherin an verschiedenen Schulen in Deutschland und England. Von 1894 bis zu ihrem Tod Leiterin einer höheren Privattöchterschule in Chemnitz. – Sie war Herausgeberin der »Plauderstündchen« (1888 ff.) und verfasste etwa 50 Bücher, vornehmlich für jüngere Kinder.

Guck! Guck! . . . . . 106

Waschfest . . . . . 106  
Meine Püppchen! . . . . . 107

In: Guck! Guck! Ein Bilderschatz für unsere Kleinen. Herausgegeben von Helene Binder. [4. Band. 2 Teile.] Sechste Auflage. Nürnberg. Theo. Stroefer's Kunstanstalt. [1924.] – Die erste Auflage der Bände erschien 1895 bei Stroefer.

**ANNA BLUM-ERHARD** (geb. Erhard; 1867–1947)

Geb. in Nürnberg als Tochter eines Advokaten und Reichstagsabgeordneten. 1890 Heirat des Kunstmalers Hans Blum. Seit 1903 Mitarbeiterin an Zeitschriften, seit 1910 Buchveröffentlichungen, vor allem Märchen und Jugendliteratur.

Eine große Überraschung. . . . . 127

In: Lieselottes Abenteuer mit dem Nähvölkchen erzählt von Anna Blum-Erhard für Mädel, die nähen wollen. Mit zahlreichen Abbildungen und 13 Blatt Schnittmuster. Zweite Auflage. Stuttgart. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung. 1923. – Die erste Auflage erschien ebenfalls 1923.

**HELENE BÖHLAU** (verh. Al Raschid Bey; 1859–1940)

Geb. in Weimar als Tochter des bekannten Verlagsbuchhändlers Böhla. Sorgfältiger Privatunterricht. Nach der Heirat des Malers, Architekten und Schriftstellers Arndt (Omar al Raschid Bey) Leben in Konstantinopel und später vor allem in München. – Sie veröffentlichte seit 1882 Erzählprosa. Ihre »Ratsmädelgeschichten« sowie ihre Frauenromane, vor allem »Der Rangierbahnhof« (1895), »Das Recht der Mutter« (1896), »Halbtier« (1899) und »Isebies« (1911), machten sie ihrerzeit zu einer bekannten Schriftstellerin.

Ferdös . . . . . 398

In: Frühlingszeit. Eine Lenzes- und Lebensgabe. Unsern erwachsenen Töchtern zur Unterhaltung und Erhebung gewidmet von den Deutschen Dichterinnen der Gegenwart. Herausgegeben von Bertha von Suttner. [2. Aufl.] Berlin W. Globus Verlag G.m.b.H. [1906.] – Mit Genehmigung des Verlags Hermann Böhlaus Nachf., Weimar. – Helene Böhla hat durch ihre Ehe mit dem vom jüdischen Glauben

zum Islam übergetretenen Friedrich Arndt und durch das gemeinsame Leben in Konstantinopel intensive Erfahrungen in dem Kulturkreis gemacht, auf den sich die Novelle bezieht. Interessant ist, daß die Erzählung in der verschleierten Ferdös nicht nur die große Diskrepanz zwischen Mädchenkindheit und Mädchenjugend im Islam thematisiert, sondern daß diese Diskrepanz in einer Liebesgeschichte mit märchenhaften Zügen überbrückt wird, in der das Bild erinnerter Kindheit zentrales Handlungsmotiv ist.

## GOTTLLOB WILHELM BURMANN (d. i. G. W. Bormann; 1737–1805)

Geb. in Lauban in der Oberlausitz als Sohn eines Schreib- und Rechenmeisters. Jurastudium in Frankfurt an der Oder, Beruf als Musiker und Literat in Berlin. – Er war Begründer und Herausgeber der Wochenschrift »Für Litteratur und Herz« (1775) und veröffentlichte selbst neben Kompositionen vor allem Fabeln, Gedichte und Lieder.

*Lit.*: Karl Heinrich Joerdens: Etwas über den zu Lauban 1737 geborenen und zu Berlin 1805 verstorbenen Dichter Gottlob Wilhelm Burmann. Lauban 1805 (Laubanische Schulsachen). – Ders.: Gottlob Wilhelm Burmann. In: K. H. J.: Denkwürdigkeiten. Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaiisten. Bd. 1. Leipzig: Kummer, 1812. S. 66ff.

Die Bettelkinder . . . . .	73
Die Blume . . . . .	73
Die Küche . . . . .	75
Gesinnungen eines kleinen verständigen Mädchens . . . . .	75
Die Wirthschaftlichkeit . . . . .	76
Das Veilchen . . . . .	77

In: Kleine Lieder für kleine Mädchen, und Jünglinge. Von Gottlob Wilhelm Burmann. Berlin, 1777. Bey J. G. Decker. – Der Band enthält 42 »Lieder für kleine Mädchen« und 33 »Lieder für kleine Jünglinge«. Die »Lieder für kleine Mädchen« erschienen erstmals 1772 und 1773.

*Vorrede*: »Die Mädchenlieder haben schon seit einigen Jahren den Beyfall würdiger Eltern und Töchter erhalten – Gott! wie stolz bin ich auf diesen Beyfall gewesen! und wie oft habe ich eine Thräne der Freude geweint: wenn mir zärtliche Mütter und wie Engel erzogene Mädchen sagten: meine Lieder wären Ihnen lieb.«

## JULIE BUROW (verh. Pfannenschmidt; Pseud.: Hermine; 1806–1868)

Geb. in Kydullen in Ostpreußen als Tochter eines Zollbeamten und Salzinspektors. Aufgewachsen in beengten und unglücklichen Verhältnissen. Kurze Zeit Erzieherin in Pohiebel bei Rastenburg. 1830 Heirat des Baubeamten Pfannenschmidt. – Seit 1850 veröffentlichte sie vor allem Romane und Erzählungen mit engem Bezug zur Frauenfrage sowie ratgebende Literatur für junge Mädchen.

*Lit.*: Julie Burow: Versuch einer Selbstbiographie. Prag/Leipzig: Kober, 1857.

[Der Ballsaal] . . . . .	180
[Die unglückliche Ehefrau] . . . . .	182
[Die unverheiratete Frau] . . . . .	185

In: Herzens-Worte. Eine Mitgabe auf dem Lebenswege Deutschlands Töchtern gewidmet von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Neunzehnte Auflage. Berlin. Ernst Schotte & Co. [um 1880]. – Die erste Auflage erschien 1859, ebenfalls bei Schotte.

*Vorrede*: »Nicht aus Büchern, sondern in der strengen Schule des Lebens habe ich die Ansichten gesammelt, die ich in diesen Blättern niedergelegt, und vielleicht werdet ihr aus denselben Lehren ziehen, die Euch vor manchen Schmerzen bewahren, die Euch Fingerzeige geben zu manchem Guten und Euch daher glücklicher, weil besser machen. – Ist mir dies gelungen, so haben die Schmerzen meines eigenen Lebens Früchte getragen [ . . . ].«

## MARIE CALM (Pseud.: M. Ruhland; 1832–1887)

Geb. in Arolsen als Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns und Bürgermeisters. Ausbildung zur Lehrerin zunächst gegen den Willen der Eltern. In den 50er Jahren Erzieherin in England und Rußland. Seit 1861 Leiterin einer höheren Töchterschule in Lenne. In Kassel Gründung einer Abendschule (später: Fachschule) für Mädchen aus eigenen finanziellen Mitteln. Bereits 1865 Beitritt zum »Allgemeinen deutschen Frauenverein«, 1869 Mitbegründerin des »Vereins deutscher Lehrerinnen«, zu dessen radikaldemokratischem Flügel sie gehört. – Sie schrieb Romane, Literatur für Mädchen und Essays zur Frauenfrage.

*Lit.*: Louise Otto: Marie Calm. In: Illustrirte Zeitung 88 (1887) No. 2283. S. 352. – F. Meyer von Waldeck: Marie Calm. In: Beilage

zur Allgemeinen Zeitung 76 (1887) S. 1555f. – Lina Morgenstern: Marie Calm. In: L. M.: Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biographische und culturhistorische Zeit- und Charaktergemälde. Dritte Folge. Berlin: Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung, 1891. S. 258ff. – Alice Bousset: Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung. Luise Büchner. Marie Calm. Hamburg: Verlagsanstalt und Druckerei A.G., 1893.

Der Blaustumpf . . . . . 197

In: Ein Blick in's Leben. Confirmationsgabe für junge Mädchen von Marie Calm. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1877.

Glück und Zufriedenheit . . . . . 264

O säume nicht! . . . . . 265

In: Frauen-Album. Ein Festgeschenk für Deutschlands Frauen und Töchter herausgegeben von Emma Laddey. Mit Originalbeiträgen von Otto Baisch [ . . . ]. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1880.

#### JOACHIM HEINRICH CAMPE (1746–1818)

Geb. in Deesen bei Holzminden als Sohn einer Kaufmannsfamilie. Studium der Theologie und Philosophie in Helmstedt und Halle. 1769–73 und 1775 Hauslehrer und Erzieher der Familie Humboldt. Lehrer am Dessauer Philanthropin, Gründung einer kleinen Erziehungsanstalt in Hamburg, von 1786 bis 1805 Schulrat in Braunschweig. 1789 Reise nach Paris, zusammen mit Wilhelm von Humboldt. – Campe gab von 1805 bis 1891 in der »Allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens« eine Sammlung bedeutender zeitgenössischer Erziehungsschriften, von 1807 bis 1812 ein »Wörterbuch der deutschen Sprache« und von 1806 bis 1809 in erster Auflage eine Sammlung von »Kinder- und Jugendschriften« in 30 Bänden heraus.

Lit.: Jakob Anton Leyser: Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. 2 Bde. Braunschweig: Vieweg, 1877; Ludwig Fertig: Campes politische Erziehung. Eine Einführung in die Pädagogik der Aufklärung. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 1977.

Ueber die allgemeine und besondere Bestimmung des Weibes . . . . . 149

In: Väterlicher Rath für meine Tochter. Ein Gegenstück zum Theophron. Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet von Joachim Heinrich Campe. Braunschweig. Im Verlage der Schulbuchhandlung. 1789. – Der seinerzeit bekannteste und lange Zeit einflußreiche Väterliche Rat für Mädchen wendet sich allererst direkt an Campes 15jährige Tochter, »für dich – für dich, auf welche jetzt, da ich für mich selbst nichts Beträchtliches mehr hienieden zu erwarten und zu wünschen habe, meine süßesten Hoffnungen und meine heissensten Segenswünsche sich allmählich alle zusammenziehn!« (S. 1.) Die 5. Auflage des »Väterlichen Rathes« von 1796 erschien 1988 als Nachdruck bei Hüttemann in Paderborn.

*Vorrede:* »Ich habe zwar in dem Werke selbst an mehr als einem Orte geäussert, daß ich es vornehmlich für junge Frauenzimmer des glücklichen Mittelstandes, nicht für junge Damen von Stande schrieb: aber es ist gut, daß diese Nachricht auch hier an der Spitze derselben stehe, damit die etwanigen Leserinnen aus der großen Welt, die mich ihrer Aufmerksamkeit würdigen wollen, diesen Gesichtspunct nicht übersehen, und, wofern es ihnen beliebt, nach eigenem Gutbefinden selbst bestimmen mögen, wie viel und wie wenig von dem, was ich Jenen gerathen habe, auch für die höhern Stände anwendbar und nützlich seyn könne.«

#### ADELBERT VON CHAMISSO (1781–1838)

Geb. auf Schloß Boncourt in der Champagne. Zur Zeit der Französischen Revolution Flucht nach Berlin. Studium der Philologie und Philosophie. Sein bekanntestes literarisches Werk ist das Märchen vom »Peter Schlemihl« (1814).

Das Mädchen . . . . . 256

In: Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von Paul Thumann, W. Georgy, J. Füllhaas u. A. Achte Auflage. Leipzig. C. F. Amelang's Verlag. [1874.] – »Das Mädchen« stammt aus dem Zyklus »Lebens-Lieder und Bilder«, der in der zweiten Auflage (1834) von Chamisso's erster Gedichtsammlung aus dem Jahre 1831 erschien. In diesem Zyklus geht es um die polaren Geschlechtscharaktere von Mann und Frau.

## ANTONIE VON COSMAR (geb. Voigt; 1806-?)

Geb. in Magdeburg als Tochter eines Justizrats. 1827 Heirat des Schriftstellers und Verlegers Alexander von Cosmar. In zweiter Ehe verheiratet mit einem Dr. Klein in Dresden. – Sie war Übersetzerin französischer Bühnenstücke und Mitarbeiterin an mehreren Zeitungen und Zeitschriften.

*Lit.:* Gustav Schewe: Antonie Cosmar. In: G. Sch.: Phrenologische Frauenbilder Dresdens Schriftstellerinnen der Gegenwart. Dresden: Schöppff, 1865. S. 338 ff.

Die kranke Puppe . . . . . 96

In: Schicksale der Puppe Wunderhold. Von A[ntonie von] Cosmar. Mit 8 Kupfern von Louise Thalheim. Zweite Auflage. Berlin. Verlag der Plahn'schen Buchhandlung (Henri Sauvage). 1865. – Die erste Auflage dieser Nacherzählung der »Memoires d'une Poupee« der Mlle. Louise d'Aulnay erschien 1839, ebenfalls bei Plahn. – Die »Puppe Wunderhold« hat einen Erzählrahmen. Innerhalb des Rahmens erzählt die Puppe in einem Tagebuch in zwölf Stationen, wie es ihr bei verschiedenen Puppenmüttern ergangen ist. Der Rahmen wird geöffnet mit einer Erzählung, in der die Mutter der kleinen Lina in der Plahnschen Buchhandlung beim Inhaber Sauvage als Weihnachtsgeschenk diese neuartige Puppengeschichte erwirbt. Das Buch endet mit dem Motto: »Es ist nun einmal durchaus nothwendig, gut zu werden, unsere Mütter, unsere Wärterinnen, selbst unsere Puppen sagen es.« (S. 219.) Da in »Puppe Wunderhold« die umgebende Wirklichkeit, besonders auch die Mode der Zeit, eine wichtige Funktion hat, wurde die zweite Auflage aktualisiert (s. Vorrede). 1841 folgen »Neue Schicksale der Puppe Wunderhold« und 1866 »Puppe Wunderhold's Freundinnen«. Cosmars erfolgreiche Puppengeschichten wurden bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in Neubearbeitungen wiederaufgelegt. Viele andere Puppengeschichten variieren das Thema vom Wechsel der Puppenmütter.

*Vorrede:* »Eine große Anzahl junger Frauen, welche in ihrer Kindheit an den Schicksalen der Puppe Wunderhold sich erfreut, hatten die Erinnerung an die liebenswürdigste aller Puppen nicht verloren, und forschten nun, nachdem sie selbst Mütter von Töchtern geworden, vergabens nach, um den Lieblingen ihres Herzens eine Weihnachtsfreude zu bereiten [...]. Seit einem Vierteljahrhundert ist aber die Welt nicht stehen geblieben, und während Wunderhold in langem

Todesschlaf gelegen, sind Eisenbahnen und Crinolinen ins Leben getreten.

Um den Anforderungen der Zeit zu genügen, mußte Wunderhold zuvor modernisiert, dem Jahre 1865 angepaßt werden.«

## CLARA CRON (d. i. Clara Weise, geb. Stock; 1823-1890)

Geb. in Magdeburg in der kinderreichen Familie eines unbemittelten Archivrats. Auf Druck des Vaters Ausbildung zur Lehrerin. Einige Jahre lang Erzieherin, später Versorgerin des Vaters. Nach dessen Tod Erzieherin und Haushälterin in mitterlosen Haushalten. 1873 Heirat des Kaufmanns Weise, mit dem sie bis zu dessen Tod (1882) in Straßburg zusammenlebt. – Nach kleinen ersten Veröffentlichungen schrieb sie seit Beginn der 60er Jahre etwa 30 Bücher ausschließlich für junge Mädchen.

*Lit.:* Lina Morgenstern: Clara Cron. In: L. M.: Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biographische und culturhistorische Zeit- und Charaktergemälde. Dritte Folge. Berlin: Verlag der Deutschen Hausfrauen-Zeitung, 1891. S. 131 ff.

[Lehrerin und Erzieherin] . . . . . 344

In: Magdalenen's Briefe. Von Clara Cron. Stuttgart. Verlag von Schmidt & Spring. 1863. – Der Band schließt an das 1861 erschienene Buch »Mädchenleben« an, das in Tagebuchform von Agathe erzählt, einem »jener harmlos heitern Kinder des Glücks, denen man in begütterten Kreisen oft und gern begegnet«. (Vorrede zu »Magdalenen's Briefe«.)

*Vorrede:* »In den vorliegenden ›Briefen‹ von Agathen's ernsterer Freundin Magdalene bietet sich ein anderes, schattenvollerles [Leben] dar; ein Mädchenleben, das schon früh Kraft, Demuth und Geduld fordert, dessen Trägerin eines reichen und heitern Geistes, eines frommen und selbstsuchtlosen Herzens bedarf, um Leid und Glück ihres Daseins gottgefällig zu tragen!«

## SENTA DINGLREITER (1893-1969)

Geb. in Fürstenzell bei Passau. – Sie veröffentlichte vornehmlich in der Zeit des Nationalsozialismus, aber auch bis in die 50er Jahre hin-

ein, Tiergeschichten, Bauernromane, Reiseliteratur und spezifische Mädchenliteratur.

Während des großen Krieges . . . . . 477

In: Mädel – eure Welt! Das Jahrbuch der Deutschen Mädel. Herausgegeben von Hilde Munske. Erster Jahrgang. 1940. Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München.

#### HEINRICH DITTMAR (1792–1866)

Geb. in Ansbach als Sohn eines Geheimen Sekretärs. Jurastudium und Studium der Philosophie. 1816 Aufenthalt bei Pestalozzi in Ifferten. Gründung und Verwaltung von Schulen in Würzburg, Nürnberg, Grünstadt und Zweibrücken.

*Lit.:* Friedrich Butters: Eine kurze Lebensbeschreibung Dr. Heinrich Dittmar's als Programm des königlichen Gymnasiums zu Zweibrücken am Schlusse des Studienjahres 1866/67. Zweibrücken, 1867. – Hubert Göbels: Der Mägdelein Lustgarten. Eine Studie zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Lesebuches. In: Die Schiefertafel (1982) H. 2. S. 74ff.

Gedichte (Auswahl) . . . . . 245  
In: Der Mägdelein Lustgarten. Erster Theil. [Hrsg. von Heinrich Dittmar.] Mit 9 Kupfern. Erlangen, bei J. J. Palm und Ernst Enke. [1822.] – Der zweite Teil kam 1823 heraus.

*Vorrede:* »Dieses Lesebuch für die weibliche Jugend ist in gleichem Sinne besorgt, wie sein Gegenstück: *der Knaben Lustwald*. Mit Ausnahme dessen, was als unmittelbarer und wesentlicher Theil eines besondern Unterrichtsfaches erscheinen würde, ist alles aufgenommen, was ein junges, gesundes Mädchengemüth lebendig und sinnig ansprechen mag und was dem übrigen Unterricht beihelfen kann, das Herz des Mädchens zu veredeln, seinen Geist zu wecken und seinen Willen zu kräftigen.«

#### MARIANNE EHRMANN (geb. von Brentano; 1755–1795)

Geb. in Rapperswil am Zürichsee. Als Waise von einem Onkel erzogen. Erzieherin, Schauspielerin (Pseud.: Sternheim), Schriftstellerin. 1775 Heirat des Reiseschriftstellers und Übersetzers Ehrmann, mit

dem sie in Isny, Stuttgart und Straßburg lebt. – Sie schrieb Romane, Erzählungen, Essays und kleine Stücke.

*Lit.:* Theophil Friedrich Ehrmann: Denkmal der Freundschaft und Liebe der verewigten Frau Marianne Ehrmann errichtet und allen ihren Gönnerinnen, Freundinnen und Leserinnen geweiht. Leipzig: Graff, 1796. – Helga Brandes: Marianne Ehrmann, Journalistin. In: Lebensläufe. Ein Lesebuch. Hrsg. von Herrad Schenk. München: Beck, 1992. S. 278f.

Der gute Rath an Dienstmädchen . . . . . 156  
Ernestinens Vermächtnis an ihre Freundinnen (anonym) . . . 163

In: Amaliens Erholungsstunden. Deutschlands Töchtern geweiht von Marianne Ehrmann. [Dritter Jahrgang.] Tübingen 1792, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. – Diese frühe, von 1790 bis 1792 erschienene Monatsschrift für junge Mädchen wurde 1793 und 1794 noch einmal unter dem Titel »Die Einsiedlerin aus den Alpen« weitergeführt, allerdings nicht von Marianne Ehrmann herausgegeben. 1792 hat sich der Cotta-Verlag von ihr und ihrem Ehemann gelöst, der den Verlag offenbar durch Manipulationen mit der Subskribentenliste getäuscht hatte. Das Journal enthält kurze Erzählprosa, Szenen, Ratschläge, Glossen und Buchanzeichen. Der Titel bezieht sich auf den von Marianne Ehrmann 1788 anonym veröffentlichten autobiographischen Roman »Amalie, eine wahre Geschichte in Briefen, von der Verfasserin der Philosophie eines Weibes.«

*Verlagsanzeige:* »Der Hauptzweck, so wie die ganze übrige Einrichtung dieses Journals, bleibt die nemliche: Beförderung der Moralität der Frauenzimmer, Erweiterung ihrer Kenntnisse, und dann die Erholung ihres Geistes durch angenehme Unterhaltung; und wir machen uns hiemit vor dem Publikum wegen aller, auch der geringsten Verstöße gegen Sittlichkeit und Tugend, die in demselben anzutreffen wären, verantwortlich. [...]«

Mehrere unserer Herren und Damen haben sich noch besonders zum Hauptzweck aller ihrer Arbeiten, die Ausrottung der grossen Menge schädlicher Irrthümer, welche durch die mit jedem Tag sich mehrende unmoralische Romanen verbreitet werden, gemacht; sie haben sich vorgesetzt, junge Frauenzimmer vor leichtsinniger ungeprüfter Wahl eines Geliebten zu warnen, ihnen die Pflichten, welche sie ihren Eltern schuldig sind, in das Gedächtnis zurück zu rufen, und in Erzählungen die schlimme Folgen der Uebertretung dieser Gesetze zu schildern.« (1792, 4. Bändchen, S. 97 f.)

OLGA ESCHENBACH (d. i. Johanna Salkowsky, geb. Hering; 1821 – um 1880)

Geb. in Memel als Tochter eines Apothekers. Nach der Ausbildung als Erzieherin von 15 Jahren an bereits im Dienst verschiedener Familien. Zwei Jahre lang Erzieherin in England. Verheiratet lebt sie in Südfrankreich, wo sie um 1880 stirbt. – Sie schrieb vornehmlich Erzählungen für junge Mädchen.

Vergißmeinnicht . . . . . 297

In: Der Seele Schönheit. Erzählungen und Novellen für die weibliche Jugend von Olga Eschenbach. Mit 8 Bildern von Th. Hosemann. Berlin. Winckelmann & Söhne. [1850.] – Die Erzählungen und Novellen sind in einer Rahmenerzählung zusammengefaßt. Die Novellenerzählerin ist Gertrud, die »vertrauteste Freundin der Mutter« der jungen Ich-Erzählerin des Erzährlahmens. »Und doch war Gertrud häßlich; aber wer länger mit ihr zusammen war, vergaß auch gänzlich die Mängel ihrer Gestalt. Sobald sie nur den Mund öffnete, um zu sprechen, gewannen ihre unregelmäßigen Züge, und besonders ihre Augen einen Ausdruck, der sich nur mit dem Zauber vergleichen läßt, welchen ihre unbeschreiblich sanfte und liebliche Stimme auf jeden ausühte, den sie anredete.« (S. Vf.)

JOHANN LUDWIG EWALD (1748–1822)

Geb. in Dreieichenhain bei Offenbach. Studium der reformierten Theologie in Marburg. Hauslehrer in Kassel, Erzieher der Prinzen von Hessen-Philippsthal. Später Geistlicher in Götzenhain, Offenbach, Detmold, Bremen, Heidelberg und Karlsruhe. – Er verfaßte zahlreiche Predigten und populärtheologische Schriften sowie Erziehungsschriften, Ratschläge, Handbücher u. a.

[Natürliche Reize eines Mädchens] . . . . . 171

In: Die Kunst ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. Ein Handbuch für erwachsene Töchter, Gattinnen und Mütter von Johann Ludwig Ewald. Erstes Bändchen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage mit neuer Musik von Fränl. Frankfurt am Mayn, 1804 bei Friedrich Wilmans. – Die erste Auflage erschien 1798 bei Wilmans in Bremen. Das aus zwei Bändchen bestehende, den eigenen Töchtern gewidmete Werk enthält insgesamt 18 Vorlesungen über die »Kunst ein frohes Mädchen zu werden«

(Erstes Bändchen) und »Die Kunst eine gute Gattin und Mutter zu werden« (Zweites Bändchen). Die Themen: Differenz der Geschlechter, Religiosität, Liebe und Freundschaft im Leben der Frau, »Beruf« der Frau. Das Schwergewicht liegt auf der Mütterlichkeit.

*Vorrede:* »Anwendbares weiß ich Ihnen wenigstens nichts zu sagen, als was ich, nach Anwendung alles mir möglichen Vaterscharfsinns, mit der treusten Benutzung aller meiner Erfahrungen, und mit der wärmsten Vaterliebe, meinen eigenen Töchtern gesagt habe. Und ich geb' es, auch Ihnen, mit väterlichem Herzen. Ich darf ja wol, im Geiste jenes Reinen, Edlen, sagen: Alle Guten Ihres Geschlechts fü'l ich mit mir verwandt! Jedes Mädchen, die etwas von mir annehmen mag, seh' ich wie eine Tochter!«

HELENE FABER (Lebensdaten nicht ermittelt.)

Journalistin und Schriftstellerin. Redakteurin der Zeitschrift »Dies Blatt gehört der Hausfrau«.

[Im Mädchenpensionat] . . . . . 418

In: Pensionsbriefe eines enfant terrible von Helene Faber und andere Erzählungen für junge Mädchen. Berlin. Schreiter'sche Verlagsbuchhandlung. [1909.] – Die erste Auflage der Erzählung von Helene Faber erschien vermutlich um 1900.

ALICE FALCKENTHAL (Lebensdaten nicht ermittelt.)

Im Lenz . . . . . 272

In: Junge Mädchen. Ein Almanach herausgegeben von Frida Schanz. Vierter Jahrgang. Mit 32 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld & Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1898.]

PETER FERNAU (Lebensdaten nicht ermittelt.)

Bruder und Schwester . . . . . 277

In: Scherls Jungmädchen-Buch. Herausgegeben von Lotte Gubalke. [Erster Jahrgang.] Druck und Verlag August Scherl G.m.b.H., Berlin [1914].

## AGNES FRANZ (d. i. A. Franzky; 1794–1843)

Geb. in Militsch (Schlesien) als Tochter eines Regierungsrats. Nach dem Tod des Vaters (1801) Leben zunächst in Steinau, dann in Schweidnitz auf dem Landgut eines Onkels. Seit dem 13. Lebensjahr schwere Rückgratverkrümmung aufgrund eines Unfalls. 1813 poetischer Aufruf an die schlesischen Frauen, Schmucksachen für den Befreiungskrieg zu opfern. Nach dem Tod der Mutter Aufenthalt bei der Schwester in Wesel. Dort Gründung einer Arbeitsschule für Mädchen. 1826 Übersiedlung nach Brandenburg, 1837 nach Breslau. Seit dem Tod der Schwester Erzieherin der verwäussten Neffen und Nichten. Seit 1837 Vorsteherin einer Armenschule in Breslau. – Bekannt wurde Agnes Franz vor allem als Lyrikerin.

*Lit.:* Literarischer Nachlaß von Agnes Franz. Hrsg. von Julie von Großmann. Band IV. Agnes Franz' Leben und brieflicher Nachlaß. Berlin: Puttkamer, 1845. – Rosalie Koch: Agnes Franz. In: Töchter-Album, Bd. 2 [1856] S. 262–270. – Marie Osten: Erinnerungen an Agnes Franz. In: Töchter-Album. Bd. 5 [1859] S. 137 ff. – Agnes Siebelt: Agnes Franz und Rosalie Koch. Zwei vaterländische Dichterinnen. Biographische Skizze. In: Töchter-Album. Bd. 57 [1911] S. 111 ff.

Was nie verblüht . . . . .	251
Das Mägdlein und die Rose . . . . .	253
Ein deutsches Mädchen . . . . .	255

In: Buch für Mädchen. Von Agnes Franz. Mit vier [hand]colorirten [lithogr.] Abbildungen nach Ferdinand Koska's Originalzeichnungen. Breslau, Ferdinand Hirt's Verlag. [1850.] – Das Buch enthält eine vom Herausgeber (dem Verleger) teils bearbeitete und erweiterte Sammlung von Erzählungen und Gedichten aus Agnes Franz' Nachlaß, die diese selbst für ein »Buch für Mädchen« vorgesehen hatte.

*Vorrede (des Herausgebers):* »Zunächst ist das Buch für jene Altersstufe bestimmt, wo sich das Kind allmälig zur Jungfrau entfaltet, wo zu aller Unbefangenheit des Ersteren sich die Anschauungen, Betrachtungen und – Träume des aufblühenden Mädchens gesellen, eine Zeit, so empfänglich für die ewigen Wahrheiten der Religion, für alle Darlegungen des Wahren, Guten und Schönen, für die lautersten Regungen, die heiligsten Entschlüsse! – Agnes Franz kannte die Macht der Poesie auf dieser Stufe der Entwicklung [ . . . ].«

## MARTHA GIESE (Pseud.: Charlotte Steinau; 1850–1922)

Geb. in Osterburg in der Altmark als Tochter eines Arztes. Lehrerin in Freienwalde an der Oder. Lebt später bis zu ihrem Tod als freie Schriftstellerin in Potsdam. – Sie veröffentlichte vor allem Erzählungen für Kinder und junge Mädchen.

»Guten Morgen, ausgeschlafen?« . . . . . 99

In: Gute Freundschaft. Erzählungen und Gedichte für Mädchen von Martha Giese. Mit 6 Farbdruck- und 18 Textbildern von Oscar Pletsch. Sechste Auflage. Stuttgart. Verlag von Wilhelm Effenberger. (F. Loewes Verlag.) [1897.] – Die erste Auflage einer von G. Bürkner ausgeführten Folge von 24 Holzschnitten von Pletsch erschien 1863 unter dem Titel »Gute Freundschaft«. Pletschs Bilder und Gieses Erzählungen und Gedichte führen in eine bürgerliche Mädchen-Spielwelt mit Blumen, Puppen und einem Hund.

## JAKOB GLATZ (1776–1831)

Geb. in Poprad in Oberungarn als Sohn eines Schmieds und Leinwandhändlers. Studium an der Universität Jena. Lehrer bei Salzmann in Schnepfenthal. Seit 1803 Lehrer, seit 1804 Geistlicher in Wien. Von 1824 bis zu seinem Tod lebt er in Preßburg. – Glatz verfaßte über 100 Jugendschriften, darunter zahlreiche Bücher für jüngere und »erwachsene« Mädchen.

*Lit.:* Johann Georg Wenrich: Jakob Glatz, eine biographische Skizze. Wien: Heubner, 1834.

Wie übt man sich in der Enthaltsamkeit? . . . . . 86

In: Sittenlehre für Jüngere Mädchen in Beyspielen und Erzählungen von Jakob Glatz. Erster Theil. Frankfurt a. M. bey Fr. Wilmans. 1807. – Der zweite Teil erschien ebenfalls 1807.

*Vorrede:* »Mit den verschiedenen Pflichten eines Mädchens die jungen Leserinnen bekannt zu machen, und sie, wenn möglich, zu willigerer Erfüllung derselben aufzumuntern, das ist die Absicht gegenwärtiger Sittenlehre.

Das Alter, für die sie geschrieben ist, schien es zu verbieten, die auseinanderzusetzenden Pflichten in systematischer Ordnung aufzustellen, so viel ich auch sonst auf eine solche Ordnung halte. Man findet hier die einzelnen Fehler und Tugenden alphabetisch aufgeführt.

wodurch das Aufsuchen einzelner Erzählungen sehr erleichtert wird.«

Veränderte Richtung meiner Neigungen. Eintritt in das Jung-frauen-Alter. Trennungsschmerzen . . . . . 175

In: Rosaliens Erinnerungen aus ihrem Leben. Ein Bildungsbuch für Deutschlands Töchter. Seitenstück zu Rosaliens Vermächtniß an ihre Tochter Amanda. Von Jakob Glatz. k.k. Consistorial-Rathe in Wien. Leipzig, bey Friedrich August Leo. 1821. – Das Buch erschien 1830 noch einmal als zweiter Teil von »Rosaliens Vermächtniß«, dessen erster Teil 1808 erschienen war. Die beiden Teile enthalten Ratschläge in kleineren Abhandlungen, Gedichten und Erinnerungen.

Mütterliche Liebe und weiblicher Muth . . . . . 291

In: Theone. Ein Geschenk für gute Töchter zur Weckung und Veredlung ihres sittlichen und religiösen Gefühls von Jakob Glatz. Erster Band. Ein Seitenstück zur Iduna, einem moralischen Unterhaltungsbuche für die weibliche Jugend. Zweyte, verbesserte Auflage. Frankfurt a. M. bei Fr. Wilmans. 1810. – Die erste Auflage erschien 1806.

*Vorrede:* »Die Theone hat zum Zweck, den Leserinnen, die sie findet, in den Stunden der Muße und Erholung eine unschuldige und nicht ganz unnütze Lectüre zu gewähren. Sie will insbesondere das sittliche und religiöse Gefühl derselben wecken und nähren, und vor manchen Fehlern der Zeit warnen, Liebe zum Guten hervorbringen, und das duldende Herz auf jene höhere Macht hinweisen, die unsichtbar über alles und in allem waltet.«

#### DOROTHEE GOEBELER (1867–1945)

Geb. in Potsdam als Tochter eines Kaufmanns. Seit ihrer Jugend lebt sie in Berlin. – Sie war Journalistin und Redakteurin der »Berliner Hausfrau«.

Ihr Mädchen! . . . . . 276

In: Scherls Jungmädchen-Buch. Herausgegeben von Lotte Gubalke. [Erster Jahrgang.] Druck und Verlag August Scherl G.m.b.H., Berlin [1914].

#### JOHANN WOLFGANG GOETHE (1749–1832)

Geb. in Frankfurt am Main als Sohn eines Juristen. Jurastudium in Leipzig und Straßburg. Seit 1776 im Weimarschen Staatsdienst, Staatsmann, Naturforscher und bedeutendster deutscher Dichter.

Gefunden . . . . . 266  
Heidenröslein . . . . . 267

In: Duftige Blüten. Eine poetische Festgabe für junge Mädchen. Herausgegeben von Hugo Klemmert. Achtzehnte Auflage. Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. [Um 1901.] – Das »Heidenröslein« entstand 1771, »Gefunden« 1813.

#### LOTTE GUBALKE (d. i. Antonie Gubalke, geb. Rothamel; 1856–1935)

Geb. in Witzenhausen als Tochter eines Arztes. 1878 Heirat des Reiters zu Oldendorf M. B. J. Gubalke. – Sie war Redakteurin der »Gartenlaube« und des Scherl-Verlags und schrieb selbst vor allem Erzählungen.

Der Krieg und die Mädchen (von Gabriele Reuter) . . . . . 218  
Gedichte (Auswahl) . . . . . 276

In: Scherls Jungmädchen-Buch. Herausgegeben von Lotte Gubalke. [Erster Jahrgang.] Druck und Verlag August Scherl G.m.b.H., Berlin [1914].

Zerkas Lied (von Frida Schanz) . . . . . 277

In: Scherls Jungmädchen-Buch. Herausgegeben von Lotte Gubalke. Fünfter Jahrgang. Druck und Verlag August Scherl G.m.b.H., Berlin [1918].

#### THEKLA VON GUMPERT (verh. Schober; 1810–1897)

Geb. in Kalisch in Posen als Tochter eines Regierungs-Medizinalrats, der dem engeren Kreis des Fürsten Radziwill angehört. Über ihn ist die Familie dem preußischen Königshaus persönlich verbunden. Nach dem Tod des Vaters in finanziell beeinträchtigte Verhältnisse geraten, wird sie Erzieherin und beginnt zu schreiben. 1856 Heirat des Schriftstellers und Legationsrats Schober, von dem sie sich nach kurzer unglücklicher Ehe wieder trennt. – Sie gab 1855–97 das »Töchter-

Album\* und »Herzblättchens Zeitvertreib« und seit 1889 die Romanreihe »Thekla von Gumperts Bücherschatz für Deutschlands Töchter\* heraus. Sie selbst schrieb vor allem Erzählungen für Kinder und junge Mädchen.

*Lit.:* Marie Bürkner: Thekla von Gumpert. In: Töchter-Album. Bd. 43 [1897] S. XIff. – Roswitha Budeus-Budde: Das Töchter-Album von Thekla von Gumpert. Prägung eines erbaulichen Frauenideals – Programm einer Mädchenzeitschrift des 19. Jahrhunderts. Frankfurt: dipa, 1986.

Aus der Gegenwart . . . . . 310

In: Töchter-Album. Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Mit Beiträgen von Gymnasiallehrer Albani – Tante Amanda – Aurelie – Martin Claudius – Marie Förster – Theodor Herrmann – Rosalie Koch – Doris Lütkens geb. v. Cossel – Dr. Moritz – Dr. F. W. Miquél – Marie Natusius – Director Dr. Schneider – Professor Schönborn – Subrector Schwarze – Hermann Wagner u. A. Mit 31 Lithographien nach Original-Zeichnungen von Professor Bürkner, Alfred Hindorf und H. Wagner. Herausgegeben von Thekla v. Gumpert. Erster Band. Glogau, Druck und Verlag von Carl Flemming. [1855.] – Das »Töchter-Album« wird nach Gumperts Tod bis 1918 (Band 44 = N.F. 1) von Berta Wegner-Zell herausgegeben, bis 1931 von Hedwig Kettler, Josephine Siebe und Else von Steinkkerl. Bis 1933 erscheint es unter dem Titel »Wir sind jung«, bis 1936 unter dem Titel »Mädchenjahr«.

*Vorrede:* »An die junge Leserin / Kennst Du die holde Maria und Martha, des Lazarus Schwestern? / Siehe in ihnen Dein Vorbild in Liebe und thätigem Schaffen. / Willst Du erfüllen die Pflichten, zu welchen Dich ruft Dein Dasein? / Sei die Maria im Geiste, sei in der Thätigkeit Martha.«

*Zwischenrede:* »Ich denke mir unsere Zeitschrift als Spiegelbild Deines Lebens, da hinein gehören gemüthliche Darstellungen verschiedener häuslicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, aber auch solche, die Deine Kenntnisse erweitern. Wenn man in heutiger Zeit auch nur verstehen will, was von gescheuten Menschen gesprochen wird, so muß man sich ernstlich zu bilden suchen. Das Wichtigste ist freilich, daß Du strebest, die im neuen Testamente in den beiden Schwestern des Lazarus so lieblich geschilderten Charakterzüge in dir zu vereinen [...].«

## HEINRICH HEINE (1798–1856)

Geb. in Düsseldorf als Sohn eines Kaufmanns. Nach einer kaufmännischen Lehre Jurastudium in Bonn, Göttingen und Berlin. Seit 1831 wohnt er in Paris. Bedeutendster deutscher Dichter des Vormärz.

Die Lorelei . . . . . 260

In: Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von Paul Thumann, W. Georgy, J. Füllhaas u. A. Achte Auflage. Leipzig. C. F. Amelang's Verlag. [1874.] – »Die Lorelei« entstand 1823.

## CLEMENTINE VON HELLERMANN (Lebensdaten nicht ermittelt.)

Mädchenlied . . . . . 273

In: Junge Mädchen. Ein Almanach begründet von Clementine Helm und Frida Schanz. Herausgegeben von Frida Schanz. Mit 25 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Fünfter Jahrgang. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1899.]

## CLEMENTINE HELM (verh. Beyrich; 1825–1896)

Geb. in Delitzsch als Tochter eines Kaufmanns. Früh verwaist, lebt sie zunächst in der Familie eines Onkels. Kurze Zeit Lehrerin am Berliner Luisenstift, danach Leben im Haus ihres Onkels, eines Berliner Mineralogieprofessors. 1848 Heirat des Geologieprofessors Beyrich, den sie auf Kongresse und Forschungsreisen begleitet. Aus seinem Forschungsgebiet gewinnt sie auch Stoff für ihre Erzählungen für junge Mädchen. – Sie war Übersetzerin und schrieb etwa 40 Bücher für Kinder und Jugendliche, meist für junge Mädchen. Mit Frida Schanz begründete sie das Almanach »Junge Mädchen«.

*Lit.:* August von Heyden: Clementine Helm. In: Junge Mädchen. Ein Almanach. Hrsg. von Frida Schanz. Dritter Jahrgang. Bielefeld/Leipzig: Velhagen und Klasing, [1897], S. 2 ff.

Junge Mädchen (von Frida Schanz) . . . . . 269

In: Junge Mädchen. Ein Almanach für Mädchen von zwölf bis sechzehn Jahren herausgegeben von Clementine Helm und Frida Schanz.

[Erster Jahrgang.] Mit 26 farbigen Einschaltbildern und 282 Abbildungen im Text. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1895.] – Zum Almanach »Junge Mädchen« siehe die Erläuterungen zu Frida Schanz.

Die Abreise . . . . .	349
[Eugenie] . . . . .	355

In: Backfischchen's Leiden und Freuden. Eine Erzählung für junge Mädchen von Clementine Helm. Neunte Auflage. Leipzig, Georg Wigand's Verlag. 1875. – Die erste Auflage dieser berühmtesten Erzählung von Clementine Helm erschien 1863, ebenfalls bei Wigand. Die 50. Auflage erschien 1897, die 78. Auflage 1918.

#### HUGO KLEMMERT (Lebensdaten nicht ermittelt.)

Lehrer an einer höheren Mädchenschule.

Gedichte (Auswahl) . . . . .	266
In: Duftige Blüten. Eine poetische Festgabe für junge Mädchen. Herausgegeben von Hugo Klemmert. Achtzehnte Auflage. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. [Um 1901.] – Die erste Auflage erschien 1887. Die Sammlung ist nach dem Vorwort des Herausgebers ausdrücklich nicht für Kinder und nicht für Frauen gedacht. Sie soll ein Kommunions- und Konfirmationsgeschenk sein.	

#### FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK (1724–1803)

Geb. in Quedlinburg als Sohn eines Rechtsanwalts. Studium in Jena und Leipzig. Seit 1770 wohnt er dauernd in Hamburg. In seiner Zeit berühmt vor allem durch das Versepos »Der Messias« und durch seine Oden.

Vaterlandslied . . . . .	268
In: Duftige Blüten. Eine poetische Festgabe für junge Mädchen. Herausgegeben von Hugo Klemmert. Achtzehnte Auflage. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. [Um 1901.] – Das »Vaterlandslied« entstand 1770 mit der Widmung »Zum Singen für Johanna Elisabeth von Winthem«.	

#### HENNY KOCH (1854–1925)

Geb. in Alsfeld. Jugendschriftstellerin. – Sie schrieb etwa 25 Bücher für junge Mädchen, die teils sehr hohe Auflagen erreichten.

Wandlung . . . . .	410
--------------------	-----

In: Papas Junge. Eine Erzählung für junge Mädchen von Henny Koch. Mit 26 Abbildungen von A. Wald. 22. Auflage. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. [Um 1910.] – Die erste Auflage dieses Backfischbuchs in der direkten Tradition des »Trotzkopf« erschien 1905. 1939 erschien die 91. (!) Auflage.

#### ROSALIE KOCH (1811–1880)

Geb. in Haynau in Schlesien als Tochter eines Steuerbeamten. Seit 1824 lebt sie in Jauer. 1850 Gründung eines Mädchen-Erziehungs-instituts, dessen Vorsteherin sie bis 1868 ist. – Sie veröffentlichte, ermutigt durch Agnes Franz, seit 1834 Literatur. Später war sie ständige Mitarbeiterin am »Töchter-Album«. Sie schrieb etwa 60 Bücher, vor allem für Kinder und junge Mädchen.

*Lit.:* Marie Hübner: Rosalie Koch. Eine Lebensskizze. In: Töchter-Album. Bd. 5 [1859] S. 1. ff. – Agnes Siebelt: Agnes Franz und Rosalie Koch. Zwei vaterländische Dichterinnen. Biographische Skizze. In: Töchter-Album. Bd. 57. [1911] S. 111 ff.

Florprinzelchen . . . . .	324
---------------------------	-----

In: Blumen und Perlen. Sechs Erzählungen von Rosalie Koch. Zweite veränderte Auflage. Mit sechs bunten Bildern von Louise Thalheim. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1869. – Die Erstausgabe erschien 1857 bei Janke in Berlin. – Der Band stammt aus der zweiten Phase der literarischen Tätigkeit Rosalie Kochs, in der sie fast ausschließlich für junge Mädchen schreibt. Das Märchen ist auch als Kinderliteratur lesbar. Die Bedeutung des Narzißmotivs macht ihn für junge Mädchen als Leserinnen interessant.

#### THEODOR KÖRNER (1791–1813)

Geb. in Dresden als Sohn eines Juristen. Studium in Freiberg, Leipzig und Berlin. Als Mitglied der Lützowschen Freischar stirbt er 1813 im Gefecht bei Gadebusch. – Er wurde berühmt als patriotischer Lyriker.

- Vor dem Marmorilde der Königin Louise . . . . . 261  
 In: Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von Paul Thumann, W. Georgy, J. Füllhaas u. A. Achte Auflage. Leipzig. C. F. Amelang's Verlag. [1874.] – Das Gedicht erschien 1813 mit dem Titel »Vor Rauchs Büste der Königin Luise«.

## ELISABETH KOLBE (1864–1936)

Geb. in Böcke bei Brandenburg als Tochter eines Pfarrers. Seit 1893 Lehrerin in Berlin. – Sie veröffentlichte vor allem Gedichte.

- Fern von Daheim . . . . . 274  
 In: Junge Mädchen. Ein Almanach begründet von Clementine Helm und Frida Schanz. Herausgegeben von Frida Schanz. Sechster Jahrgang. Mit 26 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1900.]

## FRIEDRICH ADOLF KRUMMACHER (1767–1845)

Geb. in Tecklenburg in Westfalen als Sohn eines Justizkommissars und Bürgermeisters. Theologiestudium in Lingen und Halle. In den 90er Jahren Schulleiter in Halle und Moers. Von 1800 bis 1806 Theologieprofessor in Duisburg. Seit 1807 Prediger in Kettwig an der Ruhr, Bernburg und seit 1824 in Bremen. – Er verfasste zahlreiche religiöse Schriften und Jugendbücher.  
*Lit.*: Friedrich Adolf Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten mitgetheilt von A. W. Möller. 2 Bde. Bremen: Heyse, 1849. – Maria Krummacher: Unser Großvater. Ein Lebensbild in Briefen. Leipzig/Bielefeld: Velhagen & Klasing, 1891.

- Das Röslein am Wege . . . . . 248  
 Erdbeerlied . . . . . 249  
 Loblied auf die Mutter des Herrn . . . . . 250  
 In: Der Mägdlein Lustgarten. [Hrsg. von Heinrich Dittmar.] Erster Theil. Mit 9 Kupfern. Erlangen, bei J. J. Palm und Ernst Enke. [1822.]

- LORE KÜHN (d. i. Eleonore Kuhn; Lebensdaten nicht ermittelt.)  
 Als Arbeiterin in der Munitionsfabrik . . . . . 480  
 In: Mädle-eure Welt! Das Jahrbuch der Deutschen Mädel. Herausgegeben von Hilde Munske, Erster Jahrgang. 1940. Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München.

## EMMA LADDEY (geb. Radtke; Pseud.: Hermine; 1841–1892)

Geb. in Elbing als Tochter eines Tierarztes. Schauspielunterricht in Berlin. Engagements und Gastspiele in Berlin, Lübeck, Leipzig, Königsberg und Amsterdam. 1864 Heirat des Malers Ernst Laddey. Seit 1865 in Stuttgart, seit 1880 in München. Sie ist aktiv in der bürgerlichen Frauenbewegung, u. a. Mitbegründerin des »Schwäbischen Frauenvereins«. – Seit den 60er Jahren arbeitete sie an Zeitschriften mit und veröffentlichte vor allem Kinder- und Jugendliteratur.  
*Lit.*: Lina Morgenstern: Emma Laddey. In: L. M.: Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biographische und culturhistorische Zeit- und Charaktergemälde. Dritte Folge. Berlin: Verlag der Deutschen Hausfrauzeitung, 1891. S. 357ff.

- Gedichte (Auswahl) . . . . . 264

In: Frauen-Album. Ein Festgeschenk für Deutschlands Frauen und Töchter herausgegeben von Emma Laddey. Mit Originalbeiträgen von Otto Baisch, Clementine von Braunmühl, Isabella Braun, Marie Calm, Clarissa, Auguste von Gäßler, Karl Gerok, A. Godin, Robert Hamerling, Jenny Hirsch, Gustav Kastrop, Hermann Lingg, Louise Otto, Adolf Palm, Redaction der Chemiker-Zeitung, Karl Albert Regnet, Auguste Schmidt, W. H. Uhland, Karl Weitbrecht. Stuttgart: Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1880. – Das Frauentalbum enthält Lyrisches, Erzählendes, Biographisches und Sachprosa. Ein Großteil der Beiträge stammt von Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung.

## SOPHIE VON LA ROCHE (geb. Gutermann von Guttershofen; 1731–1807)

Geb. in Kaufbeuren als ältestes von 13 Kindern eines Arztes. Freundschaft und Liebe zu ihrem Verlobten, dem italienischen Arzt Bianconi, und zu dem Vetter Ch. M. Wieland werden vom Vater unter-

bunden, auf dessen Druck sie 1754 den kurmainzischen Hofrat von La Roche, Sekretär des Ministers Stadion, heiratet. 1780 Übersiedlung nach Speyer aus politischen Gründen. Seit 1786 Leben in Offenbach. – Berühmt wurde Sophie von La Roche mit ihrer 1771 erschienenen »Geschichte des Fräuleins von Sternheim«, die unter Anteilnahme und Beratung Wielands entstand.

*Lit.:* »Ich bin mehr Herz als Kopf«. Sophie von La Roche. Ein Lebensbild in Briefen. Hrsg. von Michael Maurer. München: Beck, 1983. – Jürgen Vorderstemann: Sophie von La Roches Unternehmen »Pomona«. [Vorwort zu:] Sophie von La Roche: Pomona für Teutschlands Töchter. Nachdruck der Originalausgabe Speyer 1783 bis 1784. Band 1. München / London / New York / Oxford / Paris: Saur, 1987. S. XVff. – Ingrid Wiede-Berendt: Lehrerin des Schönen, Wahren, Guten. Literatur und Frauenbildung im ausgehenden 18. Jahrhundert am Beispiel Sophie von La Roches. Frankfurt a. M. / Bern / New York / Paris: Lang, 1987.

[Briefe an Lina über Mädchentugend und Mädchen-schönheit] . . . . . 144  
 In: Pomona für Teutschlands Töchter, Von Sophie von la Roche. Zweytes Heft. Februar 1783. Speier [Selbstverlag der Autorin], gedruckt mit Enderesischen Schriften. (Repr. Nachdr. München [u. a.]: Saur, 1987.) – Das von La Roche herausgegebene Magazin erschien von 1783 bis 1784. Es enthält neben den »Briefen an Lina« – Ratschlägen einer »mütterlichen Freundin« an ein junges Mädchen – vor allem Gedichte, moralische Erzählungen, Belehrendes über Kunst, Musik, Literatur, Geschichte und Geographie von verschiedenen Beitragern. Die »Briefe an Lina« erschienen 1785 gesondert in Buchform.

#### MARIE VON LINDEMAN (1818–1903)

Sie war ständige Mitarbeiterin an Thekla von Gumperts »Töchter-Album« und veröffentlichte Novellen und Jugendschriften.

Erwachsene Töchter sind der Schmuck des Hauses . . . . . 202  
 In: Die rathende Freundin. Mitgabe für junge Mädchen beim Eintritt in's Leben. Von Marie von Lindeman. Köln. Druck und Verlag von J. P. Bachem. 1886.

#### ANNA MARQUARDSEN (1864–1937)

Geb. in Flensburg als Tochter eines Maklers. 1932 Austritt aus der Kirche. – Sie schrieb vor allem Kinderliteratur.

Ein Geburtstagsgeschenk . . . . . 109

In: Kleine Mädchen. Schul-, Haus- und Feriengeschichten von kleinen Mädchen für kleine Mädchen. Für das Alter von 8–12 Jahren erzählt von Anna Marquardsen. Mit fünf Farbdruckbildern nach Originale von C. Münch. Berlin. Verlag von Herm. J. Meidinger. [1900.]

#### LUISE VON MENTZ (geb. von Wernsdorff; 1866–?)

Geb. in Stagnitten bei Elbing als Tochter eines Majors. 1891 Scheidung von Alexander von Mentz.

In der Veilchenzeit . . . . . 272

In: Junge Mädchen. Ein Almanach herausgegeben von Frida Schanz. Vierter Jahrgang. Mit 32 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1898.]

#### AGNES MIEGEL (1879–1964)

Geb. in Königsberg als Tochter eines Kaufmanns. In Bristol Ausbildung zur Lehrerin. Studienreisen durch Frankreich und Italien. – Sie war von 1920–26 Leiterin des Feuillétons der »Ostpreußischen Zeitung«, danach freie Schriftstellerin in Königsberg. 1933 wurde sie Mitglied der »Deutschen Akademie der Dichtung« und legte ein öffentliches Bekenntnis zum NS-Staat ab. Seit dem Ersten Weltkrieg bis zu ihrem Tod erhielt sie zahlreiche Literatur- bzw. Kulturpreise. Berühmt wurde sie durch ihre historischen Balladen.

Der Jugend, an die ich glaube . . . . . 473

In: Mädel – eure Welt! Das Jahrbuch der Deutschen Mädel. Herausgegeben von Hilde Munske. Erster Jahrgang. 1940. Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München. – Mit Genehmigung der Deutschen Schillergesellschaft, Marbach am Neckar.

CAROLINE MILDE (d. i. Caroline Similde Gerhard; 1830–1903)

Geb. in Leipzig als Tochter eines Legationsrats. Reisen mit ihrem als Naturforscher tätigen Vater. Im deutsch-französischen Krieg Beteiligung an der Kranken- und Verwundetenpflege.

Weiblichkeit . . . . .	189
Eigensinn . . . . .	190
Die Geistreiche, die Liebenswürdige . . . . .	191
Frauen-Emancipation . . . . .	193

In: *Der deutschen Jungfrau Wesen und Wirken. Winke für das geistige und praktische Leben.* Von Caroline S. J. Milde. Leipzig, 1869. C. F. Amelang's Verlag. (F. Volkmar.) – Der Ratgeber faßt unter den Obertiteln »Herz«, »Geist«, »Haus« und »Welt« 103 kleine Artikel zusammen.

*Vorrede:* »Wenn auch nicht tiefere Kenntniß, so doch Verständniß und Empfänglichkeit für höhere Interessen darf man wohl bei jedem weiblichen Wesen beanspruchen. Der Trieb zur Bildung ist Wachsthum und Leben, wer nicht strebt, geht unmerklich zurück und verfällt in Engherzigkeit und Trägheit des Geistes. [...]»

Die Jungfrau soll wie ein Pflanze sein, die mit all ihren Fasern in und an dem Hause wurzelt, mit ihrer Blüthenkrone aber aufwärts, der Schönheit und Hoheit des Lebens entgegen strebt. Der Marthasinn muß sich dem Mariageiste vermählen und in allen Lagen des Lebens, in jeder menschlichen Gemeinschaft wird sich solch glückliche und beglückende Doppelnatur segensvoll nach Innen und Außen bewegen, und durch den Adel ihrer Seele, die Anmuth ihres Wesens alle Herzen gewinnen.«

TRUDE MOHR (verh. Bürkner; 1902–?)

Geb. in Potsdam als Tochter eines mittleren Postbeamten. Postgehilfin und Erzieherin, dann Übernahme der Bundesleitung des »Großdeutschen Jugendbundes«, dem sie seit 1919 angehört. 1931 BDM-Führerin im Gau Berlin. Seit 1932 Mitglied der NSDAP. – Sie war Mitarbeiterin der Parteipresse und der Zeitschriften »Wille und Macht«, »Das deutsche Mädel« und »Das junge Deutschland«. Als Reichsreferentin des BDM (seit 1934) verfaßte sie das Buch »Der Bund deutscher Mädel in der HJ«.

Wille und Weg . . . . . 238

In: *Mädel im Dritten Reich.* Herausgegeben von Hilde Munske. Freiheitsverlag G.m.b.H. / Berlin SW 68. 1935.

## HILDE MUNSKE (1909–?)

Geb. in Sonderburg. Seit 1937 Mitglied der NSDAP. Leitende Mitarbeiterin im Reichsreferat des BDM bzw. in der Reichsjugendführung. – Neben dem Jahrbuch »Mädel – eure Welt!« und dem Band »Mädel im Dritten Reich« gab sie »Das bunte Jungmädchenbuch« und, zusammen mit Johann von Kunowska, »Mädel in aller Welt« heraus und bearbeitete die von der Reichsjugendführung herausgegebenen Jahrbücher des BDM bzw. der Jungmädel »Wir schaffen« und »Wir folgen.«

Wille und Weg (von Trude Mohr) . . . . . 238

In: *Mädel im Dritten Reich.* Herausgegeben von Hilde Munske. Freiheitsverlag G.m.b.H. / Berlin SW 68. 1935.

Prosa (Auswahl) . . . . . 473

In: *Mädel – eure Welt!* Das Jahrbuch der Deutschen Mädel. Herausgegeben von Hilde Munske. Erster Jahrgang. 1940. Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München. – Der fünfte und letzte Jahrgang erschien 1944.

## PAUL FRIEDRICH ACHAT NITSCH (1754–1794)

Geb. in Glauchau. Nach dem Studium in Leipzig Bibliothekar des Grafen von Schönburg in Glauchau, später Hauslehrer in Dresden. Seit 1782 Pfarrer in Ober- und Niederwünsch bei Querfurt, seit 1793 in Bibra. – Nitsch veröffentlichte u. a. eine Reihe von theologischen und von Schulschriften.

Das deutsche Mädchen (anonym) . . . . . 244

In: *Für deutsche Mädchen. Eine Wochenschrift.* [Hrsg. von Paul Friedrich Achat Nitsch.] Erster Theil. Dresden, druckts und verlegts H. W. Harpeter, 1781. – Der zweite und letzte Teil erschien 1782. Die Wochenschrift enthält vor allem Exempelgeschichten, Briefe, moralische Reflexionen und einige Gedichte.

*Vorrede:* »Doch, alle unsere Leserinnen – von der Dame an, welche vor dem Flügel mit Empfindung: Ich bin ein deutsches Mädchen, singt, bis zu dem liebenswürdigen Landmädchen, welche nach der schönsten Handlung mit reizender Naivete sich dieses gesteht, – sind deutsche Mädchen. Und wir haben die gerechtesten Gründe, zu glauben, daß nicht eine einzige derselben den liebenswürdigen Zügen, woraus dieser Character besteht, ungetreu geworden; daß ihnen allen Wahrheit und Natur zu suchen und zu lieben eigen sey.«

FRIEDRICH JOSEPH PESENDORFER (Pseud.: Onkel Fritz, Fritz Ulk, Friedrich vom Traunsee, Friedrich von der Traun; 1867–1935)

Geb. in Gmunden in Oberösterreich als Sohn eines Arztes. Studium der Theologie in Linz. Seit 1889 Priester. Von 1896 bis 1925 Generaldirektor der Katholischen Druckerei in Linz. Seit 1897 Domprediger, seit 1923 Domherr in Linz. – Er redigierte Verlagszeitschriften und Kalender und veröffentlichte selbst zahlreiche religiöse Schriften, Mundartliteratur und Theaterstücke.

Rose im Thal . . . . . 214

In: Goldenes Alphabet für christliche Mädchen von Friedrich J. Pesendorfer. Neunte Auflage. Urfahr 1900. Druck und Verlag des kath. Pressvereines. – Die erste Auflage erschien 1892. Parallel veröffentlichte Pesendorfer ein »Goldenes Alphabet für christliche Junglinge«.

*Vorrede:* »Mit einem Worte, ich will dir in diesem schlichten Büchlein ein goldenes ABC christlicher Lebensweisheit auf deine Lebensreise mitgeben. Möge dieses Büchlein dein treuer Begleiter und Führer werden, mögest du diese Lectüre recht liebgewinnen! Der Inhalt gliedert sich in 24 Capitel, nach den 24 Buchstaben des Alphabetes. Jeder Buchstabe tritt gleichsam als ein Prediger, als ein Lehrmeister auf, der dir die Schönheit einer Mädelntugend, die dein Herz schmücken soll, schildert und dich warnt vor den Lieblingsfehlern junger Mädchen.«

ADELHEID POPP (geb. Dworak; 1869–1939)

Geb. in Inzersdorf bei Wien als fünfzehntes Kind einer Weberfamilie. Der Vater, ein Alkoholiker, stirbt, als Adelheid sechs Jahre alt ist.

Nach kurzer Schulzeit muß sie bereits als Kind einer Arbeit nachgehen. 1889 wird sie Mitglied des Wiener Arbeiterinnen-Bildungsvereins. – Sie war eine der führenden Sozialdemokratinnen und Frauenrechtlerinnen Österreichs.

[»Du bist schon ein großes Mädel«] . . . . . 421

In: Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin von ihr selbst erzählt. Mit einführenden Worten von August Bebel. 6.–10. Tausend. München 1909. Verlag von Ernst Reinhardt. – Mit Genehmigung des Verlags J. H. W. Dietz Nachfolger GmbH, Bonn. – Die erste Auflage erschien ebenfalls 1909. Der Dietz-Verlag veranstaltete 1977 einen von Hans-J. Schütz herausgegebenen Neudruck der vierten erweiterten Auflage von 1922. Die Erzählung gibt im übrigen auch Auskunft darüber, daß Adelheid eine für Proletariermädchen unüblich lange Zeit der Pubertät durchlebt, in der sie, gestützt durch Märchenlektüre und Kolportageliteratur, eine phantastische Innenwelt gegen die schlimme Außenwelt aufbaut. Aus dem bloß kompensatorischen Lesen findet sie zu Möglichkeiten einer kritischen Vermittlung von Innenwelt und Außenwelt, bis ihr schließlich mit Hilfe der Lektüre politischer Schriften der Durchbruch in den politischen Kampf für die Gleichstellung der Frau gelingt.

*Vorrede (Bebels):* »Es ist für die höheren Schichten unserer Gesellschaft eine vollkommen neue Welt, die sich vor ihren Augen öffnet, aber eine Welt des Jammers, des Elends, der moralischen und geistigen Verkümmерung, daß man entsetzt sich fragt, wie ist solches in unserer auf ihr Christentum und ihre Zivilisation so stolzen Gesellschaft möglich? [...] Wir sehen aber auch, wie sie trotz der traurigen Zustände in ihrer Umgebung vermochte, sich zu befreien und sich zur Vorkämpferin ihres Geschlechts emporzuarbeiten, als die sie heute, von allen, die sie kennen, geachtet und anerkannt wird.«

#### GERTRUD PRELLWITZ (1869–1942)

Geb. in Tilsit. Lehrerin und Schriftstellerin. Eine Zeitlang lebt sie im Hause des Malers Fidus (Hugo Höppener). In ihrer Literatur verbinden sich Ideen der Jugendbewegung und der Lebensreformbewegung mit germanisch-völkischem Gedankengut.

Lit.: Gertrud Prellwitz: Lebensanfänge. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Oberhof: Maien, 1930.

[In die Waldschule] ..... 437

In: Drude. Ein Buch des Vorfrühlings. Der neuen Jugend gewidmet von Gertrud Prellwitz. Herausgegeben vom St. Georgs-Bunde Woltersdorf bei Erkner, 2. Auflage, 1921. – Die erste Auflage erschien 1920. Das Buch, das auf der Basis eines Tagebuchs der mit siebzehn Jahren verstorbenen Tochter von Fidus entstand, wurde zu einem Kultbuch der Mädel- und Jugendbewegung. Die »Waldschule« in »Drude« ist die Odenwaldschule, Drudes »Meister« Julius Gehrke ist der Leiter der Odenwaldschule, Paul Geheeb. 1923 und 1926 erschienen zwei Fortsetzungsbände.

#### HELENE RAFF (1865–1942)

Geb. in Wiesbaden als Tochter des Komponisten und späteren Leiters des berühmten Frankfurter Hochschen Konservatoriums J. Joachim Raff. Die Mutter, Doris Genast, ist Schauspielerin. In der elterlichen Wohnung verkehren u. a. Hans von Bülow, Franz Liszt, Henrik Ibsen. Helene erhält eine gute Privatlehrerausbildung, besucht in Frankfurt Konservatoriumskurse und bildet sich in München und später in Paris zur Malerin aus. Ihre Werke werden in großen Städten ausgestellt. Von Paul Heyse angeregt, beginnt sie zu veröffentlichen und sich mehr und mehr auf die Schriftstellerei zu konzentrieren. An ihrem späteren Wohnort München besucht sie germanistische Vorflesungen an der Universität (von der Leyen) und hat Kontakt zur Frauenbewegung (Ika Freudenberg). Sie hat – als enttäuschte Liberale – die nationalsozialistische Bewegung begrüßt. – Helene Raff schrieb Volkskundliches, Romane, Erzählungen, Novellen, Biographisches und Jugendliteratur. In den 20er Jahren war sie Schriftleiterin der Frauenzeitung der »Münchner Neuesten Nachrichten«.

*Lit.:* Helene Raff: Blätter vom Lebensbaum. München: Knorr & Hirth, 1938. – Zita Wagner: Das literarische Schaffen Helene Rafts. Diss. [masch.] Wien, 1938. [Ref.: Nadler.] – Gisela Wilkending: »Regina Himmelschütz« von Helene Raff. Ein Gegenmodell zum »Trotzkopf« Emmy von Rhodens. In: Jugendliteratur und Gesellschaft. Hrsg. von Horst Heidtmann. Weinheim: Juventa, 1993. (Beiträge Jugendliteratur und Medien. 4. Beiheft.) S. 64–72.

[Eigensinn] ..... 429

In: Regina Himmelschütz. Von Helene Raff. [Mit Zeichnungen von Arpad Schmidhammer.] Verlag von Jos. Scholz in Mainz. 1913. – Der

Band erschien in der Verlagsreihe »Jungmaedchen-Buecher«. – Das Buch erzählt die Emanzipationsgeschichte eines Bauernmädchen, das zu einer selbständigen Frau wird. Helene Raff hat in dem Buch die ihr selbst erzählte Geschichte einer Tiroler Sennnerin mitverarbeitet. Das Buch führt die Tradition der Dorfgeschichte fort und variiert zugleich das Romeo-und-Julia-Motiv. Sie schrieb es nach dem Tod ihrer Mutter, als sie ohne Geld und ohne festen Wohnsitz in einem »gleichgültigen Pensionszimmer« lebte. Das Buch wird von der Hamburger Jugendschriftenbewegung (Wolgast, Köster) als erstes spezifisches Mädchenbuch uneingeschränkt positiv aufgenommen, obwohl es im nationalistischen Verlag von Josef Scholz erscheint, der gleichzeitig in großangelegte Hetzkampagnen gegen die »vaterlandseindliche Gesinnung« der Hamburger verwickelt ist. – 1924 und 1928 wird das Buch bei Thienemann in Stuttgart neu aufgelegt.

#### GABRIELE REUTER (1859–1941)

Geb. in Alexandria in Ägypten als Tochter eines Großkaufmanns. Lebt von 1864 bis 1869 mit Mutter und Geschwistern in Dessau, von 1869 bis 1872 wieder in Alexandria. Ab 1873 Zusammenleben mit der oft pflegebedürftigen Mutter (gest. 1904) an verschiedenen Orten in Deutschland. Ab 1899 lebt sie in Berlin, zuletzt in Weimar. Sie steht zeitweilig der bürgerlichen Frauenbewegung nahe. Ihre zahlreichen Erzählungen und Romane, unter denen »Aus guter Familie« (1895) viel diskutiert worden ist, greifen Frauenprobleme der Gegenwart auf. »Grete fährt ins Glück« (1935) ist spezifische Mädchenliteratur. *Lit.:* Gabriele Reuter: Vom Kinde zum Menschen. Die Geschichte meiner Jugend. Berlin: Fischer, 1921. – Faranak Alimad-Mensch: Gabriele Reuter. Porträt einer Schriftstellerin. Bern / Frankfurt a. M. / New York / Paris: Lang, 1984.

Der Krieg und die Mädchen . . .

In: Scherls Jungmädchen-Buch. Herausgegeben von Lotte Gubalke. [Erster Jahrgang.] Druck und Verlag August Scherl G.m.b.H., Berlin [1914].

#### EMMY VON RHODEN (d. i. Emmy Friedrich, geb. Kühne; 1829–1885)

Geb. in Magdeburg als Tochter des Bankiers Kühne. 1854 heiratet sie den Schriftsteller und Redakteur Friedrich Friedrich, der zeitweilig

Vorsitzender des »Deutschen Schriftsteller-Verbandes« ist. – Neben einigen kleineren Erzählungen schrieb sie die beiden größeren Erzählungen »Das Musikantenkind« und »Lenchen Braun«. »Der Trotzkopf« erschien posthum. Ihre Tochter Else Wildhagen setzte die Trotzkopfgeschichte fort. »Trotzkopfs Brautzeit« stammt vorgeblich aus dem Nachlaß der Mutter.

[In die Pension] . . . . . 365

In: Der Trotzkopf. Eine Pensionsgeschichte für erwachsene Mädchen von Emmy von Rhoden. Stuttgart. Verlag von Gustav Weise. 1885. – »Der Trotzkopf« ist das berühmteste, bis heute aufgelegte und verfilzte Backfischbuch. 1913 erschien es in 65. Aufl. Die marktüblichen vier Trotzkopfbände, »Der Trotzkopf«, »Trotzkopfs Brautzeit« (1892), »Trotzkopfs Ehe« (1895) und »Trotzkopf als Großmutter« (1905), bilden noch keine »Serie« im strengen Sinn. Sie stammen von verschiedenen Verfasserinnen (Emmy von Rhoden, Else Wildhagen, Suze de Chapelle-Robool). Zwischen dem Erscheinen von »Der Trotzkopf« und »Trotzkopf als Großmutter« liegen zwanzig Jahre. Der Verlag Gustav Weise hat allerdings mit Buchausstattung und Werbung seit 1905 die Auffassung der Trotzkopfgeschichten als Serie forciert. 1930 schreibt Else Wildhagen, die Tochter Emmy von Rhodens, eine Konkurrenz-Erzählung zu Chapelle-Robools »Trotzkopf als Großmutter«, in der sie deren weltoffenere demokratische Tendenz zugunsten einer deutschnationalen Tendenz »korrigiert«, die sich gut in die Zeit der ausgehenden Weimarer Republik einfügt. Der Band erscheint aber erst 1937 auf dem Markt. Neben diesen »klassischen« Trotzkopf-Erzählungen gibt es weitere Varianten. Die Kolportageschriftstellerin Marie von Felseneck etwa schreibt »Trotzkopfs Erlebnisse im Weltkriege« (1916) und »Trotzkopf heiratet« (1919).

#### FRIDA SCHANZ (verh. Soyaux; 1859–1944)

Geb. in Dresden als Tochter der Schriftstellerin Pauline und des Schriftstellers Julius Schanz. Unter materiell beanspruchten und bedrückenden Verhältnissen aufgewachsen. Scheidung der Eltern, als Frida 6 Jahre alt ist. Lehrerinnenexamen und zeitweilige Tätigkeit als Lehrerin. 1885 Heirat des Schriftstellers Soyaux, mit dem sie bis zu dessen Tod in Leipzig, später in Berlin zusammenlebt. – Sie war Redakteurin der Zeitschrift »Daheim« und Lektorin bei Velhagen und

Klasing. Sie selbst veröffentlichte Lyrik, Erzählungen, Autobiographisches und etwa 70 Kinder- und Jugendbücher, darunter zahlreiche Mädchenbücher.

*Lit.:* Frida Schanz: Fridel. Ein Buch Jugenderinnerungen für Jung und Alt. Berlin: Scherl, [1920].

Kranke Kinder – Kranke Puppen . . . . . 103

In: Puppenspiel. Ein Buch für kleine Mädchen. Mit Bildern von A. Holm und Versen von Frida Schanz. Stuttgart. Verlag von Gustav Weise. 1893.

Junge Mädchen . . . . . 269

In: Junge Mädchen. Ein Almanach für Mädchen von zwölf bis sechzehn Jahren herausgegeben von Clementine Helm und Frida Schanz. [Erster Jahrgang.] Mit 26 farbigen Einschaltbildern und 282 Abbildungen im Text. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1895.] – Der Almanach erschien von 1895 bis 1902. Er hebt sich von den zeitgenössischen Jahrbüchern für Mädchen durch seine komfortable Ausstattung, vor allem aber durch seinen literarästhetischen Anspruch ab. Vom dritten Band an ist Frida Schanz alleinige Herausgeberin.

Mädchenherz . . . . . 269

In: Junge Mädchen. Ein Almanach herausgegeben von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig. Dritter Jahrgang. Mit 28 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1897.]

Gedichte (Auswahl) . . . . . 269

In: Junge Mädchen. Ein Almanach herausgegeben von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig. Vieter Jahrgang. Mit 32 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Verlag von Velhagen & Klasing. [1898.]

Mädchenlied (von Clementine von Hellermann) . . . . . 273

In: Junge Mädchen. Ein Almanach begründet von Clementine Helm und Frida Schanz. Herausgegeben von Frida Schanz. Fünfter Jahrgang. Mit 25 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1899.]

- Gedichte (Auswahl) . . . . . 274  
 In: Junge Mädchen. Ein Almanach begründet von Clementine Helm und Frida Schanz. Herausgegeben von Frida Schanz. Sechster Jahrgang. Mit 26 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1900.]
- Das Märchen . . . . . 275  
 In: Junge Mädchen. Ein Almanach begründet von Clementine Helm und Frida Schanz. Herausgegeben von Frida Schanz. Siebenter Jahrgang. Mit 19 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1901.]
- Zerkas Lied . . . . . 277  
 In: Scherls Jungmädchen-Buch. Herausgegeben von Lotte Gubalke. [Fünfter Jahrgang.] Druck und Verlag August Scherl G.m.b.H., Berlin [1918.]
- Gustas Kur . . . . . 388  
 In: Junge Mädchen. Ein Almanach herausgegeben von Frida Schanz. Dritter Jahrgang. Mit 28 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1897.] – Die Erzählung, zeitgleich erschienen mit Freuds und Breuers »Studien über Hysterie« (1895) und mit Gabriele Reuters »Aus guter Familie« (1895), ist ein literarisch herausragendes Beispiel einer Mädchen-Entwicklungs geschichte, in der implizit auch das sich gerade im Kontext der Freud schen Psychoanalyse heraus bildende therapeutische Modell kritisiert ist.
- FRIEDRICH SCHILLER (1759–1805)  
 Geb. in Marbach am Neckar als Sohn eines Arztes und Offiziers. Besuch einer Militärschule und Militärakademie. Während der Akademiezeit schreibt er sein erstes Drama, »Die Räuber«. 1782 Flucht aus Stuttgart; seit 1787 lebt er in Weimar. – Zusammen mit Goethe war er der bedeutendste Vertreter der deutschen literarischen Klassik.
- Würde der Frauen . . . . . 258  
 In: Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von Paul Thumann, W. Georgy, J. Füllhaas u. A. Achte

Auflage. Leipzig. C. F. Ameling's Verlag. [1874.] – Die »Würde der Frauen« erschien 1796. A. W. Schlegel schrieb eine Parodie, die mit den Zeilen beginnt »Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe, / Wohlig und warm, zu durchwaten die Sumpfe, / Flicken zerrissene Pantalons aus; / Kochen dem Manne die kräftigen Suppen, / Putzen den Kindern die niedlichen Puppen, / Halten mit mäßigem Wochen geld haus.«

## JOSEPHINE SIEBE (1870–1941)

Geb. in Leipzig als Tochter eines Photographen. Neben ihrer schriftstellerischen Arbeit ist sie in der Volkswohlfahrt und der Jugendfürsorge tätig. – Sie war von 1904 an viele Jahre Schriftleiterin der Frauenbeilage des »Leipziger Tageblatts«, später des Frauentheils von »Reclams Universum«. Mitherausgeberin von »Das goldene Mädchenbuch« und kurzfristig Herausgeberin des »Töchter-Albums«. Selbst veröffentlichte sie seit Anfang des 20. Jahrhunderts etwa 40 Kinder- und Jugendbücher.

Die lateinische Freundschaft . . . . . 461  
 In: Frohe Mädel und ihre Kameraden. Lustige Geschichten für junge Mädchen von Josephine Siebe. Mit einem farbigen Titelbild, einem farbigen Deckenbild und drei Textzeichnungen von Fritz Schiemetz. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart [1930]. – Mit Genehmigung des Spectrum-, Herold-, Union-Verlags, Fellbach.

## JOHANNA SPYRI (geb. Heusser; 1827–1901)

Geb. in Hirzel im Kanton Zürich als Tochter der Schriftstellerin Meta Heusser-Schweizer und eines Arztes. 1852 Heirat des Zürcher Rechtsanwalts, späteren Stadtschreibers und Redakteurs Spyri, der 1884 starb. Johanna Spyri ist zeitweilig schwer depressiv. Gegenüber der bürgerlichen Frauenbewegung verhält sie sich ablehnend. – Sie veröffentlichte neben den weltberühmten »Heidi«-Büchern (1880 und 1881) seit den 70er Jahren außer einigen Volksschriften vor allem Erzählungen für Kinder, aber auch einige Erzählungen für junge Mädchen, darunter neben »Sina« die beiden Bücher »Was soll denn aus ihr werden« (1886) und »Was aus ihr geworden ist« (1889).  
 Lit.: Anna Ulrich: Johanna Spyri. Erinnerungen aus ihrer Kindheit.

Gotha: Perthes, 1920. – Marguerite Paur-Ulrich: Johanna Spyri. Ein Lebensbild. Zürich: Waldmann, 1927. – Jürg Winkler: Johanna Spyri. Aus dem Leben der »Heidi«-Autorin. Rüschlikon/Stuttgart/Wien: Müller, 1986.

[Frauenstudium] . . . . . 375

In: Sina. Eine Erzählung für junge Mädchen von Johanna Spyri. Mit 93 Illustrationen von R. Pötzlberger. Dritte Auflage. Stuttgart. Verlag von Carl Krabbe. [1886.] – Das Buch, dessen erste Auflage 1884, also wenige Jahre nach dem Kinder-Roman »Heidi« erschien, ist vermutlich das erste Mädchenbuch, das vor Sophie Steins »Vor Tagesanbruch« (1896) ausführlicher vom Frauenstudium in Zürich erzählt. Die Lebensgeschichte der Heldenin mündet allerdings nach dem abgebrochenen Studium und nach einer längeren Zeit als Erzieherin kleiner Kinder in die Ehe mit einem Medizinprofessor ein. Am Ende sagt Sina: »Ich kenne keine Freude, die der gleichkäme, dir anzugehören. [...] Ich weiß nichts Schöneres, als deine Arbeit und deine Sorgen mit dir tragen zu dürfen.« (S. 220.)

#### A. STEIN (d. i. Margaretha Wulff; 1792–1874)

Geb. als Tochter eines Gutsbesitzers in Marstendorf bei Kiel. Später Zusammenleben mit der verheirateten Schwester in Itzehoe, am Ende im Kloster St. Johannis in Schleswig. – Sie schrieb über 20 Bücher für kleine Kinder und für junge Mädchen.

Felicia an ihre Großmutter . . . . . 336

In: Felicia. Fragmente aus dem Leben eines jungen Mädchens. Für die reifere weibliche Jugend von A. Stein. Zweiter Theil. Mit 8 colorirten Bildern vom Prof. Hosemann. Berlin: Winckelmann und Söhne. [1862.] – Der erste Band von »Felicia« erschien 1861, der dritte 1865. Der Briefroman erzählt die Geschichte von Felicia, die, verarmt, verwaist, von der Großmutter erzogen, mit 27 Jahren als Erzieherin und Gesellschafterin in eine adelige Familie geht.

#### DORA STIELER (1875–?)

Geb. in München als Tochter des Mundartdichters Carl Stieler. – Sie lebte als Schriftstellerin in Augsburg und Tegernsee.

Die Försterei . . . . . 270

In: Junge Mädchen. Ein Almanach herausgegeben von Frida Schanz. Vierter Jahrgang. Mit 32 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1898.]

#### ADELHEID STIER (1852–1942)

Geb. in Potsdam als Tochter eines höheren Finanzbeamten. Nach der Lehrerinnenprüfung Tätigkeit an einer Privatschule, später Pflege des kranken Vaters. Nach dessen Tod Zusammenleben mit der verheirateten Schwester in Gotha.

Mode und Persönlichkeit . . . . . 224

In: Jungmädchenwelt. Ein Jahrbuch für junge Mädchen. Erzählungen ernstern und heiteren Inhalts. Plaudereien über Kunst und Wissenschaft, Länder und Völker, Beruf, Sport, Haus, Hof und Garten. [Erster Jahrgang.] Mit 119 ein- und mehrfarbigen Abbildungen. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart/Berlin/Leipzig [1927]. – Von dem Jahrbuch erschienen von 1927 bis 1930 vier Jahrgänge.

Backfischträume . . . . . 274

In: Junge Mädchen. Ein Almanach begründet von Clementine Helm und Frida Schanz. Herausgegeben von Frida Schanz. Sechster Jahrgang. Mit 26 farbigen Einschaltbildern, sowie zahlreichen Textabbildungen und Vignetten. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. [1900.]

#### BERTHA VON SUTTNER (geb. Gräfin Kinsky; 1843–1914)

Geb. in Prag als Tochter eines vor ihrer Geburt bereits verstorbenen österreichischen Feldmarschall-Leutnants. Ihre Mutter ist Schriftstellerin. Sie wird Erzieherin bei der Familie des Barons von Suttner in Wien, dessen Sohn sie 1876 gegen den Willen der Familie heiratet. – Sie war Lehrerin, Korrespondentin und Schriftstellerin, Mitinitiatorin der »Deutschen Friedensgesellschaft«. Ihr Roman »Die Waffen nieder« (1889) wurde ein Welterfolg. 1905 erhielt sie als erste Frau den Friedensnobelpreis.

*Lit.:* Bertha von Suttner: Memoiren. Hrsg. von Lieselotte von Rein-

ken. Bremen: Schünemann, 1965. – Beatrix Kempf: Bertha von Suttner. München: Heyne, 1987. – Ilse Kleberger: Bertha von Suttner. München: dtv, 1988.

Ferdöß (von Helene Böhlau) . . . . . 398

In: Frühlingszeit. Eine Lenzes- und Lebensgabe. Unsern erwachsenen Töchtern zur Unterhaltung und Erhebung gewidmet von den Deutschen Dichterinnen der Gegenwart. Herausgegeben von Bertha von Suttner. [2. Aufl.] Berlin W. Globus Verlag G.m.b.H. [1906.] – Die erste Ausgabe erschien in gleicher Aufmachung 1896 im Süddeutschen Verlagsinstitut Stuttgart.

*Vorrede (aus dem Rundschreiben an die Mitarbeiterinnen):* »Was mich zu der Herausgabe dieses Buches bestimmt hat, ist ja eben die Absicht, daß neben den zahlreichen Geschenkwerken, in welchen unserer weiblichen Jugend stets auf das eindringlichste und süßlichste gepredigt wird, „hübsch fromm“ und „hübsch häuslich“ und hübsch abwehrend gegen alle Bestrebungen der Neuzeit zu sein, endlich auch ein solches Geschenkwerk erscheine, das von derlei Tendenzen frei ist, das die heranreifenden Bürgerinnen einer neuen Zeit nicht von vornherein gegen die Erscheinungen dieser Zeit kopfscheu macht, das allein den Zweck hat, ihren geistigen Horizont zu erweitern, ihnen die Kenntnisse ihrer dichtenden Zeitgenossinnen zu vermitteln und ihrem Drang nach Kunstgenüß erhebende Befriedigung zu gewähren.«

#### FRANZISKA TIBURTIUS (1843–1927)

Geb. in Bischamitz auf Rügen als Tochter eines Gutsbesitzers. Zunächst Erzieherin und Lehrerin, ab 1871 Medizinstudium in Zürich. – Zusammen mit ihrer Kollegin Lehmus richtete sie in Berlin eine Poliklinik ein. Beide waren 15 Jahre lang die einzigen Ärztinnen Berlins.

*Lit.:* Franziska Tiburtius: Erinnerungen einer Achtzigjährigen. Berlin: Schwetschke, 1923.

Der wissenschaftliche Beruf . . . . . 205

In: Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen. Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte herausgegeben von Amalie Baisch, geb. Marggraff. Mit einem Titelbild von Emanuel Spitzer. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt. 1889.

#### MAGDA TROTT (1880–1945)

Geb. in Freystadt in Niederschlesien. Im Lettehaus in Berlin Ausbildung zur Kindergärtnerin. – Sie veröffentlichte mehr als 200 Bücher, zu denen neben den Erfolgsserien »Goldköpfchen«, »Pucki« und »Pommerle« zahlreiche weitere Bücher für Mädchen gehören.

[Ein deutsches Mädel] . . . . . 133

In: Pommerle, ein deutsches Mädel. Eine Erzählung für Mädchen von Magda Trott. Mit 12 Bildern von Oskar Theuer. Paul Franke Verlag. Inh.: Paul Franke & Rudolph Henßel G.m.b.H. Berlin [1934]. – Mit Genehmigung des Titania-Verlags F. Schroll, Stuttgart. – Das Buch ist Teil einer Serie für 8–12jährige Mädchen. Der erste Band »Pommerle« erschien 1926 in den Graphischen Werken Leipzig. Die Serie lief 1938 mit dem Band »Pommerle im Frühling des Lebens« aus.

#### LUDWIG UHLAND (1787–1862)

Geb. in Tübingen als Sohn eines Universitätssekretärs. Jurastudium. Er ist Volksvertreter in verschiedenen Organen, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments. Er bildet das Zentrum des schwäbischen Dichterkreises und gilt als der bedeutendste »volkstümliche« Lied- und Balladendichter des 19. Jahrhunderts.

Des Goldschmieds Töchterlein . . . . . 261

In: Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen. Mit Illustrationen von Paul Thumann, W. Georgy, J. Füllhaas u. A. Achte Auflage. Leipzig. C. F. Amelang's Verlag. [1874.] – »Des Goldschmieds Töchterlein« erschien 1815.

#### FRIEDERIKE HELENE UNGER (1741–1813)

Geb. in Berlin als Tochter eines Generals. Aufgewachsen und erzogen in einer Potsdamer Predigerfamilie. Seit 1804 verheiratet mit dem Berliner Buchhändler, Verleger und Holzschnittkünstler Unger. – Sie übersetzte französische Werke, u. a. von Rousseau, und schrieb selbst vor allem Romane.

*Lit.:* Adalbert von Hanstein: Die Frauen in der Geschichte des Deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. Zweites Buch. Leipzig: Freund und Wittig, 1900. S. 300ff.

[In die Pension] . . . . . 285

In: *Julchen Grünthal*. Dritte durchaus veränderte und mit einem zweiten Band vermehrte Ausgabe. [Erster Teil.] Berlin 1798, bei Johann Friedrich Unger. – Die erste Ausgabe erschien 1784 anonym mit dem Untertitel »Eine Pensionsgeschichte«. 1788 veröffentlichte der Prediger J. E. Stutz anonym einen zweiten Teil. Der zweite Teil der 1798 erschienenen 3. Auflage stammt von Helene Unger. Der erste Teil erzählt zur Warnung – aus der Perspektive des Vaters – die Geschichte der »Verführung« der ländlichen »Unschuld« Julies während der Zeit ihres Aufenthalts in einem Berliner Pensionat französischen Stils. Am Ende verlieren sich die Spuren der verführten Julie in Rußland. – Ein Reprint der Ausgabe von 1798 erschien 1991 bei Olms in Hildesheim.

#### ELSE URY (1877–1943)

Geb. in Berlin als Tochter eines Tabakfabrikanten. 1935 wird sie als Jüdin aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen und erhält Schreibverbot. Sie kam vermutlich 1943, während der Deportation nach Auschwitz, um. – Else Ury veröffentlichte seit 1906 neben der Erfolgsserie »Nesthäkchen« (1918 ff.), die bis heute aufgelegt wird, etwa 30 Bücher für Kinder, jüngere und junge Mädchen.

*Lit.:* Marianne Brentzel: Nesthäkchen kommt ins KZ. Eine Annäherung an Else Ury 1877–1943. Zürich: eFeF, 1992.

Wie es Puppe Gerda bei Nesthäkchen gefiel . . . . . 119

In: *Nesthäkchen und ihre Puppen*. Eine Geschichte für kleine Mädchen von Else Ury. Mit vielen Textbildern und farbigen Illustrationen nach Originalen von Professor R. Sedlacek. 300. bis 309. Tausend. Meidinger's Jugendschriften Verlag G.m.b.H. Berlin [um 1925]. – Die erste Auflage erschien 1918, ebenfalls bei Meidinger. – © K. Thienemanns Verlag, Stuttgart und Wien.

Tanzstunde . . . . . 448

In: *Nesthäckens Backfischzeit*. Band 5 [der Serie]. Eine Jungmädchen-Geschichte von Else Ury. Illustriert von Professor R. Sedlacek. 79. bis 84. Tausend. Meidinger's Jugendschriften Verlag G.m.b.H. Berlin [um 1925]. – Die erste Auflage erschien 1920, ebenfalls bei Meidinger. – © K. Thienemanns Verlag, Stuttgart und Wien.

SOPHIE VERENA (d. i. Sophie Alberti, geb. Mödinger; 1826–1892)

Geb. in Potsdam als Tochter eines Geheimen Rats. 1866 Heirat des Schulrats Alberti (gest. 1870). – Seit den 50er Jahren veröffentlichte sie vor allem Erzählprosa, darunter einiges für junge Mädchen.

Mädchenfreundschaft im Pensionat . . . . . 361

In: *Aus der Pension*. Briefe einer Fünfzehnjährigen an eine Siebzehnjährige. Frei nach dem Englischen des H. Mayhew von Sophie Verena. Zweite Auflage. Mit Illustrationen von A. Holländer. Berlin 1876. Verlag von J. Guttentag (D. Collin). – Die erste Auflage ist nicht identifizierbar.

HERMINE VILLINGER (Pseud.: H. Willfried; 1849–1917)

Geb. in Freiburg als Tochter eines Geheimen Kriegsrats. Aufgewachsen in Karlsruhe und im Klosterpensionat in Offenburg. Später lebt sie als freie Schriftstellerin in Karlsruhe. – Sie schrieb Theaterstücke und vor allem Erzählprosa.

Im Klosterpensionat . . . . . 406

In: *Mein Kloster Tagebuch* von Hermine Villinger. Mit vier Vollbilddarstellungen von Curt Liebich. Verlag von Gustav Weise. Stuttgart [1905]. – Neben dem »Kloster Tagebuch« ist auch »Simplizitas« (1906) autobiographische Prosa.

LINA WALTHER (geb. Moeller; 1824–1907)

Geb. in Erfurt als Tochter eines Geistlichen. Später Leben in Magdeburg und nach der Heirat des Pastors Walther in Seehausen in Sachsen und in Wernigerode. – Nach dem Tod ihres Mannes (1875) begann sie zu schreiben.

*Lit.:* Lina Walther: Aus meiner Jugendzeit. Gotha: Schloßmann, 1901.

Von der Wahl eines Berufes . . . . . 210

In: *Reisekost auf den Lebensweg*. Ihren jugendlichen Schwestern dargelegt von Lina Walther. Mit einem Vorwort von Djakon W. Baur, Generalsuperintendent der Rheinprovinz. Dritte Auflage. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 1895. – Die erste Auflage erschien 1889.

*Vorrede:* »Was die Verfasserin, die Tochter eines gesegneten Pastors der Pastoren, die Witwe eines aus der Arbeit heimgerufenen treuen Geistlichen, aus warmer Liebe, aus reicher Erfahrung niedergeschrieben hat, kann unsren konfirmierten Töchtern zur Beständigkeit im Glauben und in der Liebe, in Fried' und Freude, zur Rüstung für den irdischen Beruf und für das himmlische Erbe gereichen. [...] – ach, daß ich's allen, die müssig am Markte stehen ins Gewissen rufen könnte: die Einfalt, die wie der Herr den Schurz umbinden und Diakonisse wird, ist es, welche durch das verwirrende Vielerlei weiblicher Berufsarten, Beschäftigungen und Zerstreuungen in dieser Zeit sicher hindurchleitet.«

HERTA WEBER-STUMFOHL (geb. 1913)

Österreichische Obergäuführerin des BDM

[Mädchen auf dem Reichsparteitag] . . . . . 469

In: Ostmarkmädchen von Herta Weber-Stumfohl. Ein Erlebnisbuch aus den Anfangsjahren und der illegalen Kampfzeit des BDM. In der Ostmark. 6.–10. Tausend. Junge Generation Verlag / Berlin [1940]. – Die erste Auflage erschien 1939.

INGEBORG WESSEL (geb. 1909)

Geb. in Mühlheim a. d. Ruhr als Tochter eines Pfarrers. Aufgewachsen in Mühlheim und in Berlin, wo der Vater Prediger an der Nicolai-Kirche war. Medizinstudium in Berlin. Seit 1934 Mitglied der NSDAP. Verfasserin und Herausgeberin nationalsozialistischer Parteiliteratur, Biographin ihres Bruders Horst Wessel, dessen Lied »Die Fahne hoch« zur zweiten Nationalhymne im NS-Staat wurde.

Das Mädchen und die Fahne . . . . . 138

In: Das neue Buch für Mädchen. Herausgegeben von Ing[e]borg Wessel. Mit Lichtbildern, Karten und vielen Zeichnungen im Text von E. Winkler, W. Planck, V. Stroda, A. von Volborth, W. Petersen u. a. Loewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart [1935]. – Das Buch enthält Lieder und kurze Prosa zu allen Bereichen der nationalsozialistischen Weltanschauung. Es führt als Altersangabe »12–15« an. Vor allem die Photos und Illustrationen, aber auch die Kürze und Einfachheit der

Texte verweisen darauf, daß jüngere Mädchen angesprochen werden sollen.

OTILIE WILDERMUTH (geb. Rooschütz; 1817–1877)

Geb. in Rottenburg am Neckar als Tochter eines Juristen. Aufgewachsen in Marbach. 1843 Heirat des Gymnasialprofessors Wildermuth, mit dem sie in Tübingen lebt. – In den 50er und 60er Jahren war sie als Volksschriftstellerin sowie als Kinder- und Jugendschriftstellerin ungemein produktiv. Sie arbeitete an ca. 60 Zeitschriften mit. 1876 gab sie den bei Kröner neugegründeten »Jugendgarten« heraus, der später von den Töchtern Agnes und Adelheid weitergeführt wurde.

*Lit.:* Agnes Willms / Adelheid Wildermuth: Otilie Wildermuths Leben. Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt und ergänzt von ihren Töchtern. Stuttgart: Kröner, 1888. – Karl Kinzel: Otilie Wildermuth. In: Junges Mädchen. Ein Almanach. Hrsg. von Frida Schanz. Vierter Jahrgang. Bielefeld/Leipzig: Velhagen & Klasing [1898]. S. 35 ff. – Vera Vollmer: Otilie Wildermuth. In: Schwäbische Lebensbilder. Hrsg. von Hermann Haering. Stuttgart: Kohlhammer, 1950.

Im Vaterhaus . . . . . 319

In: Die Lehrjahre der zwei Schwestern. In: Otilie Wildermuth's Werke. Erste Gesammt-Ausgabe. Fünfter Band. Stuttgart. Verlag von Adolph Krabbe. 1862. – Die Erzählung erschien im Rahmen der Sammlung »Aus dem Frauenleben« erstmals 1857, ebenfalls bei Krabbe.

HELENE JOHANNA ZELLER (1878–?)

Geb. in Neippert als Tochter eines evangelischen Geistlichen. Gründerin einer privaten Töchterschule in Freudenstadt. – Sie veröffentlichte Kinder- und Jugendliteratur und arbeitete als Zeitungsredakteurin.

Das Dienstjahr der Frau . . . . . 233

In: Mutterland. Ein Buch für Deutschlands Mädchen und Frauen von H[elene] J[ohanna] Zeller. Verlagsbuchhandlung H. A. Berg, Gauting bei München 1929.

**Vorrede:** »Das Buch ›Mutterland‹ möchte Streiflichter werfen auf die von manchen vielleicht in ihrem ganzen Umfang, ihrer vollen Bedeutung ungeahnte Mannigfaltigkeit dessen, was von der Mutter verlangt und erwartet wird, was die Mutter wirken kann und soll. Eine Mutter ist wie ein tiefer Brunnen, aus dem gutes Wasser quillt, und den man doch nie ausschöpfen kann.«

Der Verlag Philipp Reclam jun. dankt für die Nachdruckgenehmigung den Rechteinhabern, die durch den Quellennachweis oder einen folgenden Copyrightvermerk bezeichnet sind. Für einige Autorinnen waren die Rechteinhaber nicht festzustellen. Hier ist der Verlag bereit, nach Anforderung rechtmäßige Ansprüche abzugelten.

## Abbildungsnachweis und Illustratorenregister

- 74 Titelblatt von *Kleine Lieder für kleine Mädchen, und Jünglinge* von Gottlob Wilhelm Burmann, 1777. Kupferstich von Christian Ludwig Stahlbaum.
- 89 Frontispiz zu *Wie Auguste und Wilhelmine ihre Puppe erzogen* von einer Kinderfreundin, [1837].
- 103 Abbildung aus *Gute Freundschaft. Erzählungen und Gedichte für Mädchen* von Martha Giese, [1897], S. 13. Zeichnung von Oscar Pleßsch.
- 106–108 Abbildungen aus *Guck! Guck! Ein Bilderschatz für unsere Kleinen* [Tl. 2] von Helene Binder, [1924], S. 6, 56 und 57.
- 135 Einband von *Pommerle, ein deutsches Mädel* von Magda Trött, 1934. Gestaltung von Lotte Oldenburg-Wittig.
- 150/151 Titelblatt und Frontispiz zu *Väterlicher Rath für meine Tochter* von Joachim Heinrich Campe, 1789.
- 203 Titelblatt von *Die rathende Freundin. Mitgabe für junge Mädchen beim Eintritt in's Leben* von Marie von Lindeman, 1886.
- 207 Titelblatt von *Aus der Töchterschule ins Leben*, hrsg. von Amalie Baisch, 1889.
- 246 Titelblatt von *Der Mägdelein Lustgarten. Erster Theil*, hrsg. von Heinrich Dittmar, 1822.
- 257 Abbildung aus *Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen*, [1874], S. 3.
- 266/267 Abbildungen aus *Duftige Blüten. Eine poetische Festgabe für junge Mädchen*, hrsg. von Hugo Klemmert, [um 1901], S. 47 und 49.
- 272 Vignette aus *Junge Mädchen. Ein Almanach*, hrsg. von Frida Schanz. Vierter Jahrgang (1898) S. 271.
- 275 Vignette aus *Junge Mädchen. Ein Almanach*, hrsg. von Frida Schanz. Siebenter Jahrgang (1901) S. 272.
- 293 Titelblatt von *Theone. Erster Band* von Jakob Glatz, 1810.
- 311 Titelblatt von *Töchter-Album*, hrsg. von Thekla von Gumpert. 1. Band [1855].
- 332 Abbildung aus *Blumen und Perlen* von Rosalie Koch, 1869. Kolorierte Lithographie von Louise Thalheim.
- 334/335 Titelblatt und Frontispiz zu *Felicia. Zweiter Theil* von Anna Stein [1862]. Kolorierte Lithographie von Theodor Hosemann.

- 353 Frontispiz zu *Backfischchen's Leiden und Freuden. Eine Erzählung für junge Mädchen* von Clementine Helm, <sup>2</sup>1868.
- 363 Titelblatt zu *Aus der Pension* von Sophie Verena, <sup>2</sup>1876. Illustration von Alfons Holländer.
- 367 Frontispiz zu *Der Trotzkopf. Eine Pensionsgeschichte für erwachsene Mädchen* von Emmy von Rhoden, 1885.
- 374 Einband von *Sina. Eine Erzählung für junge Mädchen* von Johanna Spyri, <sup>3</sup>[1886]. Gestaltung von Robert Pötzlberger.
- 400/401 Buchschmuck aus *Frühlingszeit*, hrsg. von Bertha von Suttnér, <sup>2</sup>1906.
- 423 Einband von *Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin. Von ihr selbst erzählt* von Adelheid Popp, 1909. Illustration von Käthe Kollwitz. – © VG Bild-Kunst, Bonn.
- 431 Titelblatt zu *Regina Himmelschütz* von Helene Raff, 1913. Zeichnung von Arpad Schmidhamer.
- 499 Schutzumschlag von *Nesthäkchens Backfischzeit* von Else Ury, [um 1925]. Illustration von Robert Sedlacek.

Holländer, Alfons (1845–1923) 363  
 Hosemann, Theodor (1807–1875) 334  
 Kollwitz, Käthe (1867–1945) 423  
 Oldenburg-Wittig, Lotte (1896–?) 135  
 Pletsch, Oscar (1830–1888) 104  
 Pötzlberger, Robert (1856–1930) 374  
 Thalheim, Louise (1817–1896) 332  
 Sedlacek, Robert (1881–1957) 449  
 Schmidhamer, Arpad (1857–1921) 431  
 Stahlbaum, Christian Ludwig (?–1795) 74

### Literaturhinweise

- Arendt, Dieter: Das Bild des Vaters im Mädchenbuch oder: Der präparierte Familienvater. In: Fundevogel 61 (1989) S. 9–14.
- Barth, Susanne: Das Goldtöchterchen. Zur geschlechtsspezifischen Erziehung von kleinen Mädchen im Kinderbuch. In: Der Deutschunterricht 42 (1990) H. 3. S. 61–78.
- Jungfrauenzucht. Literaturwissenschaftliche und pädagogische Studien zur Mädchenerziehungsliteratur zwischen 1200 und 1600. Stuttgart: Metzler, 1994.
- Blochmann, Elisabeth: Das »Frauenzimmer« und die »Gelehrsamkeit«. Eine Studie über die Anfänge des Mädchenschulwesens in Deutschland. Heidelberg: Quelle & Meyer, 1966.
- Bovenschen, Silvia: Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979.
- Brehmer, Ilse [u. a.] (Hrsg.): Frauen in der Geschichte. Bd. IV: »Wissen heißt leben . . .«. Beiträge zur Bildungsgeschichte von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Düsseldorf: Schwann, 1983.
- Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. 2 Bde. München: Beck, 1988.
- [u. a.]: Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800–1945. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 1986.
- Das Buch vom Kinde. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit unter Mitarbeit hervorragender Fachleute. Hrsg. von Adele Schreiber. 2 Bde. Leipzig und Berlin: Teubner, 1907.
- Budeus-Budde, Roswitha: Das Töchter-Album von Thekla von Gumpert. Prägung eines erbaulichen Frauenideals – Programm einer Mädchenzeitschrift des 19. Jahrhunderts. Frankfurt: dipa, 1986.
- Cordes, Roswitha (Hrsg.): Vater, Mutter, Schwestern, Brüder – Familie, wie sie im Buche steht. Schwerthe: Katholische Akademie, 1987. (Dokumentation. 18.)
- Dahrendorf, Malte: Das Mädchenbuch und seine Leserin. Jugendliteratur als Instrument der Sozialisation. Weinheim: Beltz, <sup>3</sup>1980.
- Das Mädchenbuch. In: Gerhard Haas (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteratur. Ein Handbuch. 3., völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart: Reclam, 1984. S. 110–138.

- Dyrenfurth, Irene: Geschichte des deutschen Jugendbuches. Mit einem Beitrag über die Entwicklung nach 1945 von Margarete Dierks. Zürich: Atlantis, 1967.
- Eicke, Dagmar-Renate: »Teenager« zu Kaisers Zeiten. Die »höhere Tochter« in Gesellschafts-, Anstands- und Mädchenbüchern zwischen 1860 bis 1900. Marburg: Marburger Studienkreis für Europäische Ethnologie, 1980.
- Engelhardt, Ulrich: »... geistig in Fesseln?« Zur normativen Plazierung der Frau als »Kulturträgerin« in der bürgerlichen Gesellschaft während der Frühzeit der deutschen Frauenbewegung. In: M. Rainer Lepsius (Hrsg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Tl. 3: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung. Stuttgart: Klett-Cotta, 1990. S. 113–175. (Industrielle Welt. 47.)
- Ewers, Hans-Heino (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteratur der Aufklärung. Eine Textsammlung. Stuttgart: Reclam, 1980. (Universal-Bibliothek. 9992.)
- (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteratur der Romantik. Eine Textsammlung. Stuttgart: Reclam, 1984. (Universal-Bibliothek. 8026.)
- Frauen Lesen. Untersuchungen und Fallgeschichten zur »weiblichen Lektürepraxis« und literarischen Sozialisation von Studentinnen. Berlin: Literatur & Erfahrung, 1993. (Literatur & Erfahrung. 26/27.)
- Frederiksen, Elke (Hrsg.): Die Frauenfrage in Deutschland 1865 bis 1915. Texte und Dokumente. Stuttgart: Reclam, 1981. (Universal-Bibliothek. 7737.)
- Frevert, Ute: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1986.
- Fürs schöne Geschlecht. Frauenalmanache zwischen 1800 und 1850. Ausstellungskatalog. Universität und Staatsbibliothek Bamberg, 1993.
- Goerth, Albrecht: Über Jugendlectüre für Mädchen. In: Pädagogium 4 (1888) S. 17–43.
- Erziehung und Ausbildung der Mädchen. Leipzig: Klinkhardt, 1894.
- Grenz, Dagmar: Mädchenliteratur. Von den moralisch-belehrenden Schriften im 18. Jahrhundert bis zur Herausbildung der Backfisch-literatur im 19. Jahrhundert. Stuttgart: Metzler, 1981.
- Von der Nützlichkeit und Schädlichkeit des Lesens. In: Die Schieferfalte 4 (1981) H. 1/2. S. 75–92.
- »Der Trotzkopf« – ein Bestseller damals und heute. In: Informationen Jugendliteratur und Medien N.F. 34 (1983) H. 3. S. 50–54.

- Grenz, Dagmar: »Das eine sein und das andere auch sein ...: Über die Widersprüchlichkeit des Frauenbildes am Beispiel der Mädchenliteratur. In: Brehmer (Hrsg.): »Wissen heißt leben ...«. S. 282–301.
- Kämpfen und arbeiten wie ein Mann – sich aufopfern wie eine Frau. Zu einigen zentralen Aspekten des Frauenbildes in der nationalsozialistischen Mädchenerziehung. In: Wirkendes Wort 38 (1988) H. 3. S. 190–210.
- Zeitgenössische Mädchenliteratur – Tradition oder Neubeginn? In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 19 (1988) H. 3. Tl. 2, S. 2–21.
- Häntzschel, Günther (Hrsg.): Bildung und Kultur bürgerlicher Frauen 1850–1918. Eine Quellendokumentation aus Anstandsbüchern und Lebenshilfen für Mädchen und Frauen als Beitrag zur weiblichen literarischen Sozialisation. Tübingen: Niemeyer, 1986. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. 15.)
- Handbuch der Kinder- und Jugendliteratur. Vom Beginn des Buchdrucks bis 1570. Hrsg. von Theodor Brüggemann in Zsarb. mit Otto Brunken. Stuttgart: Metzler, 1987.
- Handbuch der Kinder- und Jugendliteratur. Von 1570 bis 1750. Hrsg. von Theodor Brüggemann in Zsarb. mit Otto Brunken. Stuttgart: Metzler, 1991.
- Handbuch der Kinder- und Jugendliteratur. Von 1750 bis 1800. Hrsg. von Theodor Brüggemann in Zsarb. mit Hans-Heino Ewers. Stuttgart: Metzler, 1982.
- Hanstein, Adalbert von: Die Frauen in der Geschichte des Deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts. 2 Bde. Leipzig: Freund & Wittig 1899–1900.
- Harder, Agnes: Was sollen unsere jungen Mädchen lesen? Ein literarischer Führer. Berlin-Lichterfelde: Runge, 1919.
- Hausen, Karin: Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett, 1976. S. 367–393.
- (Hrsg.): Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. München: Beck, 1983.
- Hopfner, Johanna: Mädchenerziehung und weibliche Bildung um 1800. Im Spiegel der populär-pädagogischen Schriften der Zeit. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1990.

- Hopster, Norbert: Mädchenbild und Mädchenliteratur im Nationalsozialismus. In: Schiefertafel 9 (1986) S. 21–35.
- Kaminski, Winfried: Kinder- und Jugendliteratur in der Zeit von 1945 bis 1960. In: Klaus Doderer (Hrsg.): Zwischen Trümmern und Wohlstand. Literatur der Jugend 1945–1960. Weinheim: Beltz, 1988. S. 17–207.
- Kammler, Eva: Zwischen Professionalisierung und Dilettantismus. Romane und ihre Autorinnen um 1800. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992. (Kulturwissenschaftliche Studien zur deutschen Literatur.)
- Kinz, Gabriele: Der Bund Deutscher Mädel. Ein Beitrag zur außerschulischen Mädchenerziehung im Nationalsozialismus. Frankfurt a. M. [u. a.]: Lang, 1990.
- Klöinne, Irmgard: »Ich spring' an diesem Ringe«. Mädchen und Frauen in der deutschen Jugendbewegung. Pfaffenweiler: Centaurus, 1990.
- Könnecker, Marie-Luise: Mädchenjahre. Ihre Geschichte in Bildern und Texten. Darmstadt: Luchterhand, 1988.
- Kößler, Gottfried: Mädchenkindheiten im 19. Jahrhundert. Gießen: focus, 1979.
- Köster, Hermann Leopold: Geschichte der deutschen Jugendliteratur. Unveränderter Nachdruck der 4. Auflage von 1927. Mit einem Nachwort und einer annotierten Bibliographie von Walter Scherf. München-Pullach: Dokumentation, 1972.
- Die literarischen Interessen der Übergangszeit. In: Archiv für Pädagogik 1 (1913) Tl. I. S. 449–466.
- Krüger, Anna: Das gute Mädchenbuch. In: Der Deutschunterricht 9 (1957) H. 4. S. 93–113.
- Krumrey, Horst-Volker: Entwicklungsstrukturen von Verhaltensstandards. Eine soziologische Prozeßanalyse auf der Grundlage deutscher Anstands- und Manierenbücher von 1870 bis 1970. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984.
- Lange, Helene: Entwicklung und Stand des Höheren Mädchenschulwesens in Deutschland. Berlin: Gaertner, 1893.
- Lehnert, Gertrud: Zur Darstellung weiblicher Sozialisation in der Mädchenliteratur. In: Fundevogel 96/97 (1992) S. 4–12.
- Lippert, Elisabeth: Der Lesestoff der Mädchen in der Vorpubertät. Erfurt: Stenger, 1931.
- Mädchenbücher aus drei Jahrhunderten. Ausstellungskatalog. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität, 1983.

- Märchen und Mühsal. Arbeit und Arbeitswelt in Kinder- und Jugendbüchern aus drei Jahrhunderten. Eine Ausstellung der Universität Bielefeld. Hrsg. von Norbert Hopster und Ulrich Nassen. Bielefeld: Granier, 1988.
- Martin, Klaus: Mädchenerziehung zur Zeit der faschistischen Herrschaft in Deutschland. 2 Bde. Frankfurt a. M.: dipa, 1983.
- Mayr-Kleffel, Verena: Mädchenbücher: Leitbild für Weiblichkeit. Opladen: Leske, 1984.
- Meiners, Karin: Der besondere Weg, ein Weib zu werden. Über den Einfluß von Leitbildern auf die Entwicklung der höheren Mädchenerziehung seit dem 17. Jahrhundert. Frankfurt a. M. [u. a.]: Lang, 1982.
- Merget, A[ugust]: Geschichte der deutschen Jugendliteratur. Unveränderter fotomechanischer Nachdruck der 3. Auflage von 1882. Hanau: Dausien, 1967.
- Möhrrmann, Renate: Die andere Frau. Emanzipationsansätze deutscher Schriftstellerinnen im Vorfeld der Achtundvierziger-Revolution. Stuttgart: Metzler, 1977.
- (Hrsg.): Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente. Stuttgart: Reclam, 1978. (Universal-Bibliothek. 9903.)
- Moore, Cornelia Niekus: The Maiden's Mirror. Reading Material for German Girls in the Sixteenth and Seventeenth Centuries. Wiesbaden: Harrassowitz, 1987. (Wolfenbütteler Forschungen. 36.)
- Morgenstern, Lina: Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Biographische und culturhistorische Zeit- und Charaktergemälde. 3 Bde. Berlin: Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung, 1888–1891.
- Oberfeld, Charlotte / Weber-Kellermann, Ingeborg: »Familien Glück« im Mädchenbuch. In: Horst Schaller (Hrsg.): Umstrittene Jugendliteratur. Fragen zu Funktion und Wirkung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 1976. S. 47–60.
- Otto, Ingrid: Bürgerliche Töchtererziehung im Spiegel illustrierter Zeitschriften von 1865 bis 1915. Eine historisch-systematische Untersuchung anhand einer exemplarischen Auswertung des Bildbestandes der illustrierten Zeitschriften »Die Gartenlaube«, »Über Land und Meer«, »Daheim« und »Illustrierte Zeitung«. Hildesheim: Lax, 1990.
- Otto, Louise: Frauenleben im Deutschen Reich. Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Hinweis auf Gegenwart und Zukunft. Neu-

- druck der Ausgabe Leipzig 1876. Mit einer Einleitung von Ruth Bleckwenn. Paderborn: Hüttemann, 1988.
- Pech, Klaus-Ulrich (Hrsg.): Kinder- und Jugendliteratur vom Biedermeier bis zum Realismus. Eine Textsammlung. Stuttgart: Reclam, 1985. (Universal-Bibliothek. 8087.)
- Peters, Dietlinde: Mütterlichkeit im Kaiserreich. Bielefeld: Kleine, 1984.
- Pinoff, Minna: Reform der weiblichen Erziehung als Grundbedingung zur Lösung der sozialen Frage der Frauen. Breslau: Maruscheck & Berendt, 1867.
- Ras, Marion E. P. de: Körper, Eros und weibliche Kultur. Mädchen im Wandervogel und in der Bündischen Jugend 1900–1933. Pfaffenweiler: Centaurus, 1988.
- Reese, Dagmar: Straff, aber nicht stramm – herb, aber nicht derb. Zur Vergesellschaftung von Mädchen durch den Bund Deutscher Mädel im soziokulturellen Vergleich zweier Milieus. Weinheim: Beltz, 1989. (Ergebnisse der Frauenforschung. 18.)
- Regener, Susanne: Das verzeichnete Mädchen. Zur Darstellung des bürgerlichen Mädchens in Photographie, Puppe, Text im ausgehenden 19. Jahrhundert. Marburg: Jonas, 1988.
- Rigol, Rosemarie Mathilde: Backfischbücher – Spiegel bürgerlicher Existenz im 19. Jahrhundert. In: Der Deutschunterricht 38 (1986) H. 3. S. 57–71.
- Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1982.
- Schmaußer, Beatrix: Blausturmpf und Kurtisane. Bilder der Frau im 19. Jahrhundert. Stuttgart: Kreuz-Verlag, 1991.
- Schmidt, Heiner: Das lesende Mädchen. Eine Untersuchung der Mädchenlektüre. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1959.
- Schweizer, Antonie / Sitte, Simone: Tugend – Opfer – Rebellion. Zum Bild der Frau im weiblichen Erziehungs- und Bildungsroman. In: Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann (Hrsg.): Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1989. S. 144–165.
- Simmel, Monika: Erziehung zum Weibe. Mädchenbildung im 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Campus, 1980.
- Stach, Reinhard: Die Robinsonin. Titelfigur im Mädchenbuch. In: Pädagogische Rundschau 42 (1988) S. 329–341.

- Tornieporth, Gerda: Studien zur Frauenbildung. Ein Beitrag zur historischen Analyse lebensweltorientierter Bildungskonzeptionen. Weinheim: Beltz, 1977.
- Voigt-Firon, Diana: Das Mädchenbuch im Dritten Reich. Weibliche Rollenangebote zwischen bürgerlichem Frauenbild, faschistischer Neuprägung und Staatsinteresse. Köln: Pahl-Rugenstein, 1989.
- Walter, Eva: Schrieb oft, von Mägde Arbeit müde. Lebenszusammenhänge deutscher Schriftstellerinnen um 1800 – Schritte zur bürgerlichen Weiblichkeit. Mit einer Bibliographie zur Sozialgeschichte von Frauen 1800–1914 von Ute Daniel. Hrsg. von Annette Kuhn. Düsseldorf: Schwann, 1985. (Geschichtsdidaktik. Studien-Materialien. 30.)
- Weber-Kellermann, Ingeborg: Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit. München: Beck, 1988.
- Weickert, Ilse: Die Leseinteressen der werktätigen Mädchen zwischen 14 und 18 Jahren. Bonn: Röhrscheid, 1933.
- Wilkending, Gisela: Beschränkte Abenteuer – Mädchenliteratur. In: G.W.: Kinder- und Jugendbuch. Bamberg: Buchner, 1987. S. 164 bis 202.
- Mädchenliteratur von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum ersten Weltkrieg. In: Reiner Wild (Hrsg.): Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur. Stuttgart: Metzler, 1990. S. 220 bis 250.
  - Man sollte den »Trotzkopf« noch einmal lesen. Anmerkungen zu einer anderen Lesart. In: Fundevogel 78/79 (1990) S. 4–9.
  - »Regina Himmelschütz« von Helene Raff. Ein Gegenmodell zum »Trotzkopf« Emmy von Rhodens. In: Horst Heidtmann (Hrsg.): Jugendliteratur und Gesellschaft. Weinheim: Juventa, 1993. (Beiträge Jugendliteratur und Medien. 4. Beiheft 1993.) S. 64–72.
  - Der Krieg und die Mädchen. Mädchenkriegsliteratur im Ersten Weltkrieg. In: Spiegel der Forschung. Wissenschaftsmagazin [der] Justus-Liebig-Universität Gießen 10 (1993) H. 2. S. 35–41.
  - Wolgast, Heinrich: Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend. 7. Aufl. Hrsg. von Elisabeth Arndt-Wolgast und Walter Flake. Worms: Wunderlich, [1950].
  - Wychgram, Jakob (Hrsg.): Handbuch des höheren Mädchenschulwesens. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen. Leipzig: Voigtländer, 1897.

Zahn, Susanne: Anhang. In: Clementine Helm: Backfischchen's Leiden und Freuden. Eine Erzählung für junge Mädchen. Neu hrsg. von Johannes Merkel und Dieter Richter. München: Weismann, 1981.

- Töchterleben. Studien zur Sozialgeschichte der Mädchenliteratur. Frankfurt a. M.: dipa, 1983.

Zinnecker, Jürgen: Sozialgeschichte der Mädchenbildung. Zur Kritik der Schulerziehung von Mädchen im bürgerlichen Patriarchalismus. Weinheim: Beltz, 1972.

## Tatzenhüppen aus Kinderbüchern

Kinder- und Jugendbücher der Antike

Mit 25 Abbildungen  
Herausgegeben von Hans-Joachim Peter 34,- DM 9,95

Kinder- und Jugendbücher der Romantik

Mit 25 Abbildungen  
Herausgegeben von Hans-Joachim Peter 34,- DM 9,95

Kinder- und Jugendbücher des Realismus

Mit 25 Abbildungen  
Herausgegeben von Hans-Ulrich Peter 34,- DM 9,95



Pippilotta Rechtsanwalt Stuttgart

## Textsammlungen zur Kinderliteratur

IN RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK

### Kinder- und Jugendliteratur der Aufklärung

Mit 25 Abbildungen

Hrsg. von Hans-Heino Ewers. 504 S. UB 9992

### Kinder- und Jugendliteratur der Romantik

Mit 25 Abbildungen

Hrsg. von Hans-Heino Ewers. 640 S. UB 8026

### Kinder- und Jugendliteratur vom Biedermeier bis zum Realismus

Mit 22 Abbildungen

Hrsg. von Klaus-Ulrich Pech. 462 S. UB 8087



---

Philipp Reclam jun. Stuttgart

## Universal-Bibliothek

Besteht Mädchenliteratur nur aus bieder-süßlichen Lehrgedichten und tugendwächterisch erhobenen Zeigefingern? Die ausgewählten Texte dokumentieren die zunehmende Konfrontation des traditionell schlicht-häuslichen Mädchenbildes mit der »weiten Welt«, mit fremden Idealen, neuen Ausbildungs-, Arbeits- und Lebensweisen, daneben aber auch seine zeitweilige Vereinnahmung durch nationale Leitbilder. Ausführliche Begleittexte zu politischen, sozialen und kulturgeschichtlichen Hintergründen vervollständigen diese Emanzipationsgeschichte eines Genres.

ISBN 3-15-008985-9



DM 22.00

9 783150 089859